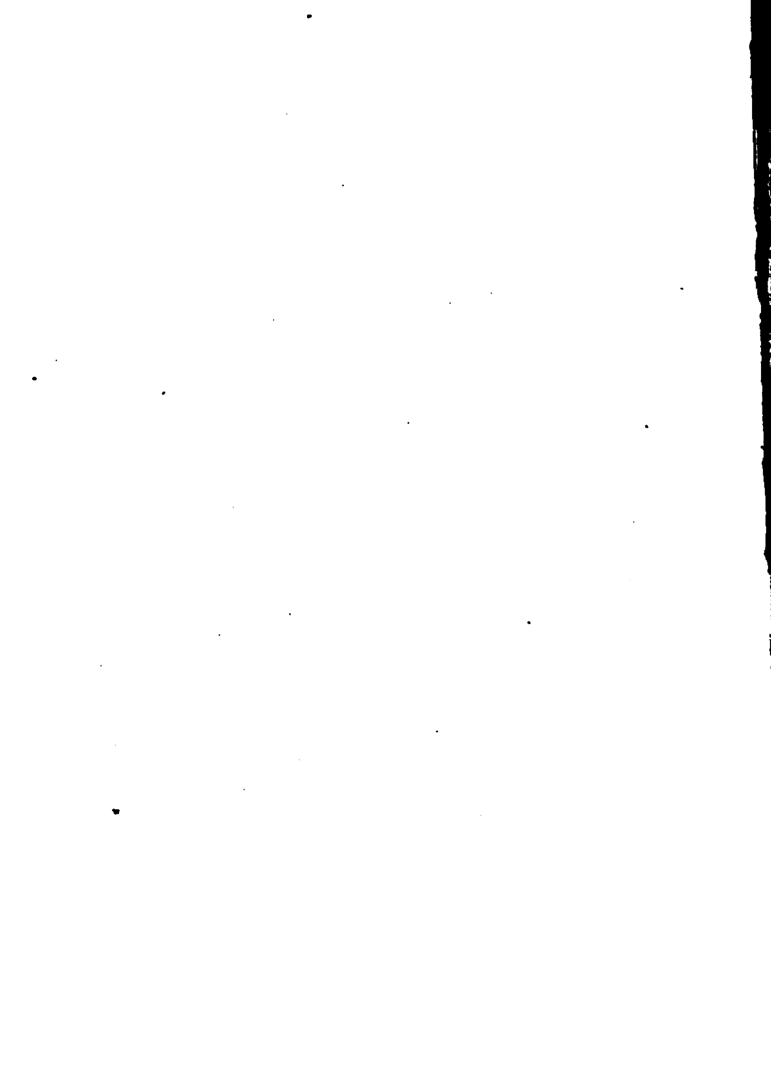
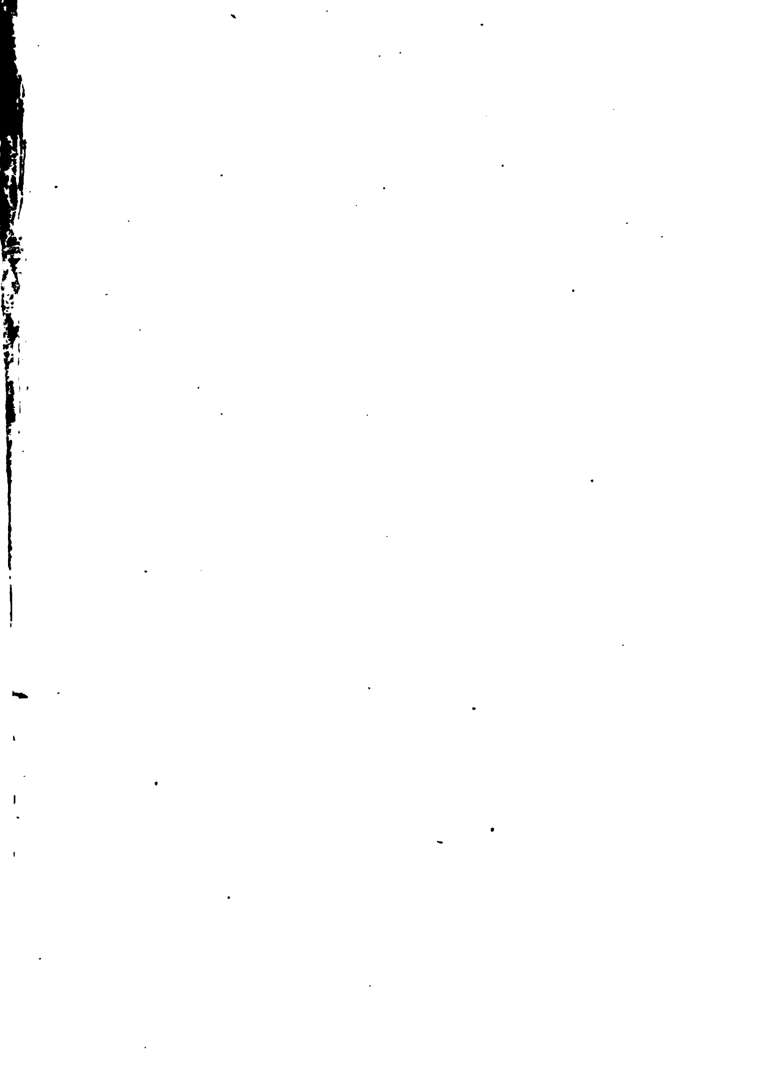












# Victor Hugo's



# sämmtliche Werke,

überſetzt von Mehreren.

---

Dritter Band.

Dritte revidirte Auflage.



Stuttgart:
Rieger'ſche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1858.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

# Bug Jargal.

Ein historischer Roman

übersetzt von

Friedrich Seybold.

---

## I.

Eine Gesellschaft französischer Offiziere war unter sich übereingekommen, die Länge der Nächte im Feldlager durch die Erzählung des einen oder andern Ereignisses aus ihrem Leben zu verkürzen.

Als die Reihe an den Hauptmann Leopold von Auverney kam, versicherte er, daß ihm kein Ereigniß seines Lebens bekannt sei, welches die Aufmerksamkeit seiner Kameraden auf sich zu ziehen verdiene.

„Aber, Hauptmann," sagte der Lieutenant Henri zu ihm, „Sie sind ja doch gereist und haben die Welt gesehen. Waren Sie nicht auf den Antillen, in Afrika, in Italien und Spanien? Und Ihr hinkender Hund, lieber Hauptmann?"

Auverney schüttelte sich, ließ seine Cigarre auf den Boden fallen und kehrte sich rasch dem Eingang des Zeltes zu, als eben ein Hund von ungewöhnlicher Größe auf ihn zuhinkte.

Der Hund sprang auf die Cigarre und zertrat sie; der Hauptmann achtete nicht darauf.

Jetzt leckte der Hund seine Füße, wedelte mit dem Schwanze, machte einige Sprünge und legte sich dann vor ihm nieder. Der Hauptmann war sichtbar bewegt und streichelte den Hund, während er mechanisch mit der linken Hand das Sturmband seines Helms losknüpfte und von Zeit zu Zeit die Worte wiederholte: „Da bist du ja, Rask! Da bist du ja!"

Endlich rief er aus: „Aber wer hat dich denn zurückgebracht?"

„Mit Ihrer Erlaubniß, mein Hauptmann . . ."

Seit einigen Minuten hatte der Sergent Thaddäus die Zeltwand in die Höhe gehoben und stand aufrecht da, den rechten Arm in seinen Mantel gewickelt, die Augen in Thränen glänzend und die Entwicklung der Odyssee stille betrachtend. Er hatte endlich die Worte gewagt: Mit Ihrer Erlaubniß, mein Hauptmann . . .

Auverney blickte auf.

„Bist Du es, Thad, und wie, zum Teufel, konntest Du? . . . Der arme Hund! Ich glaubte ihn im englischen Lager. Wo hast Du ihn denn aufgefunden?"

„Gott sei Dank! Sie sehen mich eben so erfreut darüber, mein Hauptmann, als Ihr Herr Neffe war, wenn Sie ihn cornu, das Horn, cornu, von dem Horn ꝛc. dekliniren ließen."

„Aber sage mir doch, wo Du ihn gefunden hast?"

„Ich habe ihn nicht gefunden, mein Hauptmann, sondern geholt."

Der Hauptmann stand auf und reichte dem Sergenten die Hand; aber die Hand des Sergenten blieb in seinen Mantel gewickelt. Der Hauptmann achtete nicht darauf.

„Drum . . . sehen Sie, mein Hauptmann, seit dieser arme Rask verloren war, habe ich wahrgenommen, erlauben Sie gütigst, mit Ihrem Wohlnehmen, kurz ich sah, daß Ihnen etwas fehlte. Und um die Wahrheit zu sagen, an dem Abend, wo er nicht kam, wie gewöhnlich, mein Kommisbrod mit mir zu theilen, ich glaubte, da fehlte wenig, daß der alte Thad nicht geweint hätte, wie ein Kind. Aber nein, Gott sei Dank, ich habe nur zweimal in meinem Leben geweint: das erste Mal, als . . . an dem Tage, wo . . . hier warf der Sergent unruhige Blicke auf seinen Vorgesetzten. — Das zweite Mal, als diesem närri-

schen Balthasar, Korporal in der siebenten Halbbrigade, der Gedanke kam, mich einen Büschel Zwiebel schälen zu lassen."

„Es scheint mir, Thaddäus," rief der Lieutenant Henri lachend, „daß Ihr uns nicht gesagt habt, bei welcher Gelegenheit Ihr zum erstenmale weintet."

„Ohne Zweifel war es damals, alter Kamerad, als Latour d'Auvergne, erster Grenadier von Frankreich, Dich umarmte?" fragte der Hauptmann theilnehmend, während er den Hund zu liebkosen fortfuhr.

„Nein, mein Hauptmann, wenn der Sergent Thaddäus einmal weinte, so konnte das nur an dem Tage sein, wo er auf Bug Jargal, sonst Pierrot genannt, Feuer commandirte."

Auverney's Gesicht verdüsterte sich. Er trat lebhaft auf den Sergenten zu und wollte ihm die Hand drücken; allein so ehrenvoll dies auch für ihn war, so behielt dennoch der alte Thaddäus seine Hand unter seinem Mantel.

„Ja, mein Hauptmann," fuhr Thaddäus fort und trat einige Schritte zurück, während Auverney schmerzliche Blicke auf ihn warf, „ja, ich habe damals geweint; auch verdiente er es wohl! Es war ein Schwarzer, das ist richtig; aber das Pulver ist auch schwarz und . . . und . . ."

Der wackere Sergent hätte gern seine seltsame Vergleichung ehrsam durchgeführt. Es lag vielleicht in dieser Vergleichung etwas, das ihm in Gedanken wohl gefiel; aber er suchte vergebens es in Worten auszudrücken, und nachdem er seine Idee, so zu sagen, von allen Seiten angegriffen hatte, wie ein General, der vor einem festen Platze scheiterte, hob er plötzlich die Belagerung auf und fuhr in anderer Weise fort, ohne sich um das Lächeln der jungen Offiziere zu kümmern, welche ihm zuhörten.

„Sagen Sie einmal, mein Hauptmann, erinnern Sie sich noch dieses armen Negers, als er ganz athemlos ankam, in

dem Augenblicke, wo seine zehn Kameraden schon da standen? In der That man hatte sie binden müssen ... Ich commandirte da. Und als er sie selbst losband, um an ihren Platz zu treten, obgleich sie es nicht zugeben wollten; aber er war unerweichbar. Oh! Welch ein Mann! Fest wie Gibraltar! Und hernach, sprecht, mein Hauptmann! Als er so da stand, aufrecht als ginge er zum Tanze, und sein Hund, der nämliche Rask, der hier ist, der merkte, was man mit ihm machen wollte, und der mir an die Gurgel sprang ..."

„Sonst, Thad," unterbrach ihn der Hauptmann, „pflegtest Du bei diesem Theile Deiner Erzählung Rask einige Liebkosungen zu machen; sieh' einmal, wie er Dich anblickt!"

„Sie haben Recht," erwiederte Thaddäus verlegen; „er sieht mich an, dieser arme Rask, allein ... Die alte Malagrida hat mir gesagt, daß Liebkosungen mit der linken Hand Unglück bringen."

„Und warum nicht mit der rechten Hand?" fragte Auverney verwundert. Jetzt sah er erst, daß der alte Thaddäus seine rechte Hand in den Mantel gewickelt hatte und sehr blaß im Gesicht war. Die Verwirrung des Sergenten schien zuzunehmen.

„Mit Ihrer Erlaubniß, mein Hauptmann, das ist, weil ... Sie haben einen hinkenden Hund, ich fürchte fast, daß Sie auch einen einarmigen Sergenten bekommen werden."

Der Hauptmann sprang von seinem Sitze auf.

„Wie? Was? Was sagst Du da, mein alter Thad? Einarmig! Laß Deinen Arm sehen! Einarmig, großer Gott!"

Auverney zitterte. Der Sergent wickelte langsam seinen Mantel auf und zeigte seinem Vorgesetzten seinen mit einem blutigen Sacktuch umwickelten Arm.

„Mein Gott!" murmelte der Hauptmann, und hob mit Vorsicht das Tuch. „Aber sage mir doch, alter Kriegskamerad ..."

„Ho! Die Sache ist ganz einfach. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mir Ihr Kummer nicht entgangen ist, seit diese verfluchten Engländer uns unsern schönen Hund gestohlen haben, diesen armen Rask da, die Dogge von Bug ... Schon gut! Ich beschloß heute, ihn zurückzuholen, sollte es mich auch das Leben kosten, sonst hätte mir diesen Abend das Nachtessen nicht mehr geschmeckt. Deßhalb empfahl ich Mathelet, Ihrem Soldaten, Ihre Staatsuniform wohl auszubürsten, weil morgen ein Schlachttag ist, und hierauf schlich ich mich ganz sachte aus dem Lager, nur mit meinem Säbel bewaffnet, und machte mich querfeldein über die Hecken, um bälder am englischen Lager zu sein. Ich war noch nicht an den ersten Verschanzungen, als ich, mit Ihrer Erlaubniß, mein Hauptmann, in einem Hölzchen linker Hand einen ganzen Haufen rother Soldaten erblickte. Ich schlich vorwärts, um auszuspähen, was das sei, und da sie nicht Acht auf mich hatten, sah ich mitten unter ihnen Rask, der an einen Baum gebunden war, während zwei Mylords, nackt bis an den Gürtel wie Heiden, einander derbe Faustschläge auf die Rippen austheilten, die ein so starkes Geräusch machten, wie die große Trommel einer Halbbrigade. Es waren zwei curiose Engländer, wenn Sie erlauben, welche sich um Ihren Hund duellirten. Aber jetzt sieht mich Rask und schnellt, reißt den Strick ab, und ehe man die Hand umwendet, ist er bei mir. Sie können sich denken, daß die englische Meute gleich hinter mir her war; ich fort in den Wald. Rask mir nach. Mehrere Kugeln sausen mir um die Ohren. Rask bellt, aber zum Glücke hören sie ihn nicht, weil sie aus voller Kehle schreien: French dog! French dog! als ob unser Hund nicht ein schöner und guter Hund aus St. Domingo wäre. Gleichviel, ich laufe fort im Gebüsch, und als ich nahe am Ausgange bin, stellen sich mir zwei Rothe in den Weg. Mein Säbel hilft mir von dem einen, und hätte mir ohne Zweifel

auch den andern vom Halse geschafft, wenn seine Pistole nicht mit einer Kugel geladen gewesen wäre ... Sie sehen da meinen rechten Arm. Gleichviel, **French dog** sprang ihm an die Gurgel und muß ihn nicht schlecht gefaßt haben, denn der Rothrock zappelte erwürgt am Boden. Es ist ihm schon recht geschehen, was hatte er uns Beiden in den Weg zu stehen! So sind wir nun Beide zurück im Lager: Thad und Rask! Ich bedaure dabei nur, daß mir der liebe Gott diese Wunde nicht lieber morgen in der Schlacht zugeschickt hat. So ist es!"

Das Gesicht des alten Sergenten verfinsterte sich bei dem Gedanken, seine Wunde nicht in einer Schlacht empfangen zu haben.

„Thaddäus!" rief der Hauptmann in zornigem Tone. Hierauf fügte er milder hinzu: „Bist Du denn so ein vollkommener Narr, daß Du auf solche Art Dein Leben an einen Hund setzest?"

„Ich habe es an keinen Hund gesetzt, mein Hauptmann, sondern an Rask."

Des Hauptmanns Gesicht glättete sich wieder. Der Sergent fuhr fort: „An Rask, den Hund von Bug ..."

„Schon gut! Schon gut, mein alter Thad!" sagte der Hauptmann und bedeckte die Augen mit der Hand. „Komm," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „stütze Dich auf mich, daß ich Dich in das Feldspital bringe."

Thaddäus gehorchte nach vorgängiger respektvoller Weigerung. Der Hund stand auf und folgte ihnen.

---

## II.

Diese Episode hatte die Neugierde der Gesellschaft ausnehmend gereizt.

Der Hauptmann Leopold von Auverney gehörte zu jenen Menschen, die, auf welche Stufe das Spiel des Zufalls und der Gang der Staatsgesellschaft sie auch gestellt haben mögen, immer eine gewisse Achtung und Theilnahme einflößen. Er hatte übrigens vielleicht beim ersten Anblick nichts Auffallendes; seine Manieren waren kalt, sein Blick gleichgültig. Die tropische Sonne, die sein Gesicht bräunte, hatte ihm nicht zugleich jene Lebendigkeit des Worts und Geberdenspiels gegeben, welche sich bei den Creolen mit einer Sorglosigkeit vereint, die oft voll Grazie ist. Auverney redete wenig, hörte selten zu und war stets bereit zu handeln. Immer der erste zu Pferd und der letzte unter dem Zelt, schien er in körperlichen Beschwerden eine Zerstreuung für seine Gedanken zu suchen. Diese Gedanken, welche ihren traurigen Ernst in die frühzeitigen Runzeln seiner Stirne gegraben hatten, gehörten nicht zu jenen, deren man sich durch Mittheilung entledigt, noch zu jenen, die in einer kleinlichen Unterhaltung sich willfährig mit anderer Leute Ideen vermischen. Leopold von Auverney, dessen Körper allen Beschwerlichkeiten des Krieges trotzte, schien durch das, was wir Geisteskämpfe nennen, in eine unerträgliche Ermattung zu fallen. So emsig er Schlachten suchte, so sehr mied er die Kämpfe des Geistes. Wenn er bisweilen sich zu einem Wortstreite hinreißen ließ, warf er einen Satz voll gesunden Verstandes und erhabenen Sinnes hin; dann, wenn eben sein Gegner sich gefangen gab, brach er kurz ab mit den Worten: „Wozu nützt das?“

Seine Kameraden sahen über sein kaltsinniges, zurückhaltendes und schweigsames Wesen weg, weil sie ihn bei jeder Gelegenheit brav, gut und wohlwollend fanden. Er hatte das Leben mehrerer von ihnen mit Gefahr seines eigenen gerettet; und wenn er auch selten den Mund öffnete, so war doch seine Börse niemals verschlossen, das wußte man. Man liebte ihn in der Armee und man verzieh ihm sogar, daß er sich gewissermaßen verehren ließ.

Er war gleichwohl noch jung. Man hätte ihn für dreißig Jahre alt gehalten, aber er hatte dieses Alter bei weitem noch nicht erreicht. Obwohl er schon seit einiger Zeit in den republikanischen Reihen focht, so kannte man doch seine frühere Lebensgeschichte nicht. Das einzige Wesen, das, neben Rask, ihm einige lebhafte Aeußerungen von Zuneigung zu entreißen vermochte, der gute alte Sergent Thaddäus, der mit ihm im Corps eingetreten war und ihn niemals verließ, erzählte bisweilen beiläufig einige Ereignisse seines Lebens. Man wußte, daß Auverney in Amerika viel Unglück erfahren, daß er, auf St. Domingo verheirathet, seine Frau und seine ganze Familie bei dem blutigen Aufstand der Schwarzen verloren hatte. In dieser Epoche unserer Geschichte war das Unglück dieser Art so allgemein, daß sich für dasselbe eine gewisse allgemeine Theilnahme gebildet hatte, von welcher Jeder sein Scherflein nahm und beitrug. Man bemitleidete also den Hauptmann Auverney weniger wegen der Verluste, die er erfahren hatte, als wegen der Art, wie er sie trug, denn trotz der Eisrinde, womit er sein Inneres umhüllte, zeigten sich bisweilen die Spuren tiefer und unheilbarer Herzenswunden.

Am Tage der Schlacht zeigte er sich mit heiterer Stirne. In der Schlacht selbst bewies er solche Unerschrockenheit, als ob er durch eine glänzende Waffenthat hätte General werden wollen, aber nach erfochtenem Siege war er so bescheiden, als

wollte er weiter nichts als gemeiner Soldat sein. Wenn seine Kameraden diese seine Verachtung des Rangs und der Ehren sahen, so begriffen sie nicht, warum er immer vor dem Treffen irgend etwas zu hoffen schien. Sie erriethen nicht, daß Leopold von Auverney von allen Wechselfällen des Kriegs nur einen einzigen wünschte: den Tod.

Die Volksrepräsentanten bei der Armee ernannten ihn eines Tages auf dem Schlachtfelde zum Brigadegeneral; er nahm es nicht an, weil er sich von dem alten Thaddäus hätte trennen müssen, wenn er seine Compagnie verlassen hätte. Einige Tage darauf erbot er sich zu einer gewagten Unternehmung und kam gegen die allgemeine Erwartung und seine eigene Hoffnung glücklich daraus zurück. Jetzt hörte man ihn bedauern, daß er den Generalsrang ausgeschlagen hatte: denn, sagte er, da das feindliche Geschütz mich immer verschont, so hätte vielleicht die Guillotine, welche alle diejenigen wegrafft, die sich emporschwingen, Lust zu meinem Kopfe gehabt.

---

## III.

Dies war der Mann, über den sich folgendes Gespräch entspann, nachdem er das Zelt verlassen hatte.

„Ich wette darauf," sagte der Lieutenant Henri, indem er seinen rothen Stiefel abrieb, auf dem der Hund im Vorüberspringen einen breiten Kothflecken zurückgelassen hatte, „ich wette darauf, daß der Hauptmann um die zehn Körbe Madera, welche wir neulich im großen Deckelwagen des Generals gesehen haben, nicht die krumme Pfote seines Hundes geben würde."

„Stille! Stille!" fiel der Adjutant Paschal heiter ein, „das

## IV.

Obgleich in Frankreich geboren, wurde ich doch frühzeitig nach St. Domingo geschickt, zu einem Oheim, einem sehr reichen Pflanzer, dessen Tochter ich heirathen sollte.

Die Pflanzungen meines Oheims lagen in der Nähe des Forts Galifet und nahmen den größten Theil der Ebenen von Acul ein.

Diese unglückliche Lage der Pflanzungen, deren Einzelnheiten ohne Zweifel wenig Interesse für Sie haben, war eine der ersten Ursachen der Unfälle und des gänzlichen Untergangs meiner Familie.

Achthundert Neger bauten die ausgedehnten Besitzungen meines Oheims. Die an sich traurige Lage dieser Sklaven, ich muß es selbst gestehen, war noch verbittert durch die Fühllosigkeit ihres Herrn. Mein Oheim gehörte zu der glücklicherweise ziemlich beschränkten Anzahl jener Pflanzer, deren Herz durch lange Gewohnheit eines unumschränkten Despotismus verhärtet worden ist. Gewohnt, jedem Winke seiner Augen Folge geleistet zu sehen, wurde jedes Zögern eines Sklaven aufs Härteste bestraft, und oft diente die menschenfreundliche Verwendung seiner Kinder nur dazu, seinen Zorn noch zu erhöhen. Wir mußten uns daher meistens darauf beschränken, insgeheim die Uebel zu lindern, die wir nicht verhindern konnten.

Unter allen seinen Sklaven hatte nur ein einziger Gnade gefunden vor den Augen meines Oheims. Es war ein spanischer Zwerg von gemischter Race, den ihm Lord Effingham, Gouverneur von Jamaika, geschenkt hatte. Mein Oheim, der lange Zeit in Brasilien gelebt, hatte sich dort den portugiesischen Pomp angewöhnt, und umgab sich gerne in seinem Hause mit einem seinen Reichthümern entsprechenden Glanze.

Zahlreiche Sklaven, zur Bedienung abgerichtet, wie europäische Diener, gaben seinem Hause einen gewissermaßen hochadeligen Glanz. Auf daß nichts daran fehle, hatte er Lord Effinghams Sklaven, im Geist- und Geschmack der alten Lehensfürsten, zu seinem Hofnarren gemacht. Man muß gestehen, daß diese Wahl ausnehmend glücklich war. Der Schwarze Habibrah (dies war sein Name) war eines jener Wesen, deren physischer Bau so seltsam ist, daß sie als Ungeheuer erscheinen würden, wenn sie nicht spaßhaft wären. Dieser häßliche Zwerg war dick, kurz, dickbäuchig und bewegte sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf zwei dünnen schwächlichen Beinen, die, wenn er saß, sich unter ihm zurückbogen, wie die Füße einer Spinne. Sein ungeheurer Kopf, schwerfällig zwischen zwei Schultern eingepfropft, mit grober Wolle, statt mit Haaren, bedeckt, hatte ein Paar so breite Ohren, daß seine Kameraden zu sagen pflegten, Habibrah bediene sich ihrer, seine Augen auszuwischen, wenn er weine. Sein Gesicht war stets eine Fratze, und niemals das nämliche; er besaß eine seltsame Beweglichkeit der Züge, die seiner Häßlichkeit wenigstens den Vortheil der Vielseitigkeit gewährte. Mein Oheim liebte ihn wegen seiner ungewöhnlichen Mißgestalt und seiner unerschütterlichen muntern Laune. Habibrah war sein Günstling. Während die andern Sklaven mit Arbeit überladen waren, hatte Habibrah nichts zu thun, als seinem Herrn einen breiten Fächer von den Federn des Paradiesvogels nachzutragen, um damit die Fliegen und anderes Geschmeiße zu verjagen. Mein Oheim ließ ihn auf einer Binsenmatte zu seinen Füßen essen und gab ihm immer auf seinem eigenen Teller einige Ueberreste seines Leibgerichts. Habibrah zeigte sich auch dankbar für so viele Güte; er brauchte sein Privilegium als Hofnarr bloß dazu, seinem Gebieter tausend tolle Dinge vorzuschwatzen, Sprünge und Burzelbäume zu machen, Gesichter zu schneiden; und auf den mindesten Wink meines

Oheims sprang er mit der Behendigkeit eines Affen und der Unterwürfigkeit eines Hundes herbei.

Ich liebte diesen Sklaven nicht. Es war etwas Allzukriechendes in seiner Dienstbarkeit, und wenn die Sklaverei nicht entehrt, so erniedrigt die Bedientenschaft. Ich fühlte Mitleid mit diesen unglücklichen Negern, die ich fast den ganzen Tag arbeiten sah, ohne daß irgend ein Kleidungsstück ihre Kette bedeckte; allein dieser mißgestaltete Spaßmacher, dieser träge Sklave, mit seinen lächerlich goldbordirten und mit Schellen behängten Kleidern, flößte mir nur Verachtung ein. Im Uebrigen benützte der Zwerg den Einfluß, den ihm seine Gemeinheiten über den gemeinschaftlichen Gebieter erworben hatten, nicht als guter Bruder seiner Mitsklaven. Niemals hatte er seinen Herrn, der so oft strafte, um Begnadigung gebeten, und man hörte ihn sogar eines Tages, als er sich mit meinem Onkel allein glaubte, seinen Gebieter ermahnen, seine Härte gegen die armen Schwarzen zu verdoppeln. Gleichwohl schienen die übrigen Sklaven, welche ihn mit Mißtrauen und Eifersucht hätten ansehen sollen, ihn nicht zu hassen. Er flößte ihnen eine Art furchtsamer Achtung ein, und wenn sie ihn mit seiner großen spitzigen, mit Glocken behängten Mütze, auf welche er seltsame Figuren mit rother Dinte gezeichnet hatte, unter ihren Hütten erscheinen sahen, sagten sie halblaut unter sich: das ist ein Obi (Zauberer).

Diese Einzelnheiten, die ich Ihnen jetzt mittheile, meine Herren, nahmen mich damals sehr wenig in Anspruch. Ganz den reinen Empfindungen einer Liebe hingegeben, der kein Hinderniß im Wege zu stehen schien, und welche die mir bestimmte Gattin von Jugend auf mit mir theilte, widmete ich Allem, was nicht Marie hieß, nur sehr zerstreute Blicke. Vom zartesten Alter an gewöhnt, diejenige, die bereits gewissermaßen meine Schwester war, als meine künftige Gattin zu betrachten, hatte

sich zwischen uns eine Zärtlichkeit gebildet, deren Natur man noch nicht recht begreifen würde, wenn ich sagte, daß unsere Liebe eine Mischung geschwisterlicher Anhänglichkeit, leidenschaftlicher Ueberspannung und ehelichen Vertrauens gewesen sei. Wenige Menschen haben die ersten Jahre ihres Lebens glücklicher hingebracht, als ich, wenige Menschen fühlten unter einem schöneren Himmel, in einem lieblicheren Einklang gegenwärtigen Glücks und hoffnungsvoller Zukunft, ihre Seele sich dem Leben öffnen. Fast von der Geburt an von den Befriedigungen des Reichthums, von allen Vorrechten des Rangs in einem Lande umgeben, wo die Farbe allein schon hinreichte, sie zu verschaffen, meine Tage an der Seite des Wesens hinbringend, dem meine ganze Liebe angehörte, diese Liebe von unsern Eltern, welche allein ihr Hindernisse in den Weg legen konnten, begünstigt sehend, und Alles das in dem Alter, wo das Blut kocht, in einer Gegend, wo ewiger Sommer ist, wo die Natur Wunder schafft — bedurfte es mehr, mir einen blinden Glauben an meinen Glücksstern zu geben?"

Hier hielt der Hauptmann einen Augenblick inne, als ob ihm die Stimme versagt hätte, bei dem Andenken an dieses vergangene Glück. Hierauf fuhr er in tiefergriffenem Tone fort:

„Jetzt freilich kann ich mit allem Recht hinzufügen, daß Niemand seine letzten Tage unglücklicher zubringen wird."

Als ob er nun in dem Gefühl seines Unglücks neue Kraft geschöpft hätte, begann er mit fester Stimme wieder.

---

## V.

Mitten in diesen Täuschungen und blinden Hoffnungen erreichte ich mein zwanzigstes Jahr. Es war im Monat August 1791 vollendet, und mein Oheim hatte diese Epoche als

den Zeitpunkt meiner Vereinigung mit Marie festgesetzt. Sie werden leicht begreifen, daß der Gedanke an ein so nahes Glück meine ganze Seele erfüllte, und daß die Erinnerung an die politischen Zerwürfnisse, deren Raub damals die Colonie bereits seit zwei Jahren war, bei mir sehr unbestimmt sein muß. Ich werde Ihnen daher nichts von dem Grafen Peinier sagen, noch von Herrn Blanchelande, noch von dem unglücklichen Oberst Mauduit, dessen Ende so tragisch war. Ich werde Ihnen nicht die Rivalitäten der Provinzialversammlung des nördlichen Theils der Insel und jener Colonialversammlung schildern, welche die Benennung Generalversammlung annahm, weil sie fand, daß das Wort Colonial allzusehr nach Sklaverei roch. Diese Erbärmlichkeiten, welche damals alle Geister beschäftigten, erregen jetzt keine andere Theilnahme mehr, als für die Unfälle, welche sie erzeugt haben. Wenn ich je in dieser gegenseitigen Eifersucht, welche das Cap und Port-au-Prince trennte eine Meinung hatte, so mußte sie nothwendig für das Cap sein, dessen Gebiet wir bewohnten, und für die Provinzialversammlung, deren Mitglied mein Oheim war.

Ein einziges Mal nur nahm ich einen etwas lebhafteren Antheil an den Angelegenheiten des Tages. Es war bei Gelegenheit jenes unseligen Dekrets vom 15. Mai 1791, durch welches die französische Nationalversammlung die freien farbigen Menschen zu gleichem Antheil an den politischen Rechten mit den Weißen zuließ. Bei einem Balle, den der Gouverneur in der Capstadt gab, äußerten sich mehrere junge Pflanzer mit Heftigkeit über dieses Gesetz, welches die, vielleicht gegründete, Eigenliebe der Weißen so grausam verletzte. Ich hatte mich noch nicht in die Unterhaltung gemischt, als ich einen reichen Pflanzer, den die Weißen nur ungerne unter sich zuließen, weil seine zweifelhafte Farbe seinen Ursprung verdächtig machte, sich der Gruppe nähern sah. Ich trat rasch auf diesen Menschen

zu und sagte mit lauter Stimme zu ihm: „Gehen Sie vorüber, mein Herr, es werden hier für Sie, der Sie gemischtes Blut in den Adern haben, unangenehme Dinge gesprochen."

Diese Beschuldigung erzürnte ihn so sehr, daß er mich zum Zweikampf herausforderte. Wir wurden beide verwundet. Ich that Unrecht, ihn zu reizen; aber ohne Zweifel war es nicht das Vorurtheil der Farbe allein, was mich dazu antrieb, sondern der Umstand, daß dieser Mensch seit einiger Zeit die Frechheit gehabt hatte, seine Augen bis zu meiner Base zu erheben, und in dem Augenblicke, wo ich ihn auf eine so unerwartete Weise demüthigte, hatte er gerade mit ihr getanzt.

Wie dem auch sei, ich sah den Augenblick, wo ich Marie besitzen sollte, mit Trunkenheit herannahen, und ich blieb der immer steigenden Gährung, die rund um mich her alle Köpfe einnahm, gänzlich fremd. Die Augen auf mein künftiges Glück geheftet, das immer näher kam, nahm ich die furchtbare Wolke nicht wahr, die bereits fast alle Punkte unseres politischen Horizonts bedeckte, und die bei ihrem Ausbruche alle Existenzen entwurzeln sollte. Nicht als ob selbst die der Furcht zugänglichsten Gemüther damals ernstlich an eine Empörung der Sklaven geglaubt hätten, denn man verachtete diese Menschenklasse zu sehr, um sie zu fürchten; aber es bestand zwischen den Weißen und den freien Mulatten Haß genug, daß dieser so lange unterdrückte Vulkan, wenn er endlich zum Ausbruch kam, die ganze Kolonie in Feuer und Flammen setzen konnte.

In den ersten Tagen dieses Monats August, den ich so eifrig herbeiwünschte, mischte ein seltsamer Zufall meinen ruhigen Hoffnungen eine unvorhergesehene Unruhe bei.

---

## VI.

Mein Oheim hatte am Ufer eines lieblichen Flusses, der seine Pflanzungen bewässerte, einen kleinen Pavillon von Laubwerk, von einem festen Grund dicker Bäume umgeben, bauen lassen, wo Marie jeden Tag die frische Seeluft einathmete, welche während der heißesten Monate des Jahres auf St. Domingo vom Morgen bis zum Abend regelmäßig weht, und deren Frische mit der Hitze des Tages selbst steigt oder sinkt.

Ich trug Sorge, diesen einsamen Ort jeden Morgen mit den schönsten Blumen, die ich finden konnte, selbst zu schmücken.

Eines Tages eilt Marie ganz bestürzt zu mir. Sie war, wie sie pflegte, in ihre Laube getreten, und da hatte sie, mit einer Mischung von Staunen und Schrecken, alle Blumen, womit ich sie am Morgen geschmückt hatte, weggeworfen und mit Füßen getreten gesehen. An ihrer Stelle und da, wo sie sich niederzusetzen pflegte, lag ein frisch gepflückter Strauß von Waldblumen. Noch war sie von ihrem Staunen nicht zurückgekommen, als sie mitten im Gebüsche, das den Pavillon umgab, den Ton einer Guitarre vernahm; hierauf begann eine Stimme, welche nicht die meinige war, einen sanften Gesang, der ihr spanisch schien, und von welchem sie in ihrer Verwirrung, und wohl auch in ihrer jungfräulichen Schamhaftigkeit, nichts anders verstanden hatte, als ihren oft wiederholten Namen. Jetzt war sie eilig entflohen, und zum Glück hatte Niemand ihre Flucht gehindert.

Diese Erzählung erfüllte mich mit Unwillen und Eifersucht. Mein erster Verdacht heftete sich auf das gemischte Blut, mit welchem ich kürzlich erst Streit gehabt hatte; aber in der Verlegenheit, worin ich war, beschloß ich, keine unüberlegte Handlung zu begehen. Ich beruhigte meine arme Marie und nahm

mir fest vor, unablässig über sie zu wachen, bis zu dem Augenblicke, wo ich ein Recht haben würde, sie noch näher in meinen Schutz zu nehmen.

In der Voraussetzung, daß der Freche, dessen Unverschämtheit Marie so sehr erschreckt hatte, sich nicht auf diesen ersten Versuch beschränken würde, ihr seine Liebe, wie ich wohl errieth, zu erkennen zu geben, legte ich mich am nämlichen Abend in der Nähe der Wohnung, wo meine Braut schlief, in Hinterhalt, nachdem Jedermann in der Pflanzung zur Ruhe gegangen war. Dicht in hohem Zuckerrohr verborgen und mit meinem Dolche bewaffnet, harrte ich und nicht vergebens. Mitten in der Nacht erweckte ein ernstes melancholisches Vorspiel, das in der tiefen Stille umher einige Schritte von mir zu ertönen begann, meine Aufmerksamkeit. Dieser Ton erbebte in allen meinen Nerven: es war eine Guitarre, unter dem Fenster meiner Geliebten gespielt! Rasend vor Zorn, meinen Dolch schwingend, stürzte ich auf den Ort los, von welchem diese Töne kamen, und die Zuckerrohre krachten unter meinen Tritten. Plötzlich fühlte ich mich gefaßt und mit übermenschlicher Kraft zu Boden geworfen. Mein Dolch ward mir gewaltsam entrissen, und ich sah ihn über meinem Haupte blitzen. Zugleich glänzten zwei feurige Augen im Schatten der Nacht über den meinigen, und eine doppelte Reihe schneeweißer Zähne, die ich in der Dunkelheit erblickte, öffnete sich, um die mit dem Ton der Rache ausgesprochenen Worte: Te tengo! Te tengo! (Ich halte dich fest) durchzulassen.

Mehr verwundert als bestürzt, kämpfte ich vergebens gegen meinen furchtbaren Gegner an, und schon bohrte sich die Spitze meines eigenen Dolches durch meine Kleider, als Marie, welche die Guitarre und dieses Geräusch von Schritten und Worten geweckt hatten, plötzlich am Fenster erschien. Sie erkannte meine Stimme, sah einen Dolch blitzen und stieß einen Angstruf aus.

Dieser herzzerreißende Schrei schien den Arm meines siegreichen Gegners zu lähmen, seine Hand erstarrte wie durch einen Zauber, bewegte noch einige Augenblicke, wie unschlüssig, ihren Dolch auf meiner Brust hin und her und warf ihn dann plötzlich weg. „Nein! Nein!“ sagte eine Stimme, diesmal französisch. „Nein! Sie würde zu sehr weinen!“

Nachdem der Unbekannte diese Worte gesprochen hatte, verschwand er plötzlich im Rosengesträuche, und ehe ich noch, zermalmt von diesem ungleichen und sonderbaren Kampfe, mich vom Boden erhoben hatte, war keine Spur mehr von ihm vorhanden.

Es würde mir schwer sein, zu sagen, was in dem Augenblicke in mir vorging, wo ich in den Armen meiner holden Marie von meiner ersten Bestürzung zu mir selbst kam, meiner Geliebten durch denjenigen selbst, welcher sie mir streitig machen zu wollen schien, so wunderbar erhalten. Ich war mehr als je über diesen unerwarteten Nebenbuhler entrüstet und schämte mich, ihm das Leben zu danken. Im Grunde, sagte mir meine Eigenliebe, dankst du dein Leben Marien, denn durch den Zauber ihrer Stimme fiel der Dolch aus des Mörders Hand. Gleichwohl konnte ich mir nicht verhehlen, daß in dem Gefühle, welches meinen unbekannten Nebenbuhler vermocht hatte, mich zu schonen, ein gewisser Edelmuth lag. Aber wer war dieser Nebenbuhler? Ich erschöpfte mich in Vermuthungen, deren immer eine die andere aufhob. Es konnte nicht der Pflanzer von gemischtem Blute sein, den meine Eifersucht zuerst im Verdacht gehabt hatte. Er hatte bei weitem nicht diese ungemeine Stärke, auch war es seine Stimme nicht. Das Individuum, mit welchem ich kämpfte, hatte mir nackt bis an den Gürtel geschienen. Die Sklaven allein waren in der Kolonie nur halb bekleidet. Er konnte aber kein Sklave sein. Gefühle, wie diejenigen, die ihn vermocht hatten, den Dolch wegzuwerfen, schienen mir keinem

Sklaven angehören zu können, und übrigens empörte sich Alles in mir gegen den Gedanken, einen Sklaven zum Nebenbuhler zu haben. Wer war es denn aber? Ich beschloß zu warten und auszuspähen.

---

## VII.

Marie hatte die alte Amme geweckt, welche Mutterstelle bei ihr versah, denn sie hatte ihre Mutter schon in der Wiege verloren. Ich brachte den übrigen Theil der Nacht bei ihr zu, und so wie der Tag angebrochen war, setzten wir meinen Oheim von diesen unerklärbaren Vorfällen in Kenntniß. Sein Erstaunen darüber war groß; aber sein Stolz, wie der meinige, stieß den Gedanken von sich, daß der unbekannte Liebhaber seiner Tochter ein Sklave sein könnte. Die Amme erhielt Befehl, Marie nie mehr zu verlassen, und da die Sitzungen der Provinzialversammlung, die Sorgen, welche die stets drohender sich gestaltenden Angelegenheiten der Kolonie den Hauptpflanzern machten, und die Arbeiten der Pflanzung meinem Oheim keine Zeit übrig ließen, erlaubte er mir bis zum Tage unserer Verbindung, welche auf den 22. August festgesetzt war, meine Verlobte auf allen Spaziergängen zu begleiten. Da er voraussetzte, daß der neue Liebhaber nur von außen habe kommen können, so befahl er zugleich, den Umkreis seiner Pflanzungen Tag und Nacht strenger als je zu bewachen.

Nachdem diese Vorsichtsmaßregeln, in Uebereinstimmung mit meinem Oheim, getroffen waren, wollte ich einen Versuch machen. Ich ging in den Pavillon am Flusse, stellte die Ordnung des vorigen Tages wieder her und schmückte ihn auf's Neue mit Blumen für Marie.

Als die Stunde kam, in welcher sie die Laube zu besuchen pflegte, nahm ich meine geladene Büchse und schlug meiner Base vor, sie in den Pavillon zu begleiten. Die alte Amme folgte uns.

Marie, der ich nicht gesagt hatte, daß ich die Ordnung in ihrer Laube wieder hergestellt hatte, trat zuerst hinein.

„Siehst Du, Leopold," sagte sie, „meine Laube ist noch in dem nämlichen Zustande, wie ich sie gestern verlassen habe, Deine Blumen weggeworfen und mit Füßen getreten; nur muß ich mich wundern," fügte sie hinzu, indem sie einen auf der Rasenbank liegenden Strauß von Feldblumen in die Hand nahm, „daß dieser elende Strauß seit gestern nicht verwelkt ist."

Ich stand unbeweglich vor Staunen und Zorn. Mein Werk von diesem Morgen war bereits wieder vernichtet, und dieser ärmliche Strauß, über dessen Frische meine arme Marie sich wunderte, hatte unverschämterweise den Platz der von mir gestreuten Rosen eingenommen.

„Sei ruhig," sagte Marie, welche meine Entrüstung sah, „die Sache ist vorbei, und der unverschämte Mensch wird ohne Zweifel nicht mehr kommen. Wir wollen diesen garstigen Strauß zu Boden werfen und an die ganze Geschichte nicht mehr denken."

Ich hütete mich wohl, ihr die Wahrheit zu sagen, um sie nicht zu beunruhigen. Sie trat den verhaßten Strauß in unschuldigem Zorn mit Füßen. Ich hoffte, daß nun die Stunde gekommen sei, wo ich meinen geheimnißvollen Nebenbuhler kennen lernen sollte, und ließ Marie still zwischen mich und die Amme niedersitzen.

Kaum saßen wir, so legte Marie ihren Finger auf meinen Mund. Einige Töne, durch den Wind und das Geplätscher des Wassers geschwächt, schlugen an mein Ohr. Ich horchte. Es war das nämliche langsame und traurige Vorspiel, das mich

in der vergangenen Nacht zur Wuth gebracht hatte. Ich wollte hinausstürzen. Ein Zeichen Mariens hielt mich zurück.

„Leopold," sagte sie leise, „bemeistere Dich; er singt vielleicht, und ohne Zweifel werden wir aus seinem Gesang ersehen, wer er ist."

In der That ließ sich gleich darauf im Dickicht eine Stimme hören, deren Harmonie etwas Männliches und Klagendes zugleich hatte. Sie sang zu den ersten Noten der Guitarre eine spanische Romanze, wovon jedes Wort so tief in mein Ohr drang, daß ich sie heute noch fast ganz getreu wiedergeben kann.

„Warum fliehst du mich, Maria? Warum fliehst du mich, jugendliche Schöne? Warum erschrickst du, wenn du mich hörst? Ja, ich bin furchtbar! Ich liebe, dulde und singe!"

„Wenn ich deine reine und leichte Gestalt unter den Zweigen des Cocosbaumes am Ufer des Flusses vorüberschweben sehe, blendet dein Glanz, o Maria, mein Auge! Ich höre die Fittige eines vorüberschwebenden Engels!"

„Höre ich, o Maria, die zauberischen Töne deines Mundes, dann steigt mein Herz in mein Ohr, und deine harmonische Stimme ruft Klagetöne hervor aus meiner schmerzerfüllten Brust!"

„Deine Stimme tönt sanfter in mein Ohr, als der Gesang der Vögel, deren Flügel die blaue Luft durchschneidet und mir einen Gruß bringt aus dem Lande meiner Heimath!"

„In meiner Heimath war ich König! In meiner Heimath war ich frei!"

„Frei und ein König, rosige Jungfrau! Ich sehe dich und vergesse, daß ich ein König bin! Ich sehe dich und vergesse, daß ich ein Sklave bin! Ich sehe dich und vergesse, daß ich eine Heimath habe! Ich sehe dich und vergesse die Rache, und die Stunde schlägt, diese bittersüße Frucht zu pflücken!“

Die Stimme hatte die vorhergehenden Strophen mit häufigen und schmerzlichen Pausen gesungen; aber bei Vollendung der letzten Worte hatte sie einen furchtbaren Ausdruck angenommen.

„O Maria! Du gleichst dem schlanken Palmbaum! Er spiegelt sich im klaren Wasser der Quelle! Du, o Maria, spiegelst dich im Auge des weißen Jünglings, den du liebst!“

„Doch wisse, tief in der Wüste schlummert der Orkan, der das Glück der geliebten Quelle beneidet! Er erwacht, und Luft und Sand treibt er mit seinem schweren Flügelschlage vor sich her! Feuer und Flammen speit er aus! und die Quelle vertrocknet! Und die grünen Blätter des Palmbaums verdorren!“

„Zittere, weiße Tochter von Hispaniola! Zittere, bald wird Alles um dich her Sturm und Wüste sein!“

„Wer wird dich dann, wie der muntere Katha, der Vogel des Heils, mitten durch den Sand der Wüste zu der erquickenden Quelle leiten — du hast meine Liebe verschmäht!“

„Du hast die Liebe eines Königs verschmäht, o Maria. Ich bin ein König, und mein Haupt steht höher, als die Häupter aller Menschen! Du bist weiß und ich bin schwarz, doch der Tag soll sich mit der Nacht begatten, um die Morgenröthe und die Abendröthe zu zeugen, die schöner sind, als er!“

———

## VIII.

Ein langer Seufzer, auf den zitternden Saiten der Guitarre nachklingend, begleitete diese letzten Worte. Ich war außer mir. König! Neger! — Sklave!

Tausend unzusammenhängende Gedanken, durch den eben gehörten unbegreiflichen Gesang geweckt, sprudelten in meinem Gehirn. Ein heftiger Drang, mit dem unbekannten Wesen, das auf solche Weise Mariens Namen mit Gesängen der Liebe und Drohungen der Rache zu verflechten wagte, schnell zu enden, bemächtigte sich meiner. Ich ergriff krampfhaft meine Büchse und stürzte aus dem Pavillon. Marie, bestürzt, streckte die Arme nach mir aus, mich zurückzuhalten, aber schon war ich im Dickicht, aus welchem die Stimme gekommen war, verschwunden. Ich durchsuchte das Gehölze in allen Richtungen, ich bog mit dem Lauf meiner Büchse alle verwachsenen Zweige auseinander, ich umging alle großen Bäume, ich durchstöberte das lange Gras: Nichts, und immer Nichts.

Diese erfolglose Nachsuchung, vereint mit überflüssigen Betrachtungen über die eben gehörte Romanze, mischte meinen Zorn mit Schamgefühl. Dieser unverschämte Nebenbuhler sollte also immer meinem Arm, wie meinem Geiste, entgehen! Ich sollte ihn also weder errathen, noch ihm körperlich begegnen können.

In diesem Augenblicke drang ein Glockengeschelle in meine Ohren, ich wandte mich um. Der Zwerg Habibrah stand neben mir.

„Guten Morgen, Herr!“ sprach er zu mir und neigte sich ehrfurchtsvoll; aber sein schielendes Auge, in schiefer Richtung zu mir aufblickend, schien mit einem unbeschreiblichen Ausdruck boshaften Triumphs die auf meine Stirne geschriebene Verwirrung wahrzunehmen.

„Sprich!“ rief ich ihm barsch zu. „Hast Du irgend Jemand in diesem Gebüsche gesehen?“

„Niemand als Sie, Sennor mio!“ erwiederte er ruhig.

„Hast Du nicht eine Stimme gehört?“

Der Sklave zauderte einen Augenblick, als ob er nachdächte, was er mir antworten könne. Es kochte in meinem Innern.

„Geschwind,“ rief ich ihm zu, „antworte geschwind, Elender! Hast Du eine Stimme gehört?“

Der Zwerg heftete keck seine beiden runden Tigeraugen auf mich und erwiederte: „Que quiere decir usted? Was wollen Sie damit sagen: eine Stimme? Es gibt Stimmen überall und für Alles, die Stimme der Vögel, die Stimme des Wassers, die Stimme des Windes in den Blättern . . .“

Ich schüttelte ihn heftig: „Erbärmlicher Narr! Meinst Du, ich sei Deine Schellenkappe? Warte, ich will Dich die Stimme hören lassen, die aus dem Lauf meiner Büchse kommt! Antworte kurz: Hast Du in diesem Gebüsch die Stimme eines Mannes gehört, der ein spanisches Lied sang?“

„Ja, Sennor!“ versetzte ruhig der Zwerg. „Ich will Ihnen Alles erzählen, Herr! Ich ging am Saume dieses Waldes spazieren und horchte auf das, was mir die silbernen Glocken meiner Schellenkappe ins Ohr sagten. Plötzlich fügte der Wind meinem Glockenconcerte einige Worte einer Sprache bei, welche Sie spanisch nennen, der ersten Sprache, die ich stammelte, als man mein Alter noch nach Monden, und nicht nach Jahren zählte, und als mich meine Mutter noch an rothen und gelben Riemen auf ihrem Rücken trug. Ich liebe diese Sprache, sie ruft mir die Zeit ins Gedächtniß zurück, wo ich nur klein und noch nicht Zwerg, nur ein Kind und noch nicht ein Narr war. Ich habe mich der Stimme genähert und das Ende des Gesanges gehört.“

„Nun, das ist Alles?“ fragte ich ungeduldig.

„Ja, Sennor! Aber wenn Sie wollen, so werde ich Ihnen sagen, was es mit diesem Menschen ist.“

Ich war im Begriffe den Narren zu umarmen: „Sprich!“ rief ich ihm zu, „sprich, da ist meine Börse, Habibrah! Und zehn noch gewichtigere Börsen sind Dein, wenn Du mir sagst, wer dieser Mensch ist.“

Der Zwerg nahm die Börse, öffnete sie und lächelte: „Diez bolsas, noch gewichtiger als diese! Das wäre eine volle Fanega guter Thaler mit dem Bildniß del rey Luis quince, so viel als erforderlich gewesen wäre, das Feld des Zauberers Altornino von Granada zu besäen, welcher die Kunst verstand, buenos doblones wachsen zu lassen. Werden Sie nicht böse, mein junger Gebieter, ich komme jetzt zur Sache. Erinnern Sie sich, Sennor, der letzten Worte des Gesangs: Du bist weiß und ich bin schwarz, doch der Tag soll sich mit der Nacht begatten, um die Morgenröthe und die Abendröthe zu zeugen, die schöner sind, als er! — Wenn nun das Lied wahr sagt, so ist der Mulatte Habibrah, Ihr demüthiger Sklave, Sohn einer Schwarzen und eines Weißen, schöner als Sie, Sennorito de amor. Ich bin das Erzeugniß der Vermählung des Tages mit der Nacht, ich bin die Morgenröthe und die Abendröthe, wovon der spanische Gesang spricht, und Sie sind nur der Tag. Ich bin mithin schöner als Sie, si usted quiere, schöner als ein Weißer . . .“

Der Zwerg untermischte diese seltsame Abschweifung mit langem und lautem Lachen. Ich unterbrach ihn abermals.

„Wo willst Du denn hinaus mit Deinen Albernheiten? Werde ich durch Alles das erfahren, wer der Mann ist, der in diesem Gebüsche gesungen hat?“

„Ganz recht, mein Gebieter!“ antwortete der Narr mit einem boshaften Blicke. „Es ist unzweifelhaft, daß el hombre,

der solche Albernheiten singen konnte, nur ein Narr ist und sein kann, wie ich! Ich habe also **las diez bolsas** gewonnen."

Schon hob sich meine Hand, den unverschämten Spaß des emancipirten Sklaven zu züchtigen, als auf einmal in der Laube ein furchtbarer Schrei ertönte. Es war Mariens Stimme. Ich stürzte fort und kam athemlos im Pavillon an.

Ein furchtbares Schauspiel bot sich hier meinen Augen dar. Ein ungeheures Krokodil, dessen Körper zwischen dem Rosengebüsche und dem Gesträuche des Flusses halb verborgen war, hatte seinen furchtbaren Kopf zwischen einer der Säulen durchgedrängt, die das Dach des Pavillons aufrecht hielten. Sein scheußlicher, weitgeöffneter Rachen bedrohte einen jungen Neger von kolossalem Körperbau, der mit dem einen Arm das halb ohnmächtige Mädchen hielt und mit dem andern die Spitze einer Hasagaye mit kräftiger Faust dem Ungethüm in den Rachen gestoßen hatte. Das Krokodil wehrte sich wüthend gegen diese kühne und kraftvolle Faust, welche es niederhielt. Als ich die Schwelle der Laube betrat, stieß Marie einen Freudenschrei aus, entriß sich dem Arme des Schwarzen und sank in die meinigen mit dem Ausruf: „Ich bin gerettet!"

Bei dieser Bewegung und diesen Worten Mariens wendet sich der Neger rasch um, kreuzt die Arme über seine keuchende Brust, wirft einen schmerzlichen Blick auf meine Braut und bleibt unbeweglich stehen, ohne wahrzunehmen, daß das Krokodil neben ihm ist, daß die Hasagaye es nicht mehr hält, daß es ihn zerreißen wird. Es war um den muthigen Schwarzen geschehen, wenn ich nicht schnell Marie auf die Bank neben ihre Amme, die mehr todt als lebendig war, niedergesetzt, mich dem Thier genähert und meine Büchse in seinen offenen Rachen losgebrannt hätte. Das tödtlich getroffene Ungeheuer öffnete noch zwei bis dreimal seinen blutigen Rachen und seine erlöschenden Augen, es war aber nur noch eine krampfhafte Be-

wegung, und plötzlich wandte es sich auf den Rücken um, indem es seine weiten schuppigen Pfoten an sich zog. Es war todt.

Der Neger, den ich gerettet hatte, wandte das Haupt und betrachtete die letzten Zuckungen des Ungethüms. Jetzt kehrte er die Augen der Erde zu, hob sie dann langsam zu Marie auf und sagte zu mir mit einem Tone der Stimme, der mehr als Verzweiflung aussprach: „Porque le has matado?“ (Warum hast Du es getödtet?) Nach diesen Worten eilte er mit großen Schritten dem Gebüsche zu, ohne auf meine Antwort zu warten, und war bald meinen Blicken entschwunden.

---

## IX.

Dieser furchtbare Auftritt, diese sonderbare Entwicklung, die vielfachen Gemüthsbewegungen, welche meinen vergeblichen Nachsuchungen im Gebüsche vorangegangen, sie begleitet hatten und ihnen gefolgt waren, erfüllten meinen Kopf mit einem Chaos von Gedanken. Marie war noch ganz von Schrecken ergriffen und es verging eine geraume Zeit, bis wir unsere unzusammenhängenden Gedanken einander anders als durch Blicke und Händedrücke mittheilen konnten. Endlich brach ich das Stillschweigen.

„Komm, Marie,“ sagte ich, „laß uns gehen! Dieser Ort hat etwas Unheilbringendes.“

Sie stand schnell auf, als ob sie bloß meine Erlaubniß dazu erwartet hätte, stützte ihren Arm auf den meinigen, und so verließen wir die Laube.

Jetzt fragte ich sie, auf welche Weise sie den wunderbaren Beistand dieses Negers in dem Augenblicke der furchtbarsten Gefahr erhalten habe, und ob sie wisse, wer dieser Sklave sei,

denn der grobe Schurz, der kaum seine Blöße bedeckte, bewies hinlänglich, daß er zu der untersten Klasse der Inselbewohner gehörte.

„Dieser Mensch,“ erwiederte Marie, „ist ohne Zweifel einer der Neger meines Vaters und hat in dem Augenblicke, als die Erscheinung des Krokodils mir einen Schrei erpreßte, gerade in der Gegend des Flusses gearbeitet. Alles, was ich Dir sagen kann, ist, daß er im gefährlichsten Moment aus dem Dickicht stürzte und mir zu Hülfe eilte.“

„Von welcher Seite kam er?“

„Von der entgegengesetzten Seite, von welcher wir die Stimme des Sängers vernommen haben.“

Dieser Umstand paßte nicht zu der Vergleichung, die ich in Gedanken zwischen den spanischen Worten, welche mir der Neger vor seinem Weggehen sagte, und der Romanze, die mein unbekannter Nebenbuhler in der nämlichen Sprache sang, gemacht hatte, um dadurch die beiden Personen als eine und dieselbe darzustellen. Inzwischen sprachen andere Beziehungen dafür. Dieser Neger von fast riesenmäßiger Gestalt und ungemeiner Stärke konnte wohl der gewaltige Gegner sein, mit welchem ich in der vergangenen Nacht gekämpft hatte. Der Umstand seiner Nacktheit wurde überdies ein schlagender Beweis. Der Sänger im Dickicht hatte gesagt: Ich bin schwarz. Eine Aehnlichkeit weiter. Er hatte sich einen König genannt, und dieser war nur ein Sklave; aber ich dachte nicht ohne Staunen zurück an das Wesen von Hoheit und Allgewalt, das neben den charakteristischen Zeichen der afrikanischen Race seinem Gesichte aufgedrückt war, an das Feuer seiner Augen, die Weiße seiner Zähne auf dem glänzenden Schwarz seiner Haut, die bei Negern ungewöhnliche Breite seiner Stirne, das verachtungsvolle Aufblähen, das der Dicke seiner Lippen und Nasenflügel etwas so Stolzes und Gewaltiges gab, an seine edle Haltung, die Schönheit seiner Körperformen, die, obwohl

durch tägliche Arbeit abgemagert, doch noch eine herkulische Gestaltung hatten; ich rief mir den imposanten Anblick dieses Sklaven in seiner Gesammtheit ins Gedächtniß zurück, und ich mußte mir gestehen, daß er wohl für einen König paßte. Diese und andere Betrachtungen erhoben meinen Verdacht zur Gewißheit, und in meiner Wuth wollte ich den unverschämten Neger aufsuchen und züchtigen lassen. Bald aber stiegen wieder Zweifel in mir auf: Wo lag in der Wirklichkeit ein triftiger Grund für diesen Verdacht? Da die Insel St. Domingo größtentheils im Besitze Spaniens war, so vermischten viele Neger, die entweder in dem spanischen Antheil geboren worden oder spanischen Pflanzern gehört hatten, die spanische Sprache mit ihrem Kauderwelsch. Und weil dieser Sklave einige spanische Worte an mich gerichtet hatte, war dies ein Grund, ihn für den Verfasser einer Romanze in dieser Sprache zu halten, die einen Grad von Bildung verrieth, welcher nach meiner Meinung den Negern gänzlich unbekannt war? Was den seltsamen Vorwurf betraf, daß ich das Krokodil getödtet habe, so kündigte er bei einem Sklaven einen Ekel am Leben an, den seine Lage an sich hinreichend erklärte, ohne daß man zu der Hypothese einer fast unmöglichen Liebe für die Tochter seines Herrn Zuflucht zu nehmen brauchte. Seine Anwesenheit in der Nähe des Pavillons konnte zufällig sein; seine riesige Gestalt und seine Stärke bewiesen noch lange nicht, daß er mein nächtlicher Gegner gewesen war. Konnte ich nun auf so schwache Anzeigen hin einen armen Sklaven, einen Menschen, der Mariens Leben gerettet hatte, mit einer so furchtbaren Anklage in die Hände seines unerbittlichen Gebieters liefern?"

In dem Augenblicke, als ich diese Betrachtungen anstellte, sagte Mariens sanfte Stimme zu mir: „Wir sind diesem wackern Neger Dank schuldig, mein Leopold. Ohne ihn war ich verloren! Du wärest zu spät gekommen."

Diese paar Worte entschieden. Sie änderten nicht meine Absicht, den Sklaven aufzusuchen, der Marie gerettet hatte, aber deren Zweck. Er war nicht mehr seine Bestrafung, sondern seine Belohnung.

Mein Oheim erfuhr von mir, daß er einem seiner Sklaven seiner Tochter Leben verdanke, und versprach mir dessen Freiheit, wenn ich ihn unter der Masse dieser Unglücklichen auffinden könnte.

---

## X.

Bis auf diesen Tag hätte meine ganze Gemüthsanlage mich von den Pflanzungen, wo die Neger arbeiteten, ferne gehalten. Es that mir zu wehe, Wesen, welchen ich keinen Trost gewähren konnte, leiden zu sehen. Als mich aber am folgenden Tage mein Oheim einlud, ihn in seiner Runde zu begleiten, nahm ich es mit Vergnügen an, in der Hoffnung, Mariens Retter unter den Schwarzen aufzufinden.

Ich konnte bei dieser Runde wahrnehmen, welche Gewalt das Auge des Herrn über seine Sklaven hat, aber zugleich sah ich auch, wie theuer diese Gewalt erkauft ist. Die Neger zitterten beim Anblick meines Oheims und verdoppelten ihren Eifer, wo er vorüber kam, aber welcher Haß leuchtete nicht unter diesem Schrecken hervor!

Von Natur zornmüthig, war mein Oheim auf dem Punkt, sich darüber zu erzürnen, daß er sich über nichts zu erzürnen hatte, als sein Hofnarr Habibrah, der ihm immer folgte, ihm plötzlich einen Neger zeigte, der von Müdigkeit erschöpft, unter einem Dattelgebüsche eingeschlafen war. Mein Oheim läuft auf diesen Unglücklichen zu, schüttelt ihn aus dem Schlafe und be-

fiehlt ihm, wieder an seine Arbeit zu gehen. Der bestürzte Neger steht auf, und jetzt sieht man, daß er sich aus Versehen auf einen jungen bengalischen Rosenstock, den mein Oheim mit Sorgfalt aufzog, niedergelegt und ihn zerdrückt hatte. Bei diesem Anblick wurde sein Gebieter, der sich schon über die vermeintliche Faulheit des Sklaven erzürnt hatte, wüthend. Außer sich knüpft er die an seinem Gürtel hängende, mit eisernen Stacheln beschlagene Peitsche los und hebt den Arm, den auf den Knieen liegenden Neger zu züchtigen.

Die Peitsche fiel nicht nieder. Ich werde nie diesen Augenblick vergessen. Eine gewaltige Faust hielt den Arm des Pflanzers fest. Ein Neger, es war Mariens Retter, rief ihm in französischer Sprache zu: „Züchtige mich, denn ich habe Dich eben beleidigt, aber laß meinen Bruder, der nur Deinen Rosenstrauch beschädigt hat!“

Diese unerwartete Einmischung des Mannes, der Marie gerettet hatte, seine Geberde, sein Blick, der gebietende Ton seiner Stimme, erfüllten mich mit dumpfem Staunen. Sein unkluger Edelmuth verdoppelte nur die Wuth seines Gebieters und leitete sie von dem Leidenden auf dessen Vertheidiger ab. Mein Oheim machte seinen Arm von der Faust des Schwarzen los und hob die Peitsche gegen ihn. Der Neger entriß ihm die Peitsche, zerbrach sie in Stücke und trat sie mit Füßen.

Mich fesselte das Staunen, meinen Oheim die Wuth. Es war etwas für ihn Unerhörtes, seine Gewalt auf solche Weise verhöhnt zu sehen. Seine Augen traten weit aus ihren Höhlen, seine blauen Lippen bebten. Der Sklave betrachtete ihn einen Augenblick ruhig, dann reichte er ihm mit würdiger Haltung den Spaten hin, den er in seiner Hand hielt.

„Weißer,“ sprach er, „wenn Du mich schlagen willst, so thue es wenigstens mit diesem Spaten!“

Mein Oheim, außer sich, stürzte sich auf den Spaten. Ich

kam ihm zuvor, ergriff schnell das gefährliche Werkzeug und warf es in den Brunnen eines nahen Zuckerfeldes.

„Was machst Du da?" rief mir mein Oheim zornig zu.

„Ich bewahre Sie vor dem Unglück, den Retter Ihrer Tochter zu tödten. Diesem Sklaven verdanken Sie Mariens Leben. Dies ist der Neger, welchem Sie die Freiheit versprochen haben."

Der Augenblick, dieses Versprechen geltend zu machen, war schlecht gewählt. Meine Worten glitten an dem rachgierigen Geiste des Pflanzers ab.

„Seine Freiheit!" erwiederte er mir in düsterem Tone. „Ja, er hat das Ende seiner Sklaverei verdient. Seine Freiheit! Wir werden sehen, welcher Art die Freiheit sein wird, die ihm die Richter des Kriegsgerichtes gewähren werden!"

Diese unheilverkündenden Worte erfüllten mich mit Schauder. Marie und ich flehten vergeblich. Der Neger, dessen Nachlässigkeit diesen Auftritt herbeigeführt hatte, erhielt die Bastonade, und sein Vertheidiger wurde in die Kerker des Forts Galifet geworfen, angeklagt, seine Hand gegen einen Weißen erhoben zu haben. Ein Sklave, der seine Hand gegen seinen Herrn erhob, hatte ein todeswürdiges Verbrechen begangen.

---

## XI.

Sie werden selbst einsehen, meine Herren, in wie hohem Grade alle diese Umstände meine Theilnahme und meine Neugierde erregen mußten. Ich zog Erkundigungen über den Gefangenen ein und erfuhr sonderbare Einzelnheiten. Seine Mitsklaven, sagte man mir, hegten die tiefste Ehrfurcht vor diesem jungen Neger. Sklave wie sie, bedurfte er nur eines Zeichens,

und Alle gehorchten ihm. Er war nicht auf der Pflanzung geboren, man kannte von ihm weder Vater noch Mutter; erst vor wenigen Jahren, hieß es, habe ihn ein Sklavenschiff zu St. Domingo ans Land gesetzt. Dieser Umstand machte seine Herrschaft über alle seine Mitsklaven, selbst die schwarzen Creolen nicht ausgenommen, welche gewöhnlich die tiefste Verachtung gegen die Congos-Neger hegen, wie man in der Kolonie alle aus Afrika eingeführten Sklaven nannte, noch merkwürdiger.

Obgleich er in tiefe Melancholie versunken schien, so machte doch seine ungewöhnliche Stärke, neben einer erstaunlichen Geschicklichkeit, ihn zu einem Gegenstand, welcher für die Kultur der Pflanzungen von hohem Werthe war. Er drehte länger und schneller die Räder der Zuckermühlen als das beste Pferd vermocht hätte. Oefters verrichtete er an einem Tage die Arbeit von zehn seiner Mitsklaven, um ihnen die Züchtigungen zu ersparen, welche auf Nachlässigkeit oder Ermüdung folgten. Die Sklaven beteten ihn an; aber ihre Verehrung, ganz verschieden von der abergläubischen Furcht, welche ihnen der Obi Habibrah einflößte, schien noch einen verborgenen Grund zu haben, sie war eine Art Kultus.

Gegen Seinesgleichen war er eben so einfach und sanft, als stolz und hochfahrend gegen seine Vorgesetzten. Diese privilegirten Sklaven, Mitteldinge, welche die Kette der Knechtschaft mit der des Despotismus in Verbindung setzten, entartete Wesen, welche mit der Gemeinheit ihrer Verrichtungen die Unverschämtheit ihrer Autorität verbanden, fanden ein boshaftes Vergnügen daran, ihn mit Arbeit zu überladen. Gleichwohl achteten sie unwillkürlich das stolze Gefühl, das seinen Arm gegen meinen Oheim bewaffnet hatte. Keiner von ihnen hatte je gewagt, ihm eine erniedrigende Strafe aufzulegen. Wenn es je geschah, daß sie ihn dazu verurtheilten, so erhoben sich zwanzig Neger zumal, um an seiner Stelle die Strafe zu em-

pfangen, und er wohnte deren Vollziehung so ernst und ruhig an, als ob sie weiter nichts als eine Pflicht erfüllt hätten. Dieser sonderbare Mensch war in der Pflanzung unter dem Namen Pierrot bekannt.

---

## XII.

Alle diese Einzelnheiten spannten meine junge Einbildungskraft. Marie, voll Dankbarkeit und Mitleid, billigte und theilte meinen Enthusiasmus. Pierrot erregte in solchem Grade unsere Theilnahme, daß ich ihn zu sehen und ihm zu dienen beschloß. Ich sann auf Mittel, mit ihm zusammenzukommen.

Obgleich noch sehr jung, war ich doch, als Neffe eines der reichsten Pflanzer am Cap, Hauptmann der Milizen des Kirchspiels von Acul. Das Fort Galifet war ihrer Bewachung, neben einer Abtheilung gelber Dragoner, anvertraut, deren Anführer, in der Regel Unteroffizier dieser Compagnie, den Befehl im Fort führte. Damals fügte es sich gerade, daß dieser Commandant der Bruder eines armen Kolonisten war, dem ich sehr große Dienste geleistet und der eine ungemessene Ergebenheit gegen mich hatte.

Hier sprachen alle Zuhörer, den Hauptmann unterbrechend, den Namen Thaddäus aus. „Sie haben es errathen, meine Herren,“ fuhr der Hauptmann fort. Sie begreifen leicht, daß ich von ihm unschwer die Erlaubniß erhielt, den Neger in seinem Kerker zu besuchen. Ich hatte als Milizen-Hauptmann das Recht, das Fort zu besuchen. Um jedoch meinem Oheim, dessen Zorn noch nicht verraucht war, keinen Verdacht einzuflößen, wählte ich dazu die Stunde, wo er seinen Mittagsschlaf machte. Alle Soldaten, mit Ausnahme der Wachen, hatten sich zur Ruhe

gelegt. Von Thaddäus geführt, kam ich an die Thüre des Kerkers. Thaddäus öffnete und entfernte sich. Ich ging hinein.

Der Neger saß, denn er konnte wegen seiner hohen Gestalt nicht aufrecht stehen. Er war nicht allein, eine ungeheure Dogge neben ihm erhob sich bei meinem Eintritt und fletschte mir die Zähne entgegen.

„Rask!“ rief der Schwarze.

Die Dogge legte sich ruhig zu den Füßen ihres Herrn nieder und verzehrte die Ueberreste einiger ärmlichen Nahrungsmittel.

Ich war in Uniform. Das Licht, welches durch das Gitterfenster in diesen engen Kerker drang, war so schwach, daß Pierrot nicht erkennen konnte, wer ich war.

„Ich bin bereit,“ sagte er in ruhigem Tone.

Mit diesen Worten stand er halb auf.

„Ich bin bereit,“ wiederholte er nochmals.

„Ich glaubte,“ sagte ich zu ihm, von der Freiheit seiner Bewegungen überrascht, „Du seiest gefesselt.“

Meine Stimme zitterte vor Rührung. Der Gefangene schien mich nicht zu erkennen.

Er stieß einige klingende Trümmer mit dem Fuße an: „Fesseln! Ich habe sie gebrochen.“

In dem Tone, womit er diese letzten Worte sprach, lag etwas, das zu sagen schien: Ich bin nicht geboren, Fesseln zu tragen.

Ich fuhr fort: „Ich wußte nicht, daß man Dir einen Hund gelassen hatte.“

„Ich habe ihn hereingelassen.“

Ich erstaunte je mehr und mehr. Die Thüre des Kerkers war von außen mit einem dreifachen Schlosse verwahrt. Das Luftloch hatte kaum sechs Zoll Breite und war mit zwei Eisenstangen besetzt.

Der Neger schien den Sinn meiner Betrachtungen zu begreifen; er erhob sich, so weit das niedere Gewölbe es ihm gestattete, löste mit geringem Kraftaufwand einen ungeheuern Stein unterhalb des Luftlochs ab, nahm die beiden Eisenstangen weg, und machte auf solche Art eine Oeffnung, durch welche bequem zwei Menschen schlüpfen konnten. Diese Oeffnung führte ebenen Fußes in das Gehölze von Pisang- und Cocosbäumen, welche auf der Felswand, woran sich das Fort lehnte, gepflanzt waren.

Die Verwunderung machte mich stumm. Plötzlich fiel ein Lichtstrahl auf mein Gesicht. Der Gefangene richtete sich auf, als ob er aus Versehen auf eine Schlange getreten wäre, seine Stirne stieß an den Steinen des Gewölbes an. Eine unbeschreibliche Mischung widerstreitender Gefühle, ein befremdender Ausdruck von Haß, Wohlwollen und schmerzlichem Staunen flog schnell über sein Gesicht. Plötzlich aber ward er wieder Herr seiner Gefühle, sein Gesicht wurde in einem Augenblicke kalt und ruhig, und er heftete seinen Blick mit Gleichgültigkeit auf den meinigen.

„Ich kann noch zwei Tage leben, ohne zu essen," sagte er.

Ich machte eine Geberde des Abscheus. Jetzt erst sah ich, wie mager der Unglückliche war.

Er fügte hinzu: „Mein Hund frißt nur aus meiner Hand. Wenn ich das Luftloch nicht hätte breiter machen können, so wäre mein armer Rask Hungers gestorben. Es ist besser, ich komme vor Hunger um als er, denn ich muß doch sterben."

„Nein," rief ich aus, „nein, Du sollst nicht Hungers sterben."

Er verstand mich nicht.

„Ohne Zweifel," fuhr er bitter lächelnd fort, „hätte ich noch zwei Tage ohne Nahrung leben können; aber ich bin bereit, Herr Offizier! Heute ist besser als morgen. Thun Sie meinem armen Rask nichts zu Leide."

Jetzt erst begriff ich, was sein „ich bin bereit" sagen wollte. Eines Verbrechens angeklagt, das Todesstrafe nach sich zog, glaubte er, daß ich ihn zur Hinrichtung abhole; und dieser mit Riesenkraft begabte Mann, dem alle Mittel zur Flucht offen standen, wiederholte ruhig und sanft gegen einen Menschen, der gegen ihn nur ein Kind war: Ich bin bereit!

„Thun Sie meinem Rask nichts zu Leide!" wiederholte er.

Ich konnte mich nicht länger halten. „Wie!" rief ich aus, „hältst Du mich für Deinen Henkersknecht, und wie magst Du vollends an meinem Mitleid gegen dieses arme Thier zweifeln?"

Er war gerührt; seine Stimme zitterte.

„Weißer," sprach er und reichte mir die Hand. „Weißer, verzeihe mir, ich liebe meinen Hund, und," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „die weißen Männer haben mir viel Leid angethan."

Ich ergriff seine Hand und umarmte ihn. „Kanntest Du mich nicht?" fragte ich ihn.

„Ich wußte, daß Du ein Weißer bist, und selbst für den besten Weißen ist ein Schwarzer ein so unbedeutendes Ding! Auch habe ich mich über Dich zu beklagen."

„Und worüber?" fragte ich verwundert.

„Hast Du mir nicht zweimal das Leben gerettet?"

Diese seltsame Anschuldigung machte mich lächeln.

Er sah es, und fuhr bitter fort: „Ja, ich sollte Dir dafür grollen. Du hast mich aus den Klauen eines Krokodils und eines Pflanzers gerettet; und, was noch schlimmer ist, Du hast mir das Recht entzogen, Dich zu hassen. Ich bin sehr unglücklich!"

Die Seltsamkeit seiner Sprache und seiner Gedanken überraschte mich kaum mehr. Sie war im Einklang mit seinem ganzen Wesen.

„Ich danke Dir weit mehr," sagte ich, „als Du mir. Ich danke Dir das Leben meiner Braut Marie."

Ein elektrischer Schlag durchbebte ihn. „Marie!“ sagte er mit erstickter Stimme, und sein Haupt sank in seine Hände, die sich gewaltsam zusammenzogen, während schwere Seufzer seiner breiten Brust entstiegen.

Mein kaum erstickter Verdacht erwachte auf's Neue, aber ohne Zorn und Eifersucht. Ich war meinem Glück, und er seinem Tode zu nahe, als daß ein solcher Nebenbuhler, wenn er es je war, in mir andere Gefühle hätte erwecken können, als die des Wohlwollens und Mitleids.

Er erhob endlich sein Haupt: „Geh!“ sagte er, „und danke mir nicht!“

Nach einer Pause fügte er hinzu: „Mein Rang steht übrigens nicht unter dem Deinigen!“

Diese Worte verriethen einen Ideengang, der meine Neugierde lebhaft reizte. Ich drang in ihn, mir zu sagen, wer er sei und welche Leiden er erfahren habe. Er schwieg düster.

Mein Benehmen hatte ihn gerührt. Meine Bitten und anerbotene Dienstleistungen besiegten seinen Ekel am Leben. Er ging hinaus und holte einige Pisangfrüchte und eine große Cocosnuß. Hierauf schloß er die Oeffnung wieder und begann zu essen. In meinem Gespräche mit ihm nahm ich wahr, daß er Französisch und Spanisch mit Fertigkeit sprach, und daß sein Geist nicht ohne Bildung war. Er wußte spanische Romanzen auswendig und sang sie mit Ausdruck. Dieser Mensch war mir in vielen andern Beziehungen so unerklärbar, daß mir bis jetzt die Reinheit seiner Sprache nicht aufgefallen war. Ich versuchte auf's Neue die Ursache davon zu erfahren; er schwieg. Endlich verließ ich ihn, und empfahl meinem getreuen Thaddäus, alle mögliche Sorge für ihn zu tragen.

---

## XIII.

Ich sah ihn jeden Tag zur nämlichen Stunde. Sein Loos beunruhigte mich. Trotz meiner Bitten beharrte mein Oheim dabei, ihn vor Gericht zu stellen. Ich verhehlte Pierrot meine Besorgnisse nicht; er hörte mich gleichgültig an.

Oefters kam Rask, während ich bei ihm war, und trug ein breites Palmblatt um seinen Hals. Der Neger nahm es ab, las die mir unbekannten Charaktere, die darauf gezeichnet waren, und zerriß es dann. Ich war gewohnt, ihn um nichts mehr zu fragen.

Eines Tages trat ich ein, ohne daß er es wahrzunehmen schien. Er kehrte der Thüre den Rücken zu und sang in melancholischer Weise das spanische Lied: Yo que soy contrabandista (Ich, der ich Schleichhändler bin).

Nachdem er geendet hatte, wandte er sich rasch um und rief: „Bruder, versprich mir, falls Du je an mir zweifelst, allen Verdacht zu verbannen, wenn Du mich diese Melodie singen hörst.“

Sein Blick war gebietend. Ich versprach ihm, was er verlangte, ohne genau zu wissen, was er unter den Worten verstand: Falls Du je an mir zweifelst.

Er nahm die tiefe Schaale der Cocosnuß, die er am Tage meines ersten Besuchs gepflückt hatte, füllte sie mit Palmwein, ließ mich meine Lippen daran setzen, und trank sie dann in einem Zuge aus. Von diesem Tage an nannte er mich nie anders als Bruder.

Inzwischen begann ich einige Hoffnung zu fassen. Mein Oheim war nicht mehr so aufgebracht. Die Vorbereitungen zu der Feier meiner Vermählung mit seiner Tochter hatten seinem Herzen sanftere Gefühle eingehaucht. Marie bat mit mir. Ich

stellte ihm täglich vor, daß Pierrot ihn nicht beleidigen, sondern ihn bloß hindern wollte, eine Handlnng vielleicht übertriebener Strenge zu begehen; daß dieser Neger durch seine kühne Bekämpfung des Krokodils Marie von einem gewissen Tode gerettet habe; daß er ihm seine Tochter, ich meine Braut verdanke; daß übrigens Pierrot der stärkste seiner Sklaven sei (denn es handelte sich jetzt nur noch um die Erhaltung seines Lebens, nicht mehr um seine Freilassung); daß er allein die Arbeit von zehn Männern verrichte u. s. w.

Mein Oheim hörte mich an und gab mir zu verstehen, daß er vielleicht die Anklage fallen lassen werde. Ich sagte dem Schwarzen nichts von der Sinnesänderung meines Oheims, um das Vergnügen zu genießen, ihm seine vollkommene Freiheit ankündigen zu können, wenn ich sie erlangte. Ich wunderte mich übrigens, daß er keines der Mittel, die ihm zu Gebote standen, ergriff, seinem Kerker zu entfliehen, da er sich doch dem Tode geweiht glaubte.

„Ich muß bleiben," erwiederte er mir kalt, „sonst könnte man glauben, ich habe Furcht."

---

## XIV.

Eines Morgens kam Marie zu mir. Sie strahlte vor Freude, und in ihren sanften Zügen lag etwas noch Himmlischeres, als die Wonne reiner Liebe. Es war der Gedanke einer guten Handlung.

„Höre," sagte sie zu mir, „in drei Tagen haben wir den 22. August und unsere Hochzeit."

Sie lächelte und erröthete.

„Da ist mir nun," fuhr sie fort, „ein Gedanke gekommen, mit dem Du zufrieden sein wirst. Du weißt, daß ich gestern mit meinem Vater in die Stadt gegangen bin, um Brautschmuck einzukaufen. Nicht als ob ich mir aus diesem Schmuck, diesen Diamanten etwas machte; aber mein Vater will mich nun einmal mit solchen Dingen herausputzen, und ich stellte mich, als ob ich sehr begierig darnach wäre, um ihm Vergnügen zu machen. Wir sahen gestern eine Basquina von chinesischem Sammt mit großen Blumen, die in einer Kiste von wohlriechendem Holze verschlossen ist, und die ich sehr eifrig betrachtete. Das ist sehr theuer, aber etwas Seltenes. Mein Vater bemerkte, daß dieses Kleidungsstück meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Nach unserer Rückkehr bat ich ihn, mir meine Bitte nach Art der alten Ritter zu gewähren; er sieht es gerne, wie Du weißt, wenn man ihn mit den alten Rittern vergleicht. Er gab mir sein Ehrenwort, mir meine Bitte zu gewähren, welche sie auch sei. Er glaubt, ich werde die chinesische Basquina verlangen, aber dem ist nicht so; ich will Pierrots Leben fordern. Das soll mein Hochzeitgeschenk sein."

Ich schloß den Engel in meine Arme. Meinem Oheim war sein Wort heilig, und während Marie zu ihm ging, dessen Vollziehung zu verlangen, lief ich in das Fort Galifet, Pierrot seine nunmehr unfehlbare Rettung anzukündigen.

„Bruder!" rief ich ihm zu, „freue Dich, Dein Leben ist gerettet! Marie hat sich von ihrem Vater Deine Begnadigung als Hochzeitgeschenk ausgebeten."

Der Sklave erbebte.

„Marie! Hochzeit! Mein Leben! Was hat Alles das mit einander gemein?"

„Das ist ganz einfach. Marie, deren Leben Du gerettet hast, verheirathet sich . . ."

„Mit wem?“ rief der Sklave aus, und eine furchtbare Geistesverwirrung lag in seinem Blicke.

„Weißt Du es denn nicht?“ erwiederte ich sanft. „Mit mir.“ Jetzt plötzlich war sein schreckliches Gesicht wohlwollend und gelassen.

„Ah! Richtig,“ sagte er, „mit Dir! Und wann ist die Hochzeit?“

„Am 22. August.“

„Am 22. August! Bist Du ein Narr?“ sagte er angstvoll. Er hielt inne. Ich sah ihn erstaunt an. Nach einigem Schweigen drückte er mir heftig die Hände.

„Bruder, ich habe Dir so viel zu danken, daß mein Mund Dir einen Rath ertheilen muß. Glaube mir, gehe in die Capstadt und heirathe vor dem 22. August.“

Ich fragte ihn vergebens nach dem Sinne dieser räthselhaften Worte.

„Lebe wohl!“ sagte er feierlich. „Ich habe vielleicht schon zu viel gesagt, aber ich hasse die Undankbarkeit noch mehr als den Meineid.“

Ich verließ ihn voll Unschlüssigkeit und Unruhe, welche sich aber bald durch die Gedanken an mein nahes Glück verloren.

Mein Oheim nahm an diesem Tag seine Klage zurück. Ich kehrte in's Fort zurück, um Pierrot seine Freiheit anzukündigen. Thaddäus, nachdem er ihn jetzt frei wußte, trat mit mir in den Kerker. Der Schwarze war verschwunden. Rask allein war da und kam wedelnd auf mich zu. An seinem Halse war ein Palmblatt befestigt, auf dem folgende Worte standen: „Ich danke Dir, Du hast mir zum drittenmal das Leben gerettet. Bruder, vergiß Dein Versprechen nicht.“ Unter diesen Zeilen stand als Unterschrift: Yo que soy contrabandista.

Thaddäus war noch mehr erstaunt als ich; er kannte das

Geheimniß der Oeffnung nicht und meinte, der Neger habe sich in einen Hund verwandelt. Ich ließ ihn glauben, was er wollte, und forderte ihm bloß Stillschweigen ab über Alles, was er gesehen hatte.

Ich wollte Rask mit mir nehmen. Beim Ausgange aus dem Fort aber sprang er in die nahen Hecken und war bald verschwunden.

---

## XV.

Mein Oheim war aufgebracht über die Flucht des Sklaven. Er ordnete Nachforschungen an und stellte Pierrot ganz zur Verfügung des Gouverneurs, im Falle man ihn auffinden würde.

Der 22. August kam. Meine Vereinigung mit Marie wurde in der Kirche von Acul mit Pracht vollzogen. Wie glücklich schien mir dieser Tag, an dem alle meine Leiden ihren Anfang nahmen! Ich war von einer Freude beseelt, die derjenige nicht fassen kann, welcher sie nie empfunden hat. Ich hatte Pierrot und seinen unglückweissagenden Rath gänzlich vergessen. Der Abend kam endlich. Meine junge Gattin zog sich in ihr Schlafgemach zurück. Mich hielt eine unerläßliche Pflicht noch zurück. Mein Dienst als Hauptmann der Milizen verpflichtete mich, diesen Abend die Runde auf den ausgestellten Wachposten von Acul zu machen. Diese Vorsichtsmaßregel war unumgänglich wegen der Gährung in der Kolonie, der theilweisen Aufstände der Schwarzen, die im Juni und Juli, selbst in den ersten Tagen des August, auf den Pflanzungen Thibaud und Lagoscette stattgefunden hatten, obwohl sie sogleich wieder unterdrückt worden waren, und besonders wegen der schlimmen

Gesinnungen der freien Mulatten, welche die neuerdings erfolgte Hinrichtung des Rebellen Ogé nur noch mehr erbittert hatte. Mein Oheim war der erste, der mich an meine Pflicht erinnerte, und ich mußte mich wohl darein ergeben. Ich zog meine Uniform an und begann meine Runde.

Ich visitirte die ersten Posten, ohne etwas Besorgnißerregendes zu finden. Als ich aber um Mitternacht in der Nähe der Batterien der Bai angekommen war, nahm ich am Horizont einen röthlichen Schein wahr, der sich auf der Seite von Limonade und Saint-Louis du Morin erhob und weiter verbreitete. Meine Soldaten und ich schrieben ihn anfangs einem zufälligen Brand zu; aber bald darauf wurden die Flammen so sichtbar, der vom Winde getriebene Rauch griff dermaßen um sich und wurde so dicht, daß ich schnell zum Fort zurückkehrte, um Alarm zu machen und Hülfe zu senden.

Als ich an den Hütten unserer Neger vorüberkam, überraschte mich die außerordentliche Gährung, die darin herrschte. Die meisten Schwarzen waren noch wach und sprachen unter einander mit großer Lebhaftigkeit. Eine seltsamer Name, „Bug-Jargal," respektvoll ausgesprochen, kam häufig in ihrem unverständlichen Kauderwelsch vor. Ich fing einige Worte auf, deren Sinn mir schien, daß die Schwarzen in der nördlichen Ebene in vollem Aufstande seien und die auf der andern Seite der Capstadt gelegenen Pflanzungen und Wohnungen angezündet haben.

Als ich durch einen sumpfigen Grund kam, stieß ich mit dem Fuße auf einen Haufen Aexte und Spaten, die unter Mangogesträuchen verborgen waren. Mit Recht besorgt, ließ ich schnell die Milizen von Acul unter die Waffen treten und befahl, über die Sklaven zu wachen. Alles kehrte zur Ruhe zurück.

Inzwischen schienen die Verheerungen jeden Augenblick zu-

zunehmen und sich Limbé zu nähern. Man glaubte selbst in der Ferne Kanonendonner und Gewehrfeuer zu hören. Gegen zwei Uhr Morgens befahl mir mein Oheim, den ich geweckt hatte, und der voll Besorgniß war, einen Theil meiner Milizen unter den Befehlen des Lieutenants zurückzulassen und mit den übrigen in die Capstadt zu marschiren.

Ich werde nie den Anblick dieser Stadt vergessen, als ich ihr nahe kam. Die Flammen, welche die Pflanzungen um sie her verzehrten, warfen ein düsteres, durch die Rauchsäulen, die der Wind vor sich hertrieb, noch mehr verdüstertes Licht auf die Straßen. Mit Feuerfunken geschwängerte Wirbelwinde, aus kleineren Stücken brennenden Zuckerrohrs gebildet und, gleich einem Schneegestöber, über die Häuser und die auf der Rhede ankernden Schiffe herabgegossen, bedrohten jeden Augenblick die Capstadt mit einem eben so verheerenden Brande als derjenige war, welcher die Umgegend verzehrte. Es war ein schreckenvolles Schauspiel: hier die bleichen Gesichter der Einwohner, die ihr letztes Dach, das ihnen von allen Reichthümern übrig geblieben war, mit Gefahr ihres Lebens zu retten suchten; dort die Schiffe, mit vollen Segeln dem Brande entfliehend, von dem nämlichen Winde getrieben, der den Pflanzungen so verderblich war, und die von den Flammen gerötheten Wogen durchschneidend!

---

## XVI.

Verwirrt durch den Kanonendonner der Forts, das Geschrei der Fliehenden und den fernen Schall der einstürzenden Gebäude, wußte ich nicht, wohin ich meine Soldaten führen sollte. Zum Glück fand ich auf dem Waffenplatze den Haupt-

mann der gelben Dragoner, der uns als Führer diente. Ich will Ihnen, meine Herren, das Schauspiel der in Flammen stehenden Ebene nicht schildern. Die ersten Unfälle auf dem Cap sind schon vielfach beschrieben worden, und ich will schnell über diese Ereignisse weggleiten, die blutig genug in meinem Herzen geschrieben stehen. Ich will Ihnen bloß sagen, daß die Sklaven, wie es hieß, bereits im Besitze des Dondon, des Terrier-Rouge, des Fleckens Ouanaminte und selbst der Pflanzungen des Limbé waren, was mich wegen der Nachbarschaft des Acul sehr beunruhigte.

Ich begab mich schleunig in den Palast des Gouverneurs, Herrn von Blanchelande. Dort war Alles in Verwirrung, den Kopf des Hausherrn nicht ausgenommen. Ich bat ihn um Verhaltungsbefehle und stellte ihm vor, daß man vor allen Dingen auf die Sicherheit von Acul denken sollte, das bereits in Gefahr sei. Um den Gouverneur befanden sich: Herr von Rouvray, Generalmajor und einer der ersten Grundbesitzer der Insel; Herr von Thouzard, Oberstlieutenant des Capregiments; einige Mitglieder der Kolonial- und der Provinzial-Versammlung und mehrere der bedeutendsten Pflanzer. Als ich eintrat, berathschlagte eben diese Art von Geheimerath sehr tumultuarisch.

„Herr Gouverneur,“ sagte ein Mitglied der Provinzial-Versammlung, „es ist nur allzuwahr, daß es die Sklaven, und nicht die Freien von gemischtem Blute sind, wir haben dies schon lange vorausgesagt.“

„Sie sagten es, ohne selbst daran zu glauben,“ erwiederte bitter ein Mitglied der Kolonial-Versammlung, welche sich General-Versammlung nannte. „Sie sagten es, um sich auf unsere Kosten wichtig zu machen, und Sie waren so weit davon entfernt, an einen wirklichen Aufstand der Sklaven zu denken, daß Sie selbst von 1789 an durch die Ränke Ihrer Versammlung jene lächerliche Empörung von dreitausend Schwarzen im

Gebirgslande betrügerisch anzettelten, jene berüchtigte Rebellion, in welcher nur ein einziger Nationalgardist umkam, den seine eigenen Kameraden erschossen!"

„Ich sage Ihnen nochmals," fuhr der Provinzielle fort, „daß wir weiter sahen als Sie, und das ist ganz einfach. Wir blieben hier auf dem Platze, um die Angelegenheiten der Kolonie im Auge zu behalten, während Ihre Versammlung in Masse nach Frankreich ging, um jene lächerliche Ovation in Empfang zu nehmen, die sich mit einem Verweise der National-Versammlung endete. Ridiculus mus!"

Das Mitglied der Kolonial-Versammlung versetzte mit verachtungsvoller Bitterkeit: „Unsere Mitbürger haben uns einstimmig wieder gewählt."

„Sie," entgegnete der Andere, „Ihre Uebertreibungen sind es, die verursachten, daß man den Kopf jenes Unglücklichen, der ohne dreifarbige Kokarde in ein Kaffeehaus kam, im Triumph durch die Straßen trug, und daß man den Mulatten Lacombe aufknüpfte, weil er eine Petition überreicht hatte, die mit den ungebräuchlichen Worten anfing: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

„Das ist nicht wahr!" schrie das Mitglied der General-Versammlung. „Es war der Kampf der Principien und der Privilegien, der Buckligen und der Krummen!"

„Ich dachte es doch immer, daß sie ein Independent sind."

Auf diesen Vorwurf des Mitgliedes der Provinzial-Versammlung antwortete sein Gegner triumphirend: „Sie gestehen damit, daß Sie ein weißer Pompon sind. Bleiben Sie unter der Last eines solchen Geständnisses, ich verlange nicht weiter."

Der Streit wäre vielleicht noch länger fortgeführt worden, wenn sich nicht der Gouverneur darein gemischt hätte.

„Meine Herren!" sagte er, „was hat Alles das mit der uns drohenden Gefahr zu schaffen? Ertheilen Sie mir Rath, statt

sich Beleidigungen zu sagen. Hören Sie, welche Berichte mir zugekommen sind. Der Aufstand hat heute Nacht um zehn Uhr durch die Neger der Pflanzung Turpin begonnen. Die Sklaven, von einem englischen Neger Namens Buckmann befehligt, haben die Schwarzen der Pflanzungen Clement, Tremes, Flaville und Nos an sich gezogen. Sie haben alle Pflanzungen angezündet und die Pflanzer mit den unerhörtesten Grausamkeiten ermordet. Die ganze Abscheulichkeit dieser Auftritte mag Ihnen eine einzige Thatsache beweisen. Ihre Fahne ist der Leichnam eines auf die Lanze gespießten Kindes."

Eine allgemeine Bewegung des Schauders unterbrach den Gouverneur.

„Das," fuhr er fort, „sind die Ereignisse von Außen. Im Innern ist Alles in Verwirrung. Mehrere Einwohner der Capstadt haben ihre Sklaven umgebracht, die Furcht machte sie grausam. Die Mitleidigsten oder die Herzhaftesten beschränkten sich darauf, sie wohl einzuschließen. Die kleinen Weißen (Weiße, die kein Grundeigenthum besitzen und irgend ein Gewerbe treiben) legen diese Unfälle den Freien von gemischtem Blute zur Last. Mehrere Mulatten wären beinahe Opfer der Volkswuth geworden. Ich habe ihnen eine Kirche, die von einem Bataillon besetzt ist, als Zufluchtsort öffnen lassen. Jetzt lassen mich die Freien von gemischtem Blut, um zu beweisen, daß sie nicht im Einverständniß mit den empörten Schwarzen sind, um Waffen und Anweisung eines Postens bitten, den sie vertheidigen wollen."

„Schlagen Sie es ihnen ja ab!" rief eine Stimme, die ich alsbald erkannte. Es war die Stimme des Pflanzers, den man im Verdacht hatte, daß er von gemischtem Blute sei; der nämliche, mit dem ich einen Zweikampf bestanden hatte. „Schlagen Sie es ihnen ja ab! Geben Sie den Mulatten keine Waffen, Herr Gouverneur!"

„Ihr wollt Euch also nicht schlagen?“ fragte ihn barsch ein Pflanzer.

Der Andere schien ihn nicht verstehen zu wollen und fuhr fort: „Die Mulatten sind unsere ärgsten Feinde; sie allein haben wir zu fürchten. Man hätte allerdings eher auf eine Empörung von ihrer Seite, als von den Sklaven rechnen sollen. Was sind denn diese Sklaven?“

Der erbärmliche Mensch hoffte durch diese Ausfälle gegen die Mulatten sich ganz von ihnen zu trennen und den Weißen, welche ihn hörten, die Meinung zu benehmen, als gehöre er dieser verachteten Kaste an. Es lag aber zu viele Jämmerlichkeit in dieser Berechnung, als daß sie gelingen konnte. Man gab es ihm durch ein Murren der Mißbilligung zu erkennen.

„Ja, mein Herr,“ erwiederte der alte General Rouvray, „ja, die Sklaven sind etwas, sie sind vierzig gegen drei, und wir wären zu bedauern, wenn wir den Negern und Mulatten nur Weiße, wie Sie einer sind, entgegenzustellen hätten.“

Der Pflanzer biß sich in die Lippen.

„Herr General,“ fragte der Gouverneur, „was halten Sie denn von der Petition der Mulatten?“

„Geben Sie ihnen Waffen, Herr Gouverneur! Wir müssen alle Segel aufspannen. Haben Sie es gehört, mein Herr?“ wandte sich der General zu dem verdächtigen Kolonisten. „Sie sollen heimgehen und sich bewaffnen.“

Der gedemüthigte Pflanzer entfernte sich mit allen Zeichen innerer Wuth.

Inzwischen vernahm man im Zimmer des Gouverneurs je und je den Jammerruf, der durch die ganze Stadt ertönte; er rief den Anwesenden den Zweck ihrer Zusammenkunft in's Gedächtniß zurück. Der Gouverneur händigte einem Adjutanten eine in Eile mit dem Bleistift geschriebene Ordre ein und unter-

brach das düstere Schweigen, womit die Versammlung den Schreckensruf von Außen vernahm.

„Ich habe befohlen, die Mulatten zu bewaffnen, aber es bleiben noch viele andere Maßregeln zu ergreifen übrig.“

„Man muß die Provinzial-Versammlung zusammenrufen,“ sagte das oben erwähnte Mitglied derselben.

„Die Provinzial-Versammlung!“ rief sein Antagonist aus. „Was ist das, was Sie die Provinzial-Versammlung nennen?“

„Weil Sie Mitglied der Kolonial-Versammlung sind!“ erwiederte der weiße Pompon.

Der Independent unterbrach ihn: „Ich kenne weder eine Provinzial- noch eine Kolonial-Versammlung, sondern bloß eine General-Versammlung. Verstehen Sie, mein Herr?“

„Je nun, wenn Sie so wollen,“ entgegnete der weiße Pompon, „so sage ich Ihnen, daß es bloß eine National-Versammlung zu Paris gibt.“

„Die Provinzial-Versammlung berufen!“ wiederholte der Independent lachend, „als ob sie nicht von dem Augenblicke an aufgelöst gewesen wäre, als die General-Versammlung beschloß, ihre Sitzungen hier zu halten.“

Alle Zuhörer äußerten ihre Mißbilligung über diesen müßigen Streit.

„Meine Herren Deputirten,“ rief ein Unternehmer von Pflanzungen, „während Sie diese Erbärmlichkeiten auskramen, gehen meine Cochenille- und Baumwolle-Pflanzungen zu Grunde.“

„Und meine viermalhunderttausend Indigo-Stauden im Limbé,“ fügte ein anderer Pflanzer hinzu.

„Und meine Neger, die mich einer in den andern dreißig Dollars kosten,“ sagte der Kapitän eines Sklavenschiffes.

„Jede Minute, welche Sie hier verlieren,“ fügte ein anderer Pflanzer hinzu, „kostet mich, Uhr und Tarif in der Hand, zehn Centner Zucker.“

„Die Colonial-Versammlung, welche Sie General-Versammlung nennen," schrie der weiße Pompon, „usurpirt. Sie soll in Port-au-Prince bleiben und Dekrete für zwei Stunden Umfang und zwei Tage Dauer schmieden, aber hier soll sie uns in Ruhe lassen! Das Cap gehört der Provinzial-Versammlung des Nordens, ihr allein."

„Ich behaupte," erwiederte der Independent, „daß der Herr Gouverneur nicht das Recht hat, eine andere Versammlung einzuberufen, als die General-Versammlung der Stellvertreter der Colonie, deren Präsident Herr von Cadusch ist."

„Wo ist denn dieser Herr von Cadusch, Ihr Präsident?" fragte der weiße Pompon. „Wo ist denn Ihre General-Versammlung? Es sind noch nicht vier von Ihren Mitgliedern angekommen, während sich die ganze Provinzial-Versammlung hier befindet. Wollen Sie etwa für sich allein eine ganze Versammlung, eine ganze Colonie repräsentiren?"

Diese Nebenbuhlerschaft der beiden Deputirten, welche getreue Echos ihrer Versammlungen waren, erforderte nochmals die Einmischung des Gouverneurs.

„Meine Herren," sagte er. „Wo wollen Sie denn am Ende hinaus mit Ihren ewigen Provinzial-, General-, Colonial- und National-Versammlungen? Werden Sie die Beschlüsse dieser hier anwesenden Versammlung fördern, wenn Sie immer nur von drei oder vier andern Versammlungen sprechen?"

„Donnerwetter!" rief der alte General mit donnernder Stimme und schlug dabei heftig auf den Tisch des Geheimeraths, „diese verfluchten Schwätzer! Ich möchte lieber einem Vierundzwanzigpfünder gegenüberstehen. Was geht uns der Rangstreit dieser beiden Versammlungen an! Rufen Sie beide ein, Herr Gouverneur, dann will ich zwei Regimenter daraus

bilden und sie gegen die Schwarzen führen; es wird sich dann zeigen, ob ihre Flinten so gut losgehen, als ihre Zungen."

Nach diesem heftigen Ausfall neigte er sich gegen mein Ohr und sagte halblaut: „Was soll ein Gouverneur, den der König von Frankreich, von Gottes Gnaden, eingesetzt hat, zwischen zwei Versammlungen machen, welche beide die Souveränetät ansprechen? Die Schwätzer und Advokaten verderben hier Alles, wie im Mutterlande. Wenn ich Gouverneur wäre, würde ich all' diese Leute zur Thüre hinauswerfen. Ich würde die Verantwortlichkeit vor den sogenannten Volksvertretern zu allen Teufeln schicken, und mit zwölf Ludwigskreuzen, im Namen des Königs versprochen, würde ich alle Rebellen auf die Schildkröteninsel ausfegen, die ehemals auch von Räubern, wie sie sind, von den Buccaniern, bewohnt worden ist. Denken Sie an das, was ich Ihnen hier sage, junger Mann. Die Philosophen haben die Philanthropen erzeugt, und aus diesen sind die Negrophilen hervorgegangen, welche die Weißenfresser erzeugen werden, die ich so nennen will, bis man einen griechischen oder lateinischen Namen für sie gefunden hat. Diese angeblich liberalen Ideen, womit man sich in Frankreich berauscht, sind in den tropischen Ländern ein Gift. Alle Greuel, welche heute St. Domingo verheeren, sind im Club Massiac zur Welt gefördert worden, und der Aufstand der Sklaven ist nur der Wiederhall des Falles der Bastille."

Während mir der alte Soldat auf solche Weise seine kurzsichtige Politik, die aber voll Freimuth und innerer Ueberzeugung war, vor Augen legte, dauerte die stürmische Berathung fort. Ein Pflanzer, der der geringen Anzahl derjenigen angehörte, welche die revolutionäre Tollwuth theilten, und der sich Bürger General C. nennen ließ, weil er einigen blutigen Exekutionen angewohnt hatte, rief aus: „Hinrichtungen sind nöthig,

keine Gefechte. Die Nationen bedürfen abschreckender Beispiele. Wir wollen die Schwarzen in Schrecken setzen. Ich war es, der die Aufstände im Juni und Juli gedämpft hat: ich ließ zwei Reihen von je fünfzig Sklavenköpfen vor meiner Wohnung aufpflanzen, wie eine Palmbaum-Allee. Wir wollen die Zugänge zur Capstadt mit den Negern vertheidigen, die uns noch übrig sind. Jeder soll seinen Beitrag dazu liefern."

„Wie! Welche Unklugheit!" hieß es von allen Seiten.

„Sie verstehen mich nicht," fuhr der Bürger General fort. „Lassen Sie uns einen Cordon von Negerköpfen um die Stadt bilden, vom Fort Picolet bis zur Spitze Caracol. Dann werden ihre Kameraden sich nicht zu nähern wagen. In einem solchen Augenblicke muß man sich für das gemeine Beste aufopfern. Ich opfere mich zuerst. Ich habe noch fünfhundert nicht empörte Sklaven, und biete sie an."

Dieser abscheuliche Vorschlag wurde mit Abscheu aufgenommen. „Das ist schändlich! Das ist entsetzlich!" rief man von allen Seiten aus.

„Eben Maßregeln dieser Art," sagte ein Pflanzer, „haben Alles verdorben. Hätte man sich nicht so beeilt, die Aufrührer vom Juni, Juli und August hinzurichten, so konnte man den Faden ihrer Verschwörung auffinden, den das Beil des Henkers abgeschlagen hat."

Der Bürger General schwieg einen Augenblick aus Verdruß, dann murmelte er zwischen den Zähnen: „Ich glaubte doch nicht verdächtig zu sein. Ich stehe mit den Negrophilen in Verbindung, ich correspondire mit Brissot und Pomme Rouge in Frankreich, Hans Sloane in England, Maegaw in Amerika, Pezel in Deutschland, Olivarius in Dänemark, Wadstrom in Schweden, Peter Paulus in Holland, Avendano in Spanien und dem Abbé Pedro Tamburini in Italien."

Seine Stimme erhob sich nach Maßgabe der Aufzählun

dieser Negrophilen. Er schloß mit den Worten: „Aber es sind freilich hier keine Philosophen!“

Der Gouverneur forderte abermals die Mitglieder auf, ihre Meinung zu sagen.

„Herr Gouverneur,“ sagte eine Stimme, „meine Meinung ist, daß wir uns alle auf dem Leopard einschiffen, der auf der Rhede liegt.“

„Wir wollen einen Preis auf Buckmanns Kopf setzen,“ sagte ein Anderer.

„Wir wollen den Gouverneur von Jamaika von allen diesen Vorfällen in Kenntniß setzen,“ meinte ein Dritter.

„Ja,“ erwiederte ein Deputirter der Provinzial-Versammlung, „damit er uns abermals einen höhnischen Beistand von fünfhundert Flinten schickt. Herr Gouverneur, senden Sie lieber ein Avisoschiff nach Frankreich, und lassen Sie uns zuwarten.“

„Warten! Warten!“ unterbrach ihn der alte General mit kräftiger Stimme. „Und werden die Schwarzen auch warten? Und das Feuer, das bereits die Stadt umzingelt, wird es auch warten? Herr von Thouzard, lassen Sie Generalmarsch schlagen, nehmen Sie grobes Geschütz und marschiren Sie mit Ihren Grenadieren und Jägern gegen die Rebellen. Herr Gouverneur, lassen Sie in den westlichen Kirchspielen Lager bilden, stellen Sie Posten zu Trou und Vallieres auf; ich will die Ebenen des Fort Dauphin besetzen. Ich werde die Verschanzungen selbst leiten, ich verstehe etwas davon. Im Uebrigen sind diese Ebenen beinahe eine Halbinsel und schon durch ihre Lage beschützt. Lassen Sie uns alle Vortheile unserer Stellung wahrnehmen und handeln!“

Diese kräftige und bestimmte Sprache des alten Generals brachte alle Meinungsverschiedenheiten zum Schweigen. Er hatte den rechten Punkt getroffen, und deßhalb schlossen sich alle Meinungen und Interessen an ihn an.

Ich ergriff diesen Augenblick, um von dem Gouverneur die so sehnlich gewünschten Befehle zu empfangen; dann brach ich mit meiner Abtheilung auf und schlug den Weg nach Acul ein.

---

## XVII.

Kaum hatte ich die Stadt verlassen, als mir ein gelber Dragoner, mit Staub und Schweiß bedeckt, spornstreichs entgegenkam. Ich erfuhr durch ihn, daß bereits meine Besorgnisse sich verwirklicht hatten. Der Aufstand hatte sich schon bis in die Ebenen von Acul verbreitet und die Schwarzen belagerten das Fort Galifet, in welches sich die Milizen und Pflanzer eingeschlossen hatten. Ich muß Ihnen hier sagen, daß dieses Fort Galifet ein sehr unbedeutendes Castell war: man nannte zu Domingo jede Erdschanze ein Fort.

Es war mithin kein Augenblick zu verlieren. Ich machte diejenigen meiner Soldaten beritten, für die ich Pferde auftreiben konnte, und, von dem Dragoner begleitet, kam ich gegen zehn Uhr Morgens auf den Pflanzungen meines Oheims an.

Ich warf kaum einen Blick auf diese ausgebreiteten Pflanzungen, die nur noch ein großes Flammenmeer waren. Aus der Ferne ertönte das Geheul der Schwarzen, die wir hörten, ehe wir sie noch sahen. Ich dachte nicht an den Untergang so großer Reichthümer, die mir bestimmt waren, ein einziger Gedanke nur erfüllte mein ganzes Herz — Mariens Rettung. War sie gerettet, was fragte ich nach dem Andern!

Ich wußte, daß sie im Fort eingeschlossen war, und flehte zu Gott, daß er mich zeitig genug ankommen lassen möge, sie

zu befreien. Diese Hoffnung allein hielt mich aufrecht in meiner Verzweiflung und gab mir den Muth und die Kraft eines Löwen.

Endlich, als sich die Straße bog, erblickten wir das Fort Galifet. Die dreifarbige Fahne wehte noch auf der Plattform, und ein wohlgenährtes Feuer wurde von den Mauern unterhalten. Ich stieß einen Freudenschrei aus.

„Im Galopp! Gebt beide Sporen! Mit verhängtem Zügel!“ rief ich meinen Waffenbrüdern zu.

Mit Windeseile flogen wir über das Feld hin zum Fort, an dessen Fuße wir das Haus meines Oheims erblickten, mit eingeschlagenen Thüren und Fenstern, aber noch aufrecht und geröthet von dem Wiederschein der Flammen, die es noch nicht erreicht hatten, weil der Wind von der See wehte und die Wohnung einzeln stand.

Eine Menge Negerköpfe zeigten sich an allen Fenstern des Hauses bis auf das Dach hinauf. Fackeln, Piken, Aexte wurden geschwungen, während Andere unaufhörlich das Fort beschossen, das zu gleicher Zeit von einem Haufen Neger bestürmt wurde. Sie suchten die Mauern mit Leitern zu ersteigen, und so wie einer der Stürmenden herabgeworfen wurde, trat ein anderer an seine Stelle. Dieser Schwarm schwarzer Menschen, von diesen grauen Mauern stets herabgeworfen und sie immer von Neuem ersteigend, glich von weitem einem Ameisenhaufen, der an der Schale einer großen Schildkröte hinaufwimmelt, und deren das langsame Thier von Zeit zu Zeit durch Abschütteln sich entledigt.

Jetzt waren wir an den ersten Umgebungen des Fort angekommen. Den Blick auf die hoch flatternde dreifarbige Fahne geheftet, ermahnte ich meine Leute, zur Rettung ihrer Familien, die, gleich der meinigen, im Fort eingeschlossen waren, tapfern Muth zu zeigen. Ein allgemeiner Zuruf war die Antwort. Ich

ließ meinen kleinen Haufen aufschwenken, um eine Charge auf die Belagerer zu machen.

In diesem Augenblicke erhob sich im Fort ein großes Geschrei, ein Rauchwirbel hüllte das ganze Gebäude in Dunkel, lagerte sich einige Zeit um die Mauern, und als er sich weggezogen hatte, sahen wir die rothe Fahne auf den Mauern des Fort wehen. Alles war verloren.

---

## XVIII.

Ich kann Ihnen nicht schildern, was bei diesem furchtbaren Anblick in meiner Seele vorging. Dieses genommene Fort, seine erwürgten Vertheidiger, zwanzig gemetzelte Familien, all dieses allgemeine Unglück, ich gestehe es zu meiner Schande, berührte mich nicht einen Augenblick. Marie für mich verloren! Wenige Stunden, nachdem sie mir für das Leben angetraut worden, für mich verloren! durch meine eigene Schuld für mich verloren! denn wäre ich nicht in die Capstadt gegangen, so konnte ich sie vertheidigen oder doch mit ihr sterben! Diese trostlosen Gedanken erhöhten meinen Schmerz bis zur Raserei.

Meine Waffenbrüder, von gleichen Gefühlen ergriffen, riefen wie aus einem Munde: „Rache! Rache!“ Wir stürzten uns, den Säbel in der Faust, mitten unter die siegreichen Rebellen. Obgleich an Zahl überlegen, flohen die Schwarzen vor unserem Angriff, aber wir sahen sie links und rechts, vor und hinter uns die Weißen ermorden. Das Fort stand in hellen Flammen. Ihre Feigheit vermehrte unsere Wuth.

Jetzt erschien unter einer Ausfallpforte des Fort Thaddäus, mit Wunden bedeckt. Ich eilte ihm entgegen.

„Mein Hauptmann," sagte er zu mir, „Ihr Pierrot ist ein Hexenmeister, ein Obi, wie diese verfluchten Neger sagen, oder wenigstens ein Teufel. Wir hielten Stand, Sie waren im Anmarsch, Alles gerettet. Da bringt er, ich weiß' nicht durch welches Loch, in das Fort, und so ist es nun! Was Ihren Herrn Oheim und seine Familie betrifft . . ."

„Marie!" unterbrach ich ihn. „Wo ist Marie?"

In diesem Augenblicke kam ein großer Neger hinter einer brennenden Palissade hervor; er trug in seinen Armen ein junges Weib, das schrie und sich sträubte. Das junge Weib war Marie, der Neger Pierrot.

„Verräther!" rief ich ihm zu und schoß eine Pistole auf ihn ab.

Einer der empörten Sklaven deckte ihn mit seinem Körper und die Kugel streckte ihn todt nieder. Pierrot wandte sich um und rief mir einige Worte zu, die ich nicht verstand. Hierauf warf er sich mit seiner Beute mitten in das brennende Zuckerfeld. Gleich darauf folgte ihm ein großer Hund, der eine Wiege, worin das jüngste Kind meines Oheims lag, im Rachen trug. Es war Rask. Außer mir vor Wuth, schoß ich meine zweite Pistole auf ihn ab und fehlte ihn.

Ich folgte seiner Spur wie ein Rasender; aber mein nächtlicher Marsch, so viele ohne Ruhe und Nahrung zugebrachte Stunden, meine Angst um Marie, der so plötzliche Uebergang vom höchsten Glück zum äußersten Elend, hatten meine Kräfte erschöpft. Nach einigen Schritten schwankte ich, ein Nebel umhüllte meine Blicke; ich sank ohnmächtig nieder.

---

# XIX.

Als ich wieder erwachte, befand ich mich in dem verwüsteten Hause meines Oheims und in Thaddäus Armen. Dieser treffliche Mensch hatte seine angstvollen Blicke auf mich gerichtet.

„Sieg!“ rief er, als er meinen Puls unter seiner Hand wieder schlagen fühlte; „Sieg! Die Neger sind auf der Flucht und der Hauptmann lebt!“

Ich unterbrach sein Freudengeschrei mit der Frage: „Wo ist Marie?“

Thaddäus ließ das Haupt sinken.

Ich hatte meine Gedanken noch nicht geordnet; es war mir nur das Gefühl meines Unglücks, nicht die Erinnerung daran geblieben. Jetzt kehrte die Erinnerung plötzlich zurück, die furchtbaren Ereignisse dieser Nacht, der große Neger, der Marie im Nu durch die Flammen davon trug, traten wie ein höllisches Traumgesicht vor meine Seele. Der Brand, der sich in der Colonie entzündet hatte und allen Weißen in ihren Sklaven nur Feinde zeigte, ließ mich in diesem so guten, so edelmüthigen, so ergebenen Pierrot, der mir dreimal sein Leben dankte, einen Undankbaren, ein Ungeheuer, einen Nebenbuhler erblicken. Die Entführung meines Weibes machte meinen Verdacht zur Gewißheit, und ich erkannte endlich klar, daß der Sänger im Gebüsche und der Räuber meiner Gattin der Nämliche war. Welcher Wechsel in so wenigen Stunden!

Thaddäus erzählte mir, daß er Pierrot und seinen Hund vergebens verfolgt habe, daß die Neger sich zurückgezogen hätten, obgleich sie durch ihre Zahl meinen schwachen Haufen erdrücken konnten, und daß der Brand der Pflanzungen meines Oheims fortdaure, ohne daß man ihm Einhalt zu thun vermöge.

Ich fragte ihn, ob man nicht wisse, was aus meinem

Oheim geworden sei, in dessen Zimmer man mich gebracht hatte. Er nahm mich schweigend an der Hand, führte mich an den Alkov und zog die Vorhänge weg. Hier lag mein unglücklicher Oheim ausgestreckt auf seinem blutigen Bette; ein Dolch steckte in seiner Brust. An der Ruhe seines Gesichts sah man, daß er im Schlafe ermordet worden war. Das Lager des Zwergs Habibrah, der zu seinen Füßen zu schlafen pflegte, war ebenfalls mit Blut befleckt, und gleiche Blutflecken waren auf dem bunten Wamms des armen Narren, das einige Schritte vom Bette auf dem Boden lag.

Ich zweifelte nicht daran, daß der Zwerg wegen seiner bekannten Liebe zu meinem Oheim von seinen Mitsklaven ermordet worden sei, vielleicht in Vertheidigung seines Herrn. Ich machte mir jetzt bittere Vorwürfe über die so falsche Beurtheilung Habibrahs und Pierrots, und konnte nicht ohne Mitleid an den armen Zwerg denken. Ich ließ seinen Körper suchen, aber man fand ihn nicht. Ich schloß daraus, daß ihn die Neger fortgetragen und in die Flammen geworfen hätten.

## XX.

Das Fort Galifet war zerstört, unsere Wohnungen ein Raub der Flammen geworden. Ein längerer Aufenthalt in diesen Trümmern war nutzlos und unmöglich. Wir kehrten noch an diesem Abend in die Capstadt zurück.

Hier verfiel ich in ein hitziges Fieber. Ich hatte mich zu heftig angestrengt, meine Verzweiflung zu bezwingen. Die allzu straff angespannte Feder sprang. Ich fiel in ein Delirium. Meine getäuschten Hoffnungen, meine profanirte Liebe, meine verrathene Freundschaft, meine hoffnungslose Zukunft, und vor

Allem meine unbesiegbare Eifersucht, verwirrten meine Vernunft. Eine Flamme brannte in meinen Adern, mein Kopf wirbelte, Furien zerrissen mein Herz. Ich dachte mir Marie in der Gewalt eines Andern, eines Sklaven, der ihr Herr war, in Pierrots Gewalt! Ich sprang aus meinem Bette, wie man mir nachher sagte, und sechs Männer mußten mich halten, sonst hätte ich mir den Kopf an der Mauer eingerannt. Warum bin ich nicht damals gestorben!

Diese Krisis ging vorüber. Die Aerzte, Thaddäus Pflege, die Kraft der jugendlichen Natur überwanden die Krankheit. Nach zehn Tagen war ich hergestellt, und es war mir lieb. Ich konnte auch einige Zeit der Rache leben.

Kaum wieder auf den Beinen, bat ich den Gouverneur um Verwendung im Kriegsdienste. Er wollte mir einen Posten zur Vertheidigung anvertrauen. Ich ersuchte ihn, mich als Freiwilligen einer der mobilen Colonnen zuzutheilen, die man von Zeit zu Zeit gegen die Schwarzen ausschickte, um das flache Land zu säubern.

Man hatte die Capstadt in Eile befestigt. Der Aufstand machte furchtbare Fortschritte. Die Neger zu Port-au-Prince fingen auch an, sich zu rühren. Biassou war der Anführer der Schwarzen vom Limbé, vom Dondon und Acul; Jean François hatte sich von den Rebellen der Ebene Maribarou zu ihrem Obergeneral ausrufen lassen; Buckmann, inzwischen durch sein tragisches Ende berühmt geworden, durchzog mit seinen Räuberbanden die Ufer der Limonade und die Aufrührer vom Morne-Rouge hatten einen Neger Namens Bug-Jargal zu ihrem Anführer ernannt.

Der Charakter dieses letztern contrastirte, wenn man dem Gerücht glauben konnte, auffallend mit der Grausamkeit der übrigen Rebellenhäupter. Während Buckmann und Biassou den Gefangenen, die in ihre Hände fielen, tausenderlei Martern bereiteten, verschaffte ihnen Bug-Jargal Mittel, die Insel zu

verlassen. Die ersteren schlossen mit den spanischen Seeräubern, die an den Küsten kreuzten, Verträge ab und verkauften die Beute an sie; Bug-Jargal bohrte mehrere dieser Kaper in den Grund. Herr Colas de Maigné und acht andere ausgezeichnete Pflanzer wurden auf seinen Befehl von dem Rad abgenommen, auf welches Buckmann sie hatte flechten lassen. Man erzählte von ihm noch viele ähnliche Züge von Edelmuth.

Meine Hoffnung auf Rache schien sich nicht so bald verwirklichen zu wollen. Ich hörte nichts mehr von Pierrot. Die von Biassou befehligten Rebellen beunruhigten fortwährend das Cap. Sie hatten sogar einmal den Hügel besetzt, der die Stadt beherrscht, und mit Mühe trieb man sie durch das grobe Geschütz aus dieser Stellung. Der Gouverneur beschloß nun, sie in's Innere der Insel zurückzuwerfen. Unser aktiver Heerhaufen bestand aus den Milizen des Acul, des Limbé, von Ouanaminte und Maribarou, dem Capregiment und den rothen und gelben Reitercompagnien. Die Milizen des Dondon und des Quartiers Dauphiné, durch ein Corps Freiwilliger unter den Befehlen des Kaufmanns Poncignon verstärkt, bildeten die Besatzung der Stadt.

Der Gouverneur wollte sich allererst Bug-Jargal, dessen Diversion ihn beunruhigte, vom Halse schaffen. Er schickte die Milizen von Ouanaminte und ein Bataillon des Capregiments gegen ihn aus. Dieses Corps kam zwei Tage darauf total geschlagen zurück. Der Gouverneur setzte seinen Kopf darauf, Bug-Jargal zu besiegen, und ließ das nämliche Corps, durch fünfzig gelbe Dragoner und vierhundert Milizen von Maribarou verstärkt, wieder ausrücken. Dieses zweite Corps wurde noch stärker mitgenommen als das erste. Thaddäus, der den Zug mitgemacht hatte, war sehr erzürnt darüber und schwur bei seiner Rückkehr, sich an Bug-Jargal zu rächen.

Eine Thräne trat in Auverney's Auge, er kreuzte die Arme.

über die Brust und war einige Minuten in düstere Träume verloren. Dann nahm er den Faden seiner Geschichte wieder auf.

---

## XXI.

Es kam Nachricht, daß Bug-Jargal das Morne-Rouge verlassen habe und seinen Heerhaufen über die Berge führe, um sich mit Biassou zu vereinigen. Der Gouverneur jauchzte vor Freude. „Wir haben ihn! Wir haben ihn!" rief er aus und rieb sich die Hände. Am andern Morgen stand der Heerhaufen der Weißen eine Stunde vorwärts vom Cap. Bei unserem Anmarsche räumten die Rebellen in Eile Port-Margot und das Fort Galifet, das sie mit Stücken von schwerem Kaliber aus der Küstenbatterie bepflanzt hatten. Alle ihre Banden zogen sich gegen das Gebirge zurück. Der Gouverneur war im Siegestaumel. Wir setzten unsern Marsch fort. Als wir durch diese verwüsteten Ebenen zogen, warf Jeder von uns traurige Blicke auf den Ort, wo erst noch seine Felder, seine Wohnungen, seine Reichthümer gewesen. Oft konnte man den Platz nicht mehr erkennen.

Manchmal wurde unser Marsch durch die Brände, welche von den bedeckten Fe[illegible]n aus Wälder und Savannen ergriffen hatten, aufgehalten. Unter diesem Himmelsstrich, wo der Boden noch jungfräulich, die Vegetation ausnehmend üppig ist, wird ein Waldbrand von sonderbaren Phänomenen begleitet. Man hört ihn von weitem, oft ehe man ihn sieht, rauschen und prasseln, wie einen diluvianischen Wasserfall. Die springenden Baumstämme, die wedelnden Zweige, die im Boden krachenden Wurzeln, das Geknister des dürren Grases, das Sieden der von Wald umgebenen Seen und Teiche, das Pfeifen der Flammen

im Winde: Alles das bildet ein furchtbares Geräusch, das bald ab, bald zunimmt, je nachdem die Flamme erlischt oder um sich greift. Manchmal sieht man einen Saum grüner Bäume, die das Feuer noch nicht ergriffen hat, rund um den flammenden Herd. Plötzlich streckt sich eine feurige Zunge aus dem Höllenrachen des Brandes aus, läuft wie eine bläuliche Schlange längs den Aesten hin, und im Nu verschwindet der grüne Saum des Waldes in einem rothen Feuermeere.

---

## XXII.

Am Abend des dritten Tages kamen wir in die Schluchten des Grande-Riviere. Man war der Meinung, daß die Schwarzen zwanzig Stunden weit im Gebirge seien.

Wir schlugen unser Lager auf einem Hügel auf, der ihnen nach allen Anzeichen zu demselben Zwecke gedient hatte. Diese Stellung war nicht gut gewählt, obwohl wir nicht gerade im Angesicht des Feindes wären. Der Hügel war von allen Seiten durch senkrechte, mit dichtem Gehölze bewachsene Felsen beherrscht. Diesen rauhen Abdachungen hatte man wegen der Wildheit ihres Anblickes den Namen Dompte-Mulatre gegeben. Der Grande-Riviere floß hinter dem Lager; sein Be[illegible]zwischen zwei Felsen eingeschlossen, war hier eng und tief. Seine schroffen Ufer waren mit dichtem Gebüsche bewachsen. Hie und da waren sogar seine Gewässer unter Lianen-Guirlanden verborgen, welche sich um die Zweige des Ahorns geschlungen und eine Art grüner Brücke von einem Ufer zum andern gebildet hatten. Wenn man sie von der Höhe des Felsen betrachtete, glaubte man eine frisch bethaute Wiese zu sehen. Nur an dem Murmeln des Wassers oder an dem Auftauchen einer wilden Ente konnte man

erkennen, daß dieser grüne Teppich den Lauf eines Flusses verbarg.

Die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die spitzigen Gipfel der fernen Berge des Dondon; allmählig sanken die Schatten der Nacht auf das Lager herab, und die allgemeine Stille wurde durch nichts mehr unterbrochen, als durch das Geschrei der Kraniche und die gemessenen Schritte der Schildwachen.

Plötzlich ertönten über unsern Häuptern die furchtbaren Kriegsgesänge von Oua-Nassé und vom Lager von Grande-Pré. Die Palmen und Cedern auf dem Gipfel des Felsen standen bald in hellen Flammen, und der Schimmer des Brandes zeigte uns auf den Höhen umher zahlreiche Banden von Negern und Mulatten. Es war der Heerhaufen des Biassou.

Die Gefahr war dringend. Die Anführer, aus dem Schlafe aufgeschreckt, beeilten sich, ihre Leute zu sammeln. Der Generalmarsch wurde geschlagen, die Trompete blies Alarm. Unsere Linien bildeten sich unter Verwirrung. Zum Glück benützten die Rebellen diese Unordnung nicht, uns anzugreifen, sondern standen unbeweglich, den Schlachtgesang Oua-Nassé singend.

Ein riesiger Neger zeigte sich allein auf dem höchsten der Felsgipfel, die den Grande-Riviere einschließen. Eine feuerrothe Feder wehte von seinem Haupte. Er führte eine Axt in der rechten Hand und ließ eine Fahne in der linken flattern. Es war Pierrot. Er wiederholte den Refrain des Schlachtlieds Oua-Nassé, pflanzte seine Fahne auf dem Gipfel des Felsen auf, schleuderte seine Axt mitten unter uns und stürzte sich in die Fluthen des Wassers.

Jetzt rollten die Schwarzen ungeheure Felsstücke auf uns herab und beschossen uns mit einem Hagel von Kugeln und Pfeilen. Unsere Leute, welche nicht an die Angreifenden gelangen konnten, wurden von Felsstücken zerschmettert, mit Kugeln

übergossen, von Pfeilen durchbohrt. Eine ungeheure Verwirrung herrschte unter dem Heerhaufen.

Plötzlich ertönte aus der Mitte des Flusses ein furchtbares Geräusch. Wir sahen hier einen ungewöhnlichen Auftritt. Die gelben Dragoner, welchen die von den Bergen herabgeschleuderten Felsstücke vielen Schaden zufügten, hatten sich, um ihnen zu entgehen, unter das grüne Lianengewölbe geflüchtet, womit der Fluß überdeckt war. Thaddäus war zuerst auf dieses sinnreiche Mittel gerathen . . .

Hier wurde der Erzähler plötzlich unterbrochen.

---

## XXIII.

Schon seit einer Viertelstunde hatte sich der Sergent Thaddäus, den rechten Arm in der Schärpe, ohne von Jemand gesehen zu werden, in einen Winkel des Zeltes geschlichen, wo er bloß durch sein Geberdenspiel seine Theilnahme an der Erzählung des Hauptmanns zu erkennen gab. Jetzt aber glaubte er, daß die Höflichkeit erfordere, für ein so direktes Lob dem Hauptmann seinen Dank abzustatten. Er stammelte daher in verwirrtem Tone: „Sie sind allzu gütig, mein Hauptmann!“

Ein allgemeines Gelächter brach aus. Der Hauptmann wendete sich um und rief ihm in strengem Tone zu: „Wie! Sie sind hier, Thaddäus? Und Ihr Arm?“

Bei dieser ihm so ungewohnten Sprache verfinsterte sich das Gesicht des alten Soldaten; er schwankte und bog den Kopf zurück, als ob er die Thränen, welche in seine Augen traten, aufhalten wollte.

„Ich glaubte nicht,“ sagte er endlich halblaut, „ich hätte

nie geglaubt, daß mein Hauptmann seinen alten Sergenten in dem Grade betrüben könnte, daß er Sie zu ihm sagte."

Der Hauptmann stand rasch auf.

„Verzeih, alter Freund, verzeih; ich weiß nicht mehr, was ich gesagt habe. Verzeihst Du mir, Thad?"

Thaddäus konnte seine Thränen nicht zurückhalten; er ließ sie über die Wangen herabrollen.

„Das ist jetzt zum drittenmal," stammelte er, „aber das sind Freudenthränen."

Der Friede war geschlossen. Eine kurze Stille folgte darauf.

„Sage mir doch, Thad," fragte der Hauptmann sanft, „warum hast Du das Feldspital verlassen und bist hieher gekommen?"

„Weil ich, mit Ihrer Erlaubniß, mein Hauptmann, Sie fragen wollte, ob man morgen Ihrem Schlachtroß die bortirte Schabracke auflegen soll."

Der Lieutenant Henri lachte: „Sie hätten besser gethan, Thaddäus, den Regimentsarzt zu fragen, ob Sie morgen zwei Loth Charpie auf Ihren kranken Arm legen sollen."

„Oder sich zu erkundigen," fiel Paschal ein, „ob Sie zu Ihrer Stärkung etwas Wein trinken dürfen. Inzwischen ist hier Branntwein, der Ihnen auch gut bekommen wird. Kosten Sie einmal davon, mein braver Sergent!"

Thaddäus trat einen Schritt vorwärts, grüßte ehrerbietig, bat um Verzeihung, daß er das Glas mit der linken Hand nehme, und leerte es auf die Gesundheit der Anwesenden aus. Er fühlte sich durch diesen Trunk belebt.

„Sie waren gerade daran, mein Hauptmann," rief er aus, „wo . . . Je nun, es ist so, ich war es, der den Vorschlag machte, uns unter der Lianenlaube zu bergen, damit nicht Christenmenschen von Steinen todtgeschlagen würden. Unser Offizier, der nicht schwimmen konnte und zu ertrinken fürch-

tete, was sehr natürlich ist, widersetzte sich aus allen Kräften, bis er ein großes Felsstück, mit Ihrer Erlaubniß, meine Herren, das ihn beinahe erschlagen hätte, in den Fluß rollen und in dem Buschwerk stecken bleiben sah.

„Es ist immer noch besser," sagte er jetzt, „wie der König Pharao von Aegyptenland zu sterben, als wie der heilige Stephanus. Wir sind keine Heiligen, und der König Pharao war auch ein Kriegsmann wie wir."

„Mein Offizier, welcher ein Gelehrter war, wie Sie sehen, wollte sich also meinem Rathe fügen, unter der Bedingung jedoch, daß ich den ersten Versuch machen sollte, ihn zu vollziehen. Ich steige also am Rande des Ufers hinab, ich springe unter die Laube, indem ich mich an den oberen Zweigen festhalte, und jetzt, denken Sie sich, zieht mich auf einmal Jemand an den Füßen; ich wehre mich, ich rufe um Hülfe; ich bekomme mehrere Säbelhiebe, und nun stürzen sich alle Dragoner, wahre Teufel, das muß man ihnen lassen, bunt durcheinander auf das Lianengewölbe. Es waren die Schwarzen des Morne-Rouge, die sich hier, ohne daß man daran dachte, versteckt hatten, wahrscheinlich, um uns zu gelegener Zeit in den Rücken zu fallen.

„Da war nicht gut fischen. Man schlug sich, man schrie, man fluchte. Da sie nackt waren, waren sie behender als wir, aber unsere Hiebe trafen besser als die ihrigen. Wir schwammen mit dem einen Arm und im andern führten wir den Säbel, wie das in solchen Fällen immer geschieht. Diejenigen, welche nicht schwimmen konnten, nicht wahr, mein Hauptmann, hielten sich mit einer Hand an den Lianen fest, und die Schwarzen zogen sie an den Füßen. Mitten in diesem Wirrwarr erblickte ich einen großen Neger, der sich wie ein Teufel gegen acht oder zehn meiner Kameraden wehrte. Ich schwimme hin und erkenne Pierrot, sonst auch Bug . . . aber das soll man erst nachher erfahren, nicht wahr, mein Hauptmann?

„Ich erkenne also meinen Pierrot. Seit der Einnahme des Forts standen wir nicht mehr gut mit einander; ich faßte ihn also an der Gurgel; er wollte mir eben den Dolch in die Brust stoßen, da sah er mich an, und, statt mich zu tödten, gab er sich gefangen; und das war ein Unglück, mein Hauptmann, denn, wenn er sich nicht ergeben hätte . . . Aber das wird man später erfahren.

„Als die Neger sahen, daß er gefangen war, griffen sie uns an, um ihn zu befreien. Jetzt kamen uns aber unsere Milizen zu Hülfe, und da Pierrot sah, daß seine Neger zu schwach seien und alle umkommen würden, rief er ihnen einige Worte zu, die wie ein Zauber wirkten, denn sie tauchten plötzlich unter und waren im Nu verschwunden.

„Dieses Treffen unter dem Wasser hatte etwas Angenehmes und würde mir wohl gefallen haben, wenn ich nicht dabei einen Finger verloren und zehn Stück Patronen naß gemacht hätte, und wenn . . . der arme Mensch! Aber das war so im Himmel beschlossen, mein Hauptmann!"

Hier hob der Sergent, nachdem er zuvor an seine Mütze gegriffen, die linke Hand mit tiefer Rührung gen Himmel. Der Hauptmann war in heftiger Gemüthsbewegung.

„Ja," sagte er, „ja, Du hast Recht, mein alter Thaddäus, das war eine sehr unglückliche Nacht."

Der Hauptmann wäre jetzt in eine seiner gewöhnlichen Träumereien verfallen, wenn nicht die Gesellschaft ihn dringend gebeten hätte, weiter zu erzählen. Er fuhr fort.

---

## XXIV.

Während die Scene, welche Thaddäus eben beschrieben hat...

Hier trat Thaddäus, triumphirend hinter den Hauptmann.

Während die Scene, welche Thaddäus eben beschrieben hat, hinter dem Hügel vorging, war es mir gelungen, mit einigen meiner Leute von Gesträuch zu Gesträuch die Spitze des sogenannten Pfauenfelsens zu erglimmen. Dieser Pic lag auf dem Niveau der Stellungen der Schwarzen. Bald war sein Gipfel mit Milizen bedeckt, und wir eröffneten ein heftiges Gewehrfeuer. Die Neger, welche schlechter bewaffnet waren als wir, konnten uns nicht gleich hitzig antworten; der Muth begann ihnen zu sinken; wir verdoppelten unsern Eifer und bald räumten die Rebellen die benachbarten Felsen, nachdem sie zuvor die Leichname ihrer Gefallenen auf unsere unten in Schlachtordnung stehenden Heerhaufen hinabgeworfen hatten. Jetzt hieben wir einige große Baumwollbäume um, banden sie mit Palmblättern und Stricken zusammen und warfen sie über den Abgrund. Mit Hülfe dieser fliegenden Brücke gingen wir auf die von den Negern verlassenen Felsgipfel über, und so erhielt ein Theil der Armee eine vortheilhafte Stellung. Dieser Anblick schlug den Muth der Rebellen nieder. Unser Feuer dauerte ununterbrochen fort. Plötzlich ertönte in den feindlichen Reihen ein Jammergeschrei, in das sich der Name Bug-Jargal mischte. Ein großer Schrecken herrschte unter den Schwarzen. Mehrere Neger des Morne-Rouge erschienen auf dem Felsen, auf dessen Gipfel die rothe Fahne wehte, warfen sich vor ihr nieder, nahmen sie weg und stürzten sich mit ihr in die Schlünde des großen Flusses. Dies schien anzudeuten, daß ihr Anführer entweder todt oder gefangen sei.

Unsere Kühnheit stieg, und ich beschloß, die Rebellen von

den Felsen, welche sie noch inne hatten, mit der blanken Waffe zu vertreiben. Ich ließ eine fliegende Brücke auf den nächsten Felsgipfel werfen, ging zuerst hinüber und stürzte mich mitten unter die Schwarzen. Meine Leute wollten mir folgen, aber einer der Neger hieb mit seiner Axt die Brücke zusammen, daß sie krachend in den Abgrund fiel.

In demselben Augenblicke wurde ich von einem halben Dutzend Neger ergriffen. Mein Widerstand war vergeblich; sie banden mir die Hände auf den Rücken trotz der Kugeln, welche meine Leute um ihre Köpfe regnen ließen.

Bald darauf hörte ich, und dies gewährte mir einigen Trost, das Siegesgeschrei der Unsern und sah die Schwarzen unter Geheul die steilsten Felsgipfel hinaufglimmen. Meine Besieger folgten ihnen. Der Stärkste derselben nahm mich auf die Schulter und sprang mit der Gewandtheit einer Gemse, mit seiner Last von Felsstück zu Felsstück, bis wir den nächsten Wald erreichten.

---

## XXV.

Ueber manchen Hügel und manchen Abgrund kamen wir in ein hohes Thal von seltsam wildem Anblick. Dieser Ort war mir gänzlich unbekannt.

Das Thal lag im Herzen des Gebirges, in den zu St. Domingo sogenannten doppelten Bergen. Es war eine große grüne Savanne, von nackten Felsenmauern eingeschlossen, deren Gipfel einsame Tannen und Palmen krönten. Die Kälte, die in diesem Theile der Insel fast immer herrscht, obgleich es nicht gefriert, war noch durch die Frische des anbrechenden Morgens erhöht. Die Morgenröthe begann die Gipfel der umliegenden Berge zu erhellen, während in dem noch dunkeln Thale die tausend Wach-

feuer der Neger brannten. Es war hier ihr Sammelplatz. Ihre zerstreuten Haufen trafen von Minute zu Minute mit Jammergeschrei oder Wuthgeheul ein. Frische Feuer, in der düstern Savanne wie Tigeraugen leuchtend, zeigten jeden Augenblick, wie der Umkreis des Lagers sich erweiterte.

Der Neger, dessen Gefangener ich war, hatte mich am Fuße einer Eiche niedergelegt, von wo ich dieses seltsame Schauspiel betrachtete. Der Schwarze band mich mit dem Oberleib an den Baumstamm, schlang die Stricke doppelt um mich, setzte seine rothe wollene Mütze auf meinen Kopf, ohne Zweifel, um dadurch anzudeuten, daß ich sein Eigenthum sei, und nachdem er sich auf solche Art gesichert hatte, daß ich weder entwischen, noch ihm von Andern geraubt werden könne, wollte er sich entfernen.

Ich entschloß mich jetzt ihn anzureden und fragte in Creolischem Kauderwelsch, ob er von dem Heerhaufen des Dondon oder des Morne-Rouge sei. Er blieb stehen und antwortete mit einem stolzen Wesen: „Morne-Rouge!“

Jetzt kam mir ein Gedanke. Ich hatte von dem Edelmuthe Bug-Jargals, des Anführers der Neger von Morne-Rouge sprechen hören, und obgleich ich ohne Schrecken an den Tod dachte, der allen meinen Leiden ein Ende machte, so erfüllte mich doch der Gedanke an die Martern, welche mich Biassou leiden lassen konnte, mit Entsetzen. Ich wollte gerne sterben, doch ohne solche Qualen. Dies mag eine Schwäche sein, aber ich glaube, daß die Natur eines jeden Menschen sich in solchen Augenblicken gegen Martern des Leibes sträubt. Wenn ich mich nun den Händen des grausamen Biassou entziehen konnte, so gewährte mir vielleicht der menschliche Bug-Jargal einen Tod ohne Qualen, den Tod eines Soldaten. Ich bat daher diesen Neger des Morne-Rouge mich zu seinem Anführer Bug-Jargal zu bringen.

Er bebte zurück. „Bug-Jargal!“ rief er aus und schlug

sich verzweiflungsvoll vor die Stirne. Hierauf ging er schnell in Wuth über, hielt mir die geballte Faust vor die Augen und schrie: „Biassou! Biassou!“ Nachdem er diesen drohenden Namen ausgesprochen hatte, entfernte er sich.

Der Zorn und Schmerz des Negers brachten mir jenen Umstand des Treffens in Erinnerung, aus dem wir geschlossen hatten, daß der Anführer der Banden des Morne-Rouge entweder geblieben oder gefangen sei. Jetzt zweifelte ich nicht mehr daran und ergab mich in die Qualen des Biassou, womit mich der Neger zu bedrohen schien.

---

## XXVI.

Das Thal war immer noch in Dunkelheit gehüllt, und die Menge der Schwarzen, so wie die Zahl der Feuer nahm unaufhörlich zu. Eine Gruppe von Negerinnen zündete in meiner Nähe ein Feuer an. An den zahlreichen Arm- und Kniebändern von blauem, rothem und veilchenblauem Glas, womit ihre Arme und Beine geschmückt waren, an den Gehängen in ihren Ohren, an den Ringen, welche sie an den Fingern und Zehen trugen, an den Amuletten, welche sie um ihren Hals geschlungen hatten, an der Schürze von bunten Federn, dem einzigen Kleidungsstück, das ihre Blöße deckte, besonders aber an ihrem abgemessenen singenden Geschrei und an ihren grassen Blicken, erkannte ich sie als Grioten. Unter den Schwarzen der verschiedenen Länder Afrika's gibt es Neger, die ein gewisses rohes Talent der Poesie und Improvisation haben, das mit dem Wahnsinn nahe verwandt ist. Diese Neger, die von Land zu Land ziehen, sind in diesen barbarischen Gegenden, was die Rhapsoden des Alterthums und im Mittelalter die Minstrels

in England, die Minnesänger in Deutschland und die Troubadours in Frankreich waren. Man heißt sie Griots. Ihre Weiber, die Grioten, gleich ihnen von einer Art Wahnsinn befallen, begleiten die barbarischen Gesänge ihrer Männer mit unzüchtigen Tänzen, gleich den indischen Bajaderen.

Weiber aus dieser Zunft nun waren es, die sich einige Schritte von mir in der Runde herum setzten, mit untergeschlagenen Beinen, um ein großes Feuer von trockenen Reisern, dessen rother Wiederschein sich in ihren häßlichen Gesichtern spiegelte. Sobald der Kreis gebildet war, faßten sie sich alle an der Hand, und die Aelteste, die eine Pfauenfeder in den Haaren trug, schrie: „Ouanga!“ Dies war das Zeichen, daß sie einen Zaubertanz aufführen wollten, den sie mit diesem Namen benennen. Alle wiederholten: „Ouanga!“

Jetzt riß sich die Aelteste, nach einer Pause der Sammlung, eine Handvoll Haare aus und warf sie mit den Beschwörungsworten: „Male o guiab!“ welche in dem Kauderwelsch der Neger bedeuten: Ich gehe zum Teufel! in das Feuer. Alle folgten diesem Beispiel ihrer Aeltesten nach und warfen ihre Haare unter dem feierlichen Ausruf: „Male o guiab!“ in die Flammen.

Diese seltsame Zauberformel und die burlesken Grimassen, von welchen sie begleitet war, entrissen mir jene unwillkürliche Convulsion, die oft den ernstesten oder betrübtesten Menschen gegen seinen Willen ergreift, und die man tolles Gelächter nennt. Ich suchte es vergebens zurückzuhalten, es platzte heraus. Dieses Lachen, das einem sehr betrübten Herzen entwischt war, führte eine schauderhafte Scene herbei.

Alle Negerinnen, in der Feier ihrer Mysterien gestört, erheben sich, vom Boden aufgeschreckt, plötzlich und zumal. Sie hatten bis jetzt meine Anwesenheit nicht bemerkt. Jetzt liefen sie tumultuarisch auf mich zu und heulten: „Blanco! Blanco!“ Ich habe nie in meinem Leben so viele abscheuliche Gesichter

beisammen gesehen, als diese schwarzen, von Wuth verzerrten Gesichter mit ihren weißen Zähnen und weißen Augen waren.

Sie waren im Begriffe, mich zu zerreißen, als ihre Aelteste ihnen ein Zeichen machte und wiederholt zurief: „Zoté cordé! Zoté cordé!“ (Ordnet euch!) Plötzlich hielten diese Rasenden ein, warfen ihre Schürzen ab und begannen um mich her jenen unzüchtigen Tanz, den die Schwarzen Chica nennen.

Dieser Tanz, dessen groteske Stellungen und rascher Gang nichts als Lust und Fröhlichkeit ausdrücken, nahm hier von den ihn begleitenden Umständen einen düsteren Charakter an. Die wüthenden Blicke, welche die Tänzerinnen auf mich warfen, der düstere Ton, in welchem sie die muntere Melodie der Chica sangen, der seufzende Laut, den die Vortänzerin ihrem Balaso von Zeit zu Zeit entlockte, das furchtbare Auflachen dieser weiblichen Furien, ließen mich nur zu deutlich ahnen, welche Strafe dem Weißen zugedacht sei, der ihre Mysterien entweiht hatte.

Ich wußte, daß die Wilden um ihr Schlachtopfer zu tanzen pflegten, und ergab mich in mein Schicksal. Gleichwohl schauderte ich zusammen, als ich sah, wie auf ein mit dem Balaso gegebenes Zeichen jede dieser Furien das Ende einer Säbelklinge, einer Axt, einer Zange u. s. w. in dem Feuer glühend machte.

Der Tanz ging zu Ende, die Marterwerkzeuge waren glühendroth. Auf ein Signal der Aeltesten holten die Negerinnen in feierlicher Prozession, eine nach der andern, irgend ein furchtbares Werkzeug aus dem Feuer.

Wer sich mit keinem glühenden Eisen versehen konnte, ergriff einen Feuerbrand. Jetzt sah ich, welche Todesart mir bevorstand. Auf einen Wink ihrer Anführerin begannen sie abermals einen Rundtanz um mich her. Ich schloß die Augen, um diese Furien nicht länger zu sehen, und hielt mich gefaßt,

jeden Augenblick meinen Leib von ihren Marterwerkzeugen durchbohrt zu fühlen.

Der Tanz der Negerinnen nahte sich eben seinem Ende, als ich von weitem die Stimme des Negers hörte, der mich gefangen genommen hatte. Er lief herbei und schrie: „Was macht Ihr da, Ihr Teufelsweiber? Laßt meinen Gefangenen!“

Ich öffnete die Augen wieder. Es war heller Tag. Die Weiber hatten inne gehalten; der Neger drohte ihnen mit zornigen Geberden; aber sie schienen weniger geschreckt durch seine Drohungen, als bestürzt bei dem Anblick eines sonderbaren Wesens, das den Schwarzen begleitet hatte.

Es war ein sehr dicker und sehr kleiner Mensch, eine Art Zwerg. Sein Gesicht war mit einem langen weißen Schleier bedeckt, mit Löchern für den Mund und die Augen, wie bei den büßenden Brüdern. Dieser Schleier, der auf Hals und Schultern herabfiel, ließ seine Brust, deren Farbe wie die der Mulatten schien, nackt. Um den Hals, auf die Brust herabhängend, trug er eine goldene Kette, an welcher eine silberne Monstranz hing. Um den Leib trug er einen scharlach'nen Gürtel, in welchem ein Dolch steckte, und der einen grün-, gelb- und schwarzgestreiften Talar zusammenhielt, der ihm bis auf seine breiten unförmlichen Füße herabreichte. Seine Arme waren nackt, in der Hand trug er einen weißen Stab; ein Rosenkranz hing an seinem Gürtel, seinen Kopf bedeckte eine spitzige, mit Schellen besetzte Mütze, in welcher ich mit Erstaunen die des Narren Habibrah erkannte. Zwischen den Hieroglyphen, womit diese Art Bischofsmütze beschrieben war, sah man Blutflecken. Es war ohne Zweifel das Blut des getreuen Narren.

Als die Negerinnen dieses seltsame Wesen erblickten, riefen sie mit einer Stimme: „der Obi!“ und warfen sich zur Erde nieder. Ich vermuthete nun, daß dies der Zauberer der Armee des Biassou sei.

„Basta! Basta!“ sagte er in ernstem Tone. „Laßt den Gefangenen des Biassou!“

Alle Negerinnen sprangen auf, warfen ihre Marterwerkzeuge weg, nahmen ihre Schürzen wieder um, und auf einen Wink des Obi zerstoben sie wie ein Heuschreckenschwarm.

Jetzt warf der Obi einen Blick auf mich, schauderte zusammen, trat einen Schritt zurück und streckte seinen weißen Stab gegen die Negerinnen aus, als ob er sie hätte zurückrufen wollen. Er murmelte zwischen den Zähnen ein „Maldicho!“ (Verflucht!) sagte dem Schwarzen einige Worte in's Ohr und entfernte sich langsam, mit gekreuzten Armen, und mit dem Anschein tiefer Meditation.

## XXVII.

Mein Wächter setzte mich jetzt in Kenntniß, daß Biassou mich sprechen wolle, und daß ich in einer Stunde vor diesem Anführer zu erscheinen habe.

Dies war ohne Zweifel die letzte Stunde meines Lebens. In Erwartung ihres Ablaufs ließ ich meine Blicke auf dem Lager der Rebellen herumirren, dessen seltsamen Anblick mir der Tag in seinen geringsten Einzelnheiten zu sehen erlaubte. In einer andern Gemüthsstimmung hätte ich über die ungeschickte Eitelkeit der Schwarzen lachen müssen, die fast alle sich mit kriegerischen und priesterlichen Zierrathen behängt hatten. Die meisten dieser Kleidungsstücke waren nur noch zerrissene und mit Blut befleckte Lappen. Nicht selten sah man einen Ringkragen unter einem Ueberschlag, oder eine Epaulette auf einem Meßgewand. Ohne Zweifel um sich von den Arbeiten zu erholen, wozu sie ihr ganzes Leben lang verdammt gewesen

waren, gaben sich die Neger einer trägen Ruhe hin, welche bei weißen Kriegern, selbst wenn sie in ihre Zelte eingeschlossen sind, ungewöhnlich ist. Einige schliefen in der heißen Sonne, den Kopf einem glühenden Feuer zugekehrt; andere saßen mit untergeschlagenen Beinen da und sangen einen eintönigen Gesang. Die Weiber, von Negerkindern unterstützt, bereiteten die Speisen der Krieger. In der Ferne, an den Grenzen des Lagers, bildeten die Minnesänger und ihre Weiber große runde Kreise um ihre Feuer, und der Wind führte mir einzelne Klänge ihrer barbarischen Lieder zu. Einige Wachen waren auf den benachbarten Felsen aufgestellt, um das Lager vor Ueberfall zu sichern. Sie drehten sich von Zeit zu Zeit auf dem Absatz herum und schickten einander aus voller Kehle ihr eintöniges: „Nada! Nada!“ (Nichts!) zu.

Mehr und mehr sammelten sich Haufen neugieriger Neger um mich. Alle warfen mir drohende Blicke zu.

## XXVIII.

Endlich kam ein Zug Mulatten, die ziemlich gut bewaffnet waren, auf mich zu marschirt. Der Neger, der mich gefangen genommen hatte, band mich von der Eiche los und überlieferte mich dem Anführer der Soldaten, der ihm dagegen ein Geldsäckchen einhändigte, das er begierig öffnete. Es waren Piaster. Während der Neger, auf dem Grase sitzend, sie habgierig überzählte, führten mich die Soldaten fort.

Diese kriegerischen Schwarzen trugen eine Uniform von rothbraunem und gelbem Tuch nach spanischem Schnitt. Eine Art castilianischer Mütze, woran eine breite rothe Kokarde (die spanische Farbe) geheftet war, bedeckte ihren wolligen Kopf.

Statt der Patrontasche hatten sie eine Art Waidtasche umhängen. Bewaffnet waren sie mit einer schweren Flinte, einem Säbel und einem Dolch. Dies war die Uniform der Leibwache des Biassou.

Wir gingen durch das Lager und kamen an den Eingang einer von der Natur in einem der Felsen, welche die Savanne umgeben, gebildeten Grotte. Ein großer Vorhang von Caschemir entzog dem Auge den Anblick des Innern dieser Höhle, welche von einer doppelten Reihe wachhabender Soldaten umgeben war.

Nachdem der Anführer den Wachen das Losungswort gegeben hatte, hob er den Vorhang auf, schob mich hinein und ließ ihn wieder hinter mir fallen.

Eine kupferne Lampe mit fünf Armen, an der Decke hängend, warf ein flackerndes Licht auf die Wände dieser dunkeln Höhle. Zwischen zwei Reihen bewaffneter Mulatten saß ein Mann von der nämlichen Farbe auf dem ungeheuren Stamm eines abgehauenen Mahagonibaums, der mit einem Teppich von Papagaienfedern halb bedeckt war. Dieser Mann gehörte der Race der Sacatras an, die nur durch eine oft kaum wahrnehmbare Schattirung von den Negern getrennt ist. Sein Anzug war lächerlich. Ein prachtvoller seidener Gürtel, an welchem ein Ludwigskreuz hing, hielt ein paar Hosen von grober blauer Leinwand in der Höhe des Nabels fest; ein Wamms von weißem Basin, das zu kurz war, um bis zum Gürtel hinabzureichen: dies machte seine ganze Kleidung aus. Er trug graue Stiefel, einen runden Hut mit einer rothen Kokarde, und Epaulette, wovon eines von Gold mit den zwei silbernen Sternen, die den Generalmajorsrang bezeichnen, das andere von gelber Wolle war. Auf dem letztern waren zwei kupferne Sterne, welche Spornrädchen zu sein schienen, befestigt, wahrscheinlich damit es dadurch würdiger erschien, neben seinem glänzenden Kameraden zu figuriren. Da diese beiden Epaulette nicht durch Quer-

börtchen festgehalten waren, so hingen sie von beiden Seiten auf die Brust herab. Ein paar reich eingelegte Pistolen und ein Damascenersäbel lagen auf dem Teppich neben diesem schwarzen General.

Hinter seinem Sitze standen, still und unbeweglich, zwei Kinder, in Sklavenhosen und jedes einen breiten Fächer von Pfauenfedern in der Hand. Diese beiden jungen Sklaven waren Weiße.

Zwei Stücke carmoisinrother Sammt, wahrscheinlich früher eine Kanzelbekleidung, waren links und rechts von dem Sitze des Anführers hingelegt. Der Platz rechter Hand war von dem Obi besetzt, der mich der Wuth der Negerinnen entrissen hatte. Er saß mit untergeschlagenen Beinen, seinen Stab aufrecht in der Hand haltend, unbeweglich wie ein thönernes Götzenbild in einer chinesischen Pagode. Seine durch die Löcher seines Schleiers leuchtenden Augen waren fortwährend auf mich gerichtet.

Auf jeder Seite des Generals waren Fahnen und Banner aller Art, unter ihnen die weiße Lilienfahne, die dreifarbige Fahne und die spanische. Die übrigen waren Phantasie-Fahnen, die keiner Nation angehörten. Es war eine große schwarze Fahne dabei.

An der hintern Mauer der Höhle, über dem Haupte des Anführers, hing das Bildniß des Mulatten Ogé, der das Jahr zuvor mit seinem Lieutenant, Jean Baptiste Chavanne, und zwanzig andern Schwarzen oder Mulatten wegen Aufruhrs in der Capstadt gerädert worden war. Auf diesem Portrait war Ogé, der Sohn eines Schlächters in der Capstadt, wie er sich malen zu lassen pflegte, in der Uniform eines Obrist-Lieutenants, mit dem Ludwigskreuz und dem Löwenorden, den er in Deutschland von dem Fürsten von Limburg gekauft hatte, dargestellt.

Der Mulattenhäuptling war von mittlerer Größe; sein ge-

meines Gesicht war eine seltene Mischung von Verschmitztheit und Grausamkeit. Er ließ mich vor sich treten und sah mich eine Zeitlang schweigend an. Endlich fing er an zu grinsen wie eine Hyäne.

„Ich bin Biassou,“ sprach er.

Ich war auf diesen Namen gefaßt, aber ich vernahm ihn aus diesem grinsenden Munde nicht ohne inneren Schauder. Mein Gesicht aber blieb ruhig und trotzig. Ich gab keine Antwort.

„Nun,“ fuhr er in ziemlich schlechtem Französisch fort, „bist Du denn schon an den Pfahl gespießt, daß Du, vor Jean Biassou, Generalissimus der eroberten Länder und Feldmarschall der Armeen Seiner katholischen Majestät, stehend, den Rückgrath nicht biegen kannst?“

Die Haupttaktik der Anführer der Rebellen bestand darin, daß sie glauben machten, daß sie bald im Namen des Königs von Frankreich, bald im Namen der Revolution, bald im Namen des Königs von Spanien handeln.

Ich kreuzte die Arme über die Brust und sah ihm starr in die Augen. Er begann wieder zu grinsen. Es schien so seine Gewohnheit.

„Oh! Oh! Der Bursche scheint mir Muth zu haben! Hör' einmal, was ich Dir sagen will.“

„Bist Du Creole?“

„Nein,“ erwiederte ich, „ich bin Franzose.“

Meine Festigkeit schien ihn zu ärgern; er runzelte die Stirne und fuhr grinsend fort: „Desto besser! Ich sehe an Deiner Uniform, daß Du Offizier bist. Wie alt bist Du?“

„Zwanzig Jahre.“

„Wann hast Du dieses Alter zurückgelegt?“

Auf diese Frage, die sehr schmerzliche Erinnerungen in mir erregte, blieb ich einen Augenblick in meinen Gedanken vertieft. Er wiederholte sie lebhaft.

Ich erwiederte: „an dem Tage, wo Dein Kamerad Leogri gehängt worden ist.“

Der Zorn verzerrte sein Gesicht. Sein übliches Grinsen dauerte länger. Er wußte gleichwohl seine Wuth zu bezwingen.

„Es sind jetzt dreiundzwanzig Tage,“ versetzte er, „daß Leogri gehängt worden ist. Franzose, Du wirst ihn diesen Abend von mir grüßen und ihm sagen, daß Du vierundzwanzig Tage länger gelebt hast, als er. Ich will Dich diesen Tag noch leben lassen, damit Du ihm erzählen kannst, wie frei jetzt seine Brüder sind, was Du in dem Hauptquartier des Feldmarschalls Jean Biassou gesehen hast, und wie groß die Gewalt dieses Generalissimus über die Leute des Königs ist.“

Mit diesem Namen belegten Jean François, der sich Großadmiral von Frankreich nennen ließ, und sein Kamerad Biassou ihre empörten Horden.

Er ließ mich nun in einem Winkel der Grotte zwischen zwei Wachen niedersitzen, und gab mit der Hand einem Neger, der Adjutantendienste bei ihm verrichtete, ein Zeichen, man solle Generalmarsch schlagen, die ganze Armee solle sich um unser Hauptquartier aufstellen, damit wir Musterung über sie halten. „Und Ihr, Herr Kaplan,“ sagte er zum Obi, „ziehet Euern priesterlichen Ornat an und haltet für uns und unsere Soldaten eine heilige Messe.“

Der Obi stand auf, neigte sich tief vor Biassou und sagte ihm einige Worte ins Ohr, welche der Anführer barsch und mit lauter Stimme unterbrach.

„Ihr habt keinen Altar, sagt Ihr, Sennor cura! Ist das ein Wunder in diesen Bergen hier? Aber was liegt daran! Seit wann braucht der gute Gott eines Prachttempels, eines mit Sammt und Gold bekleideten Altars zu seiner Anbetung? Gideon und Josua haben ihn vor Steinhaufen verehrt. Thut desgleichen, guter Vater! Der gute Gott will nichts als in-

brünstige Herzen. Ihr habt keinen Altar! Macht Euch einen Altar aus dieser großen Zuckerkiste, welche die Leute des Königs vorgestern in der Pflanzung Dubuisson genommen haben."

Des Generals Befehl wurde alsbald vollzogen. In einem Augenblicke war das Innere der Grotte zu dieser Parodie des göttlichen Mysteriums eingerichtet. Man trug ein aus der Pfarrkirche von Acul entwendetes Tabernakel und Ciborium herbei; man bedeckte die Zuckerkiste mit einem weißen Tuch, und der Altar war fertig. Nur bedeckte das Tuch die Kiste nicht so ganz, daß man nicht auf der einen Seite dieses improvisirten Altars hätte lesen können: „Dubuisson et Comp. nach Nantes."

Nachdem die heiligen Gefäße auf das Altartuch gestellt waren, sah der Obi, daß es an einem Kreuz fehlte; er zog seinen Dolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes hatte, und pflanzte ihn aufrecht, zwischen den Kelch und die Monstranz, vor das Tabernakel. Hierauf, ohne seine Narrenkappe und seinen Schleier abzulegen, schlüpfte er schnell in das Meßgewand, stellte sich an den Altar und machte eine tiefe Verbeugung gegen den General, zum Zeichen, daß er fertig sei.

Alsbald hob sich, auf einen Wink des Anführers, der Vorhang, und man sah die ganze Armee der Schwarzen in geschlossenen Colonnen vor der Grotte aufmarschirt.

„Auf die Kniee nieder!" schrie Biassou mit mächtiger Stimme.

„Auf die Kniee nieder!" wiederholten die Bataillonscommandanten.

Die Trommeln wirbelten, und das ganze schwarze Heer lag auf den Knieen.

Ich allein war unbeweglich auf meinem Sitze geblieben, aber die beiden Wächen zogen die Bank unter mir weg und stießen mich auf die Kniee nieder.

Der Obi verrichtete den Gottesdienst mit großem Ernst. Die beiden weißen Sklavenkinder dienten ihm zu Chorknaben. Die Armee der Rebellen wohnte der heiligen Messe mit vieler Zerknirschung an. Der Generalissimus gab das Beispiel frommer Sammlung.

Als der Obi die heilige Hostie in die Höhe hob, wandte er sich gegen die Armee und rief mit lauter Stimme: „Ihr kennt den guten Gott, hier lasse ich ihn Euch sehen. Die Weißen haben ihn umgebracht, bringt alle Weißen um.“

Auf diese Worte stießen alle Haufen ein Geheul aus und schlugen ihre Waffen zusammen. Ohne Biassou's Wache, die mich schützte, hätte vielleicht da meine letzte Stunde geschlagen.

---

## XXIX.

Nachdem die Ceremonie geendet war, machte der Priester dem General eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Dieser erhob sich und sagte zu mir: „Man beschuldigt uns, keine Religion zu haben; Du siehst jetzt, daß das eine Verleumdung ist, und daß wir gute Katholiken sind.“

Ich weiß nicht, ob dies ironisch oder aufrichtig gemeint war.

Gleich darauf ließ er sich ein Gefäß voll schwarzer Maiskörner bringen: er warf etliche weiße Maiskörner darunter, hob das Gefäß über sein Haupt in die Höhe, daß es die ganze Armee sehen könnte, und rief: „Brüder, Ihr seid der schwarze Mais, die Weißen, Eure Feinde, sind der weiße Mais!“

Mit diesen Worten schüttelte er das Gefäß, und nachdem fast alle weiße Körner sich unter die schwarzen verloren hatten, rief er in einer Art triumphirender Entzückung aus: „Seht da, was die Weißen gegen Euch sind!“

Ein donnernder Beifallsruf, von dem Echo des Gebirges wiederholt, huldigte dem Gleichniß des Anführers.

Jetzt begann Biassou eine Anrede an seine Truppen: „Die Zeiten der Sklaverei sind vorüber. Wir waren lange geduldig, wie Schafe, deren Wolle die Weißen mit unsern Haaren vergleichen. Jetzt wollen wir wild und unbändig sein, wie die Panther und Hyänen unseres Landes, aus dessen Schooß uns die Weißen gerissen haben. Nur wer Kraft hat, gewinnt Rechte. Alles gehört dem, der stark ist und ohne Mitleid. St. Wolf hat zwei Feste im Gregorianischen Kalender, das Osterlamm nur eines. Nicht wahr, Herr Caplan?"

Der Obi machte eine beistimmende Verbeugung.

„Sie sind gekommen," fuhr Biassou fort, „sie sind gekommen, die Feinde der Wiedergeburt der Menschheit, diese Weißen, diese Pflanzer, diese Colonisten, diese Kaufleute, verdaderos demonios, aus Alectos Munde gespieen! Son venidos con insolencia! (Sie sind gekommen mit Schamlosigkeit!) Sie waren bedeckt, die Stolzen, mit prächtigen Kleidern und glänzenden Waffen und sahen mit Verachtung auf uns herab, weil wir schwarz und nackt waren. Sie dachten im Hochmuth ihres Herzens: diese Schwarzen sind ein Mückenschwarm und wir jagen sie vor uns weg mit einem Fächer von Pfauenfedern..."

Bei diesen Worten riß er einem der weißen Sklaven den Fächer aus der Hand und schwang ihn mit heftigen Geberden über seinem Haupte.

„... Aber, o meine Brüder, wir sind über sie hergefallen, wie Fliegen auf ein Aas, und sie sind gesunken unter diesen nackten Armen, welche sie für kraftlos hielten, denn sie wußten nicht, daß gutes Holz härter ist, wenn es keine Rinde hat. Jetzt zittern sie, die verruchten Tyrannen! Furcht hat ihre Seele ergriffen."

Ein triumphirendes Freudengeschrei begleitete diese Worte

des Anführers, und alle Horden wiederholten mehrmals: „Furcht hat ihre Seele ergriffen."

„Schwarze Creolen und afrikanische Neger! Rache und Freiheit! Mulatten! Laßt Euch von diesen weißen Teufeln nicht verführen! Eure Väter sind in ihren Reihen, aber Eure Mütter sind in den unsrigen. Und diese Menschen, Ihr Brüder meines Herzens, sind Euch nie Väter gewesen, sondern nur Herren. Ihr wart Sklaven gleich den Schwarzen. Verflucht sie, diese entarteten Wesen! Doch, da die heiligen Gebote des guten Gottes solches verbieten, erhebt nicht den eigenen Arm gegen Euern Vater. Wenn Ihr ihm in den feindlichen Reihen begegnet, so sprecht zu einem Eurer Brüder: tödte meinen Vater, ich will den Deinen tödten!"

„Rache, Ihr Leute des Königs! Freiheit allen Menschen! Dieser Ruf hat sein Echo in allen Inseln; er ist von Quisqueya (St. Domingo) ausgegangen, er weckt Tabago und Cuba. Ein Häuptling von hundert Maronen-Negern der blauen Berge, ein Schwarzer aus Jamaika, Buckmann, hat zuerst die Fahne der Freiheit unter uns aufgepflanzt. Ein Sieg war die erste Handlung seiner Brüderschaft mit den Schwarzen von St. Domingo. Laßt uns in seine glorreichen Fußstapfen treten, die Fackel in der einen, das Beil in der andern Hand! Keine Gnade den Weißen! Nieder mit ihren Familien, nieder mit ihren Pflanzungen! Nicht die Wurzel eines Baumes soll in ihrem Boden bleiben. Möge sich ein Abgrund öffnen und alle Weißen verschlingen! Muth, meine Brüder! Wir werden sie schlagen und vernichten. Sieg oder Tod! Siegen wir, so haben wir alle Freuden des Lebens erkämpft, sterben wir, so warten unser die Heiligen im Himmel, wir gehen ein ins Paradies, wo jeder Tapfere täglich eine doppelte Portion Branntwein empfangen wird."

Diese bombastische Anrede brachte eine wundervolle Wir-

kung auf die Armee der Rebellen hervor. Ein fanatischer Enthusiasmus durchtönte ihre Reihen. Es waren furchtbare Mißtöne: Schreien, Seufzen, Heulen. Die Einen zerschlugen sich mit ihren Fäusten die Brust, die Andern ließen ihre Waffen zusammenklingen. Mehrere, auf die Kniee geworfen oder ganz zu Boden gestreckt, verharrten in unbeweglicher Extase. Negerinnen ritzten sich mit Fischgräthen Busen und Arme blutig. Wilde Musik und einzelne Schüsse ertönten. Es war ein Hexentanz.

Biassou winkte mit der Hand, und im Nu herrschte tiefe Stille. Jeder trat schweigend in seine Reihen. Diese Disciplin, unter welche Biassou Seinesgleichen durch die bloße Ueberlegenheit seines Geistes gebeugt hatte, erfüllte mich mit Bewunderung.

---

## XXX.

Jetzt zog ein anderes Schauspiel, eine andere Art von Charlatanerie meine Aufmerksamkeit auf sich: das Verbinden der Verwundeten. Der Obi, der das doppelte Amt des geistigen und leiblichen Arztes in der Armee bekleidete, hatte die Inspektion der Kranken begonnen. Er hatte seine priesterliche Kleidung ausgezogen und einen großen Kasten mit Schubladen vor sich hinstellen lassen, worin sich seine Arzneimittel und seine Instrumente befanden. Er bediente sich, mit Ausnahme einer Lancette, womit er sehr geschickt zur Ader ließ, selten und ziemlich unbehülflich seiner chirurgischen Instrumente, und beschränkte sich darauf, seinen Kranken verschiedene Tränke zu verordnen. Sein Hauptmittel, das er als Universalmittel rühmte, bestand aus drei Gläsern rothen Weins mit einer Muskatnuß und einem Eigelb. Er wandte dieses souveräne

Mittel bei innern und äußern Leiden an. Um auf die Einbildungskraft der Neger zu wirken, fügte er seinen Arzneien allerlei mystische Zeichen und Zauberformeln bei.

Wenn man ihm den Tod eines Kranken oder Verwundeten anzeigte, sagte er in feierlichem Tone: „Das habe ich vorausgesehen, er war ein Verräther. Er hat bei der Verbrennung einer Pflanzung einen Weißen gerettet. Sein Tod ist eine gerechte Strafe!"

Die abergläubische Menge zollte ihm Beifall und wurde dadurch in ihren Gefühlen des Hasses und der Rache immer mehr bestärkt.

Der Marktschreier brauchte, unter andern, ein Mittel, dessen Sonderbarkeit mir auffiel. Man brachte ihm einen im letzten Treffen gefährlich verwundeten Anführer. Er untersuchte lange die Wunde, verband sie dann, so gut er konnte, stieg auf den Altar und rief: „Alles das ist nichts!"

Jetzt riß er drei Blätter aus dem Meßbuch, verbrannte sie, mischte diese Asche in einem Kelch mit etwas Wein und reichte diesen Trank dem Verwundeten mit den Worten hin: „Trinke dieses, das ist die Heilung!"

Der Neger trank stumpfsinnig aus, indem er voll Vertrauen seine Augen auf den Gaukler, der ihm segnend die Hände aufgelegt hatte, geheftet hielt, und vielleicht trug diese Ueberzeugung zu seiner Heilung das Meiste bei.

---

## XXXI.

Ein anderer Auftritt, in welchem der Obi abermals die Hauptrolle spielte, folgte auf den vorigen. Der Arzt war an die Stelle des Priesters getreten, der Zauberer trat an die des Arztes.

„Hört, ihr Männer!“ schrie der Obi und sprang auf den Altar, „hört! Wer im Buche des Lebens sein Schicksal lesen will, nahe sich! Ich werde es ihm sagen, denn ich bin aufgewachsen in der Weisheit Aegyptenlands.“

Die Neger stürzten haufenweise herbei. „Einer nach dem Andern!“ sagte der Zauberer, denn wenn Ihr alle zumal kommt, werdet Ihr auch alle zumal in das Grab gehen.“

In diesem Augenblicke trat ein Mulatte, in weißem Wamms, weißen Hosen und mit einer Kopfbedeckung, wie die reichen Pflanzer sie tragen, zu Biassou. Sein Gesicht sprach Bestürzung aus.

„Nun!“ sagte der Obergeneral leise, „was gibt es, Rigaud?“

Es war der Anführer der Banden von Cayes, später als General Rigaud bekannt, verschmitzt unter der Außenseite der Ehrlichkeit, grausam unter dem Anstrich von Sanftmuth. Ich betrachtete ihn aufmerksam.

„General,“ sagte Rigaud (ich war so nahe, daß ich Alles hören konnte, obwohl sie leise sprachen), „vor dem Lager wartet ein Bote von Jean François. Buckmann ist in einem Treffen mit Herrn von Thouzard geblieben, und ohne Zweifel haben die Weißen seinen Kopf schon in der Capstadt als Siegeszeichen aufgesteckt.“

„Weiter nichts!“ sagte Biassou, und seine Augen leuchteten vor geheimer Freude, die Zahl der Anführer schmelzen und mithin seinen eigenen Einfluß steigen zu sehen.

„Der Emissär von Jean François hat noch einen andern Auftrag an Sie.“

„Gut, und weg mit diesem Leichengesichte, mein lieber Rigaud!“

„Aber, General, fürchten Sie den übeln Eindruck nicht, welchen die Nachricht von Buckmanns Tod auf Ihre Armee machen wird?“

„Ihr seid nicht so fadengerade, als Ihr scheint, Rigaud, aber Ihr sollt Biassou kennen lernen. Verzögert die Ankunft des Boten nur um eine Viertelstunde."

Inzwischen hatte der Obi seine Zauberkünste fortgesetzt, aus den Zügen des Gesichtes und den Linien der Hand wahrgesagt, und bald mehr, bald weniger Glück prophezeit, je nachdem der Klang des Geldstücks war, das in seine aufgestellte Opferbüchse fiel. Biassou näherte sich ihm und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Hierauf setzte der Zauberer seine Gaukeleien fort.

„Wer," schrie er, „mitten auf der Stirne eine kleine viereckige Figur oder einen Triangel trägt, wird ohne Mühe und Arbeit ein großes Glück machen."

„Die Figur von drei ineinander laufenden *S*, auf welchem Theil der Stirne sie sich befinden mögen, ist ein sehr unglückliches Zeichen; wer dieses Zeichen an sich trägt, wird unfehlbar ertrinken, wenn er nicht mit der größten Vorsicht das Wasser meidet."

Hier machte der Obi eine Pause. „Kameraden," fügte er feierlich hinzu, „ich habe dieses Zeichen auf der Stirne Bug-Jargals, des Anführers der Tapfern von Morne-Rouge, bemerkt."

Diese Worte erregten das Jammergeschrei eines Heerhaufens, der bloß aus Negern bestand, und dessen Anführer Scharlachhosen trugen. Es war die Bande des Morne-Rouge.

Jetzt fuhr der Obi fort:

„Wenn Ihr auf der rechten Seite der Stirne, auf der Linie des Mondes, eine Figur habt, die einer Gabel gleicht, so hütet Euch, müßig zu bleiben, oder Euch Ausschweifungen allzusehr zu ergeben."

„Ein kleines Zeichen, die arabische Figur der Zahl 3, auf der Sonnenlinie, bedeutet Stockstreiche . . ."

Hier unterbrach ein alter, spanisch-domingoischer Neger den Zauberer. Er schleppte sich zu ihm hin und bat, daß er ihn verbinden möchte. Er war am Kopfe verwundet, und eines seiner Augen hing blutig aus der Augenhöhle heraus. Der Obi hatte ihn bei seiner ärztlichen Inspektion vergessen. Sobald er ihn erblickte, rief er:

„Runde Figuren auf der rechten Seite der Stirne, auf der Linie des Mondes, bedeuten Augenkrankheiten."

„Hombre," sprach er zu dem Verwundeten, „dieses Zeichen ist ganz deutlich auf Deiner Stirne. Laß mich Deine Hand sehen."

„Alas! Exelentissimo sennor," erwiederte der Andere, „mir' usted mi ojo!" (Ach, gnädiger Herr, seht lieber nach meinem Auge!)

„Was kümmert mich Dein Auge?" versetzte der Obi mißmuthig, „Deine Hand will ich sehen!"

Der Unglückliche streckte seine Hand hin unter beständigem Seufzen: „Mein Auge! Mein Auge!"

„Wenn man," fuhr nun der Zauberer fort, „auf der Lebenslinie einen von einem kleinen Kreise eingeschlossenen Punkt findet, so wird man einäugig, denn diese Figur deutet auf den Verlust eines Auges."

„So ist es," endete der Charlatan, „hier ist der Punkt und hier der kleine Kreis, Du wirst einäugig."

„Y a le soy!" (Ich bin es schon!) sagte der Neger mit kläglichem Stöhnen.

Der Obi, der nun den Zauberer, und nicht mehr den Arzt spielte, stieß ihn barsch von sich, und fuhr, ohne sich weiter um den armen Verwundeten zu kümmern, in seinen Zauberkünsten fort.

„Wenn die sieben Linien der Stirne klein, schlangenförmig, schwach bezeichnet sind, so zeigen sie einen Menschen an, der bald sterben wird."

„Wer zwischen den beiden Augenbrauen, auf der Linie des Mondes, die Figur von zwei gekreuzten Pfeilern hat, wird in einer Schlacht umkommen."

„Wenn die Lebenslinie auf der Hand an ihrer Endung ein Kreuz hat, so bedeutet das, daß man auf ein Schaffot kommt . . ."

„Und hier," fuhr der Obi fort, „muß ich Euch sagen, Ihr Leute, daß einer unserer tapfersten Freiheitskämpfer, Buckmann, diese drei unglückverkündenden Zeichen an sich trägt."

Bei diesen Worten hielten die Zuhörer den Athem an, und ihre unbeweglichen, auf den Zauberer gehefteten Augen drückten eine stumpfsinnige Aufmerksamkeit aus.

„Nur," fügte der Obi hinzu, „kann ich dieses doppelte Zeichen, das Buckmann mit dem Tod auf dem Schlachtfeld und dem Schaffot zugleich bedroht, nicht zusammenreimen. Dessen ungeachtet aber ist meine Kunst unfehlbar."

Er hielt inne und warf einen bedeutsamen Blick auf Biassou, der sofort einem seiner Adjutanten einige Worte ins Ohr sagte, welcher dann alsbald die Grotte verließ.

„Ein gähnender und welker Mund," fuhr der Obi fort, indem er sich dem Auditorium zuwandte und seiner Stimme einen boshaften Ausdruck gab, „eine gemeine Haltung, herabhängende Arme und die linke Hand ohne Grund auswärts gekehrt, deuten auf angeborne Dummheit, Nichtigkeit, Leerheit, stumpfsinnige Neugierde."

Biassou lachte höhnisch vor sich hin. In diesem Augenblicke kam der Adjutant zurück; er führte einen Neger mit sich, der mit Koth und Staub bedeckt war, und dessen von Kieselsteinen und Dornbüschen zerrissene Füße bewiesen, daß er einen langen Weg gemacht habe. Es war der von Rigaud angekündigte Bote. Er trug in der einen Hand ein versiegeltes Paket, in der andern ein offenes Pergament, das ein Siegel

hatte, welches ein brennendes Herz vorstellte. In der Mitte desselben waren die Buchstaben **M** und **N**, welche ohne Zweifel auf die Vereinigung der freien Mulatten und der Negersclaven deuteten. Die Inschrift rund umher war: „Das Vorurtheil besiegt, die eiserne Ruthe zerbrochen! Es lebe der König!" Dieses Pergament war ein von Jean François ausgestellter Paß.

Der Emissär reichte, mit einer tiefen Verbeugung, Paß und Paket Biassou dar. Der Obergeneral öffnete hastig das Paket, durchlief die Depeschen, die es enthielt, steckte eine davon in seine Tasche, zerknitterte die andere mit seiner Hand und rief in trostlosem Tone aus: „Leute des Königs! . . ."

Die Neger neigten sich tief.

„Leute des Königs! Hört, was an Jean Biassou, Generalissimus der eroberten Länder, Feldmarschall der Armeen Sr. katholischen Majestät, gemeldet wird von Jean François, Großadmiral von Frankreich, Generallieutenant der Armeen besagter Majestät von Spanien und beiden Indien:

„Buckmann, Anführer der hundert Neger der blauen Berge von Jamaika, ist gefallen im glorwürdigen Kampfe der Freiheit und Menschlichkeit gegen den Despotismus und die Barbarei. Dieser edle Anführer ist geblieben in einem Treffen mit den weißen Räubern unter dem Befehle des schändlichen Thouzard. Die Ungeheuer haben ihm den Kopf abgehauen, um ihn auf einem, auf dem Waffenplatze ihrer Capstadt errichteten Schaffot aufzustecken. Rache!"

Das düstere Schweigen der Muthlosigkeit war die momentane Wirkung der Vorlesung dieses Schreibens. Jetzt aber richtete sich der Obi auf dem Altar in die Höhe und rief, indem er seinen weißen Stab schwang, mit triumphirenden Geberden:

„Salomo, Zorobabel, Eleazar Thaleb, Cardan, Judas Bowtharicht, Averroës, Albert der Große, Rohabdil, Johann von Hagen, Anna Baratro, Daniel Ogumof, Rachel Flintz;

Altornino! Habt Dank! Die Wissenschaft der Hellsehenden hat mich nicht getäuscht. Väter, Mütter, Männer, Weiber, Kinder, Alle, die Ihr mich hier hört, sprecht, was habe ich vorhergesagt? Die Zeichen auf Buckmanns Stirne bewiesen mir, daß er nicht lange lebe, und daß er in einer Schlacht umkommen würde; aus den Linien seiner Hand sah ich, daß er auf einem Schaffot erscheinen werde. Meine Kunst ist untrüglich und gleicht selbst die scheinbaren Widersprüche, den Tod auf dem Schlachtfeld und das Schaffot, aus. Staunet, Ihr Brüder!"

Die Muthlosigkeit der Neger ging während dieser Rede in eine Art wunderbaren Schreckens über. Sie hörten den Obi in einem mit Schrecken vermischten Vertrauen an. Der Obi, von Eigendünkel berauscht, schritt triumphirend auf der Zuckerkiste hin und her. Biassou lächelte höhnisch.

„Herr Kaplan," sagte er zu dem Obi, „weil Ihr die zukünftigen Dinge wißt, so sagt uns auch unser, Jean Biassou's, Feldmarschalls, Schicksal vorher."

Der Obi nahm auf seinem grotesken Altar, auf welchem ihn der Wahn der Menge vergötterte, eine stolze Haltung an und sprach: „**Venga vuestra merced!**" (Treten Sie näher, gnädiger Herr!)

In diesem Augenblicke war der Obi der wichtigste Mann in der Armee. Die Militärgewalt mußte der geistlichen weichen. Biassou trat an den Altar. In seinen Augen ließ sich einiger Verdruß lesen.

„Ihre Hand, General," sagte der Obi und bückte sich, sie zu fassen. „**Empezo!**" (Ich frage an.) „Die Linie des Gelenks, in ihrer ganzen Länge gleich bezeichnet, verspricht Ihnen Reichthum und Glück. Die Lebenslinie, lang, deutlich, kündigt Ihnen ein langes Leben ohne Leiden und ein munteres Alter an; eng, bezeichnet sie Ihre Weisheit, Ihren scharfsinnigen

Geist, den Edelmuth Ihres Herzens. Endlich sehe ich das, was die Chiromanten das glücklichste aller Zeichen nennen, eine Menge kleiner Runzeln, die ihm die Form eines stark bezweigten Baumes geben, und die sich gegen den obern Theil der Hand erheben, das ist das sicherste Prognostikon des Reichthums und der Hoheit. — Die Linie der Gesundheit, welche sehr lang ist, bestätigt die Anzeichen der Lebenslinie; sie bezeichnet auch den Muth; gegen den kleinen Finger zurückgebogen, bildet sie eine Art Haken. General, das ist das Zeichen einer nützlichen Strenge."

Bei diesen Worten heftete sich das brennende Auge des kleinen Obi durch die Oeffnungen seines Schleiers auf mich, und die Töne dieser Stimme schienen mir bekannt, obwohl sie durch den ernsten Ton, den er als Priester und Zauberer annahm, gewissermaßen versteckt waren. Er fuhr mit dem nämlichen Geberdenspiele und gleicher Intonation fort.

„Von kleinen Zirkeln durchschlungen, kündigt Ihnen die Linie der Gesundheit eine große Anzahl nothwendiger Hinrichtungen an, welche Sie anordnen müssen. Sie ist in der Mitte unterbrochen und bildet einen Halbzirkel, welches ein Zeichen ist, daß Ihnen von Seiten der wilden Thiere, d. h. der Weißen, große Gefahren drohen, wenn Sie dieselben nicht ausrotten.

„Die Glückslinie, gleich der Lebenslinie von kleinen Zweigen umgeben, welche sich gegen den obern Theil der Hand hinziehen, bestätigt die künftige Macht und Größe, wozu Sie berufen sind. Gerade aufwärts stehend in ihrem oberen Theile, kündigt sie den Herrschergeist an.

„Die fünfte Linie, die des Dreiecks, bis gegen die Wurzel des Mittelfingers sich verlängernd, verspricht Ihnen den glücklichsten Erfolg in allen Ihren Unternehmungen.

„Lassen Sie mich Ihre Finger sehen. Der Daumen, in seiner Länge von kleinen Linien durchschnitten, die vom Nagel

bis zum Gelenk gehen, verspricht Ihnen eine große Erbschaft: ohne Zweifel das Erbe von Buckmanns Ruhm!" fügte der Obi mit lauter Stimme hinzu. „Die kleine Erhöhung, welche die Wurzel des Zeigefingers bildet, ist mit kleinen leicht bezeichneten Runzeln bedeckt, das bedeutet Ehre und Würden.

„Der Mittelfinger hat keine besonderen Zeichen.

„Ihr Goldfinger ist von sich kreuzenden Linien durchschnitten: Sie werden alle Ihre Feinde besiegen, alle Ihre Nebenbuhler beherrschen. Diese Linien bilden Andreaskreuze, ein Zeichen von Scharfsinn und Genie.

„Das Gelenk, das den kleinen Finger mit der Hand verknüpft, hat harte Runzeln, das Glück wird Sie mit seinen Gaben überhäufen. Ich erblicke dabei noch die Figur eines Zirkels, was, neben den andern Zeichen, auf Macht und Ehre deutet."

„Glücklich, spricht Eleazar Thaleb, wer alle diese Zeichen an sich trägt! Das Schicksal überhäuft ihn mit Glück, und die Sterne verleihen ihm den Geist, durch den er Ruhm erwirbt.

„Jetzt, General, lassen Sie mich Ihre Stirne sehen.

„Wer, sagt Rachel Flintz, die Zigeunerin, auf der Mitte der Stirne, auf der Runzel der Sonnenlinie, eine kleine viereckige Figur oder ein Dreieck hat, wird ein großes Glück machen."

„Hier ist dieses Zeichen in höchster Vollkommenheit.

„Wenn dieses Zeichen auf der rechten Seite ist, so verspricht es ein großes Erbe. Sie werden Buckmanns Erbe sein.

„Das Zeichen eines Hufeisens zwischen den beiden Augbrauen, unterhalb der Runzel der Mondlinie, bedeutet, daß man sich für erlittenes Unrecht und Tyrannei zu rächen weiß. Ich trage dieses Zeichen an mir, und Sie auch."

Die Art, wie der Obi die Worte aussprach: „ich trage dieses Zeichen an mir," fiel mir abermals auf.

„Die Tapfern, welche einen muthigen Aufstand vorzubereiten und die Ketten mit den Waffen in der Hand abzuschütteln wußten, tragen dasselbe Zeichen an sich.

„Die Löwenklaue, welche Sie über den Augbrauen tragen, bedeutet Ihren glänzenden Heldenmuth. Endlich, General Jean Biassou, hat Ihre Stirne das höchste aller Glückszeichen an sich: eine Combination von Linien, welche den Buchstaben M, den Anfangsbuchstaben der heiligen Jungfrau Maria, bildet. An welchem Theile der Stirn diese Figur auch sichtbar sei, immer deutet sie auf Genie, Ruhm und Macht. Wer sie an sich trägt, wird der Sache, der er sich weiht, stets den Sieg verschaffen; diejenigen, deren Anführer er ist, werden nie einen Verlust erleiden; er allein ist so viel werth, als alle Vertheidiger seiner Partei. Sie, General, sind dieser Auserwählte des Schicksals!"

„Gratias, Herr Kaplan!" sagte Biassou und machte sich fertig, auf seinen Sitz zurückzukehren.

„Noch einen Augenblick, General," fuhr der Obi fort, „ich habe noch ein Zeichen vergessen. Die Sonnenlinie, welche auf Ihrer Stirne stark bezeichnet ist, deutet auf Lebensart, auf das Verlangen, Glückliche zu machen, auf große Freigebigkeit und einen Hang zur Großmuth."

Biassou verstand den Sinn, den der Obi in diese Worte legte, zog eine ziemlich schwere Börse aus der Tasche und warf sie in das heilige Opferbecken, damit die Sonnenlinie nicht zur Lügnerin werde.

Dieses glänzende Horoscop des Anführers verfehlte seine Wirkung auf die Armee nicht. Alle Rebellen, welchen die Worte des Obi mehr als je ein Orakel waren, seit er Buckmanns Tod vorausgesagt hatte, gingen plötzlich von Muthlosigkeit zur Begeisterung über und schrieen mit blindem Vertrauen auf ihren

unfehlbaren Zauberer und ihren vom Schicksal auserwählten General: „Es lebe der Obi! Es lebe Biassou!"

Der Obi und Biassou sahen einander an, und beide hatten Mühe, sich des Lachens zu enthalten. Ich weiß nicht, warum dieser Obi mir immer in Gedanken lag; es schien mir, als hätte ich schon anderwärts etwas gehört oder gesehen, was diesem seltsamen Wesen glich. Ich wollte ihn jetzt zum Sprechen bringen.

„Herr Obi, sennor cura, doctor medico, Herr Kaplan, guter Vater!" sagte ich.

Er wandte sich rasch gegen mich um.

„Es ist hier noch Jemand, dessen Horoscop Du nicht gestellt hast: Ich."

Er kreuzte seine Arme über die Brust und antwortete mir nicht.

„Ich möchte gerne wissen, was Du mir für ein Schicksal voraussagst, aber Deine ehrlichen Kameraden haben mir meine Uhr und meine Börse gestohlen, und Du bist nicht der Prophet, der umsonst weissagt."

Er kam rasch auf mich zu und sagte mir mit dumpfer Stimme in's Ohr: „Du irrst Dich! Gib Deine Hand her!"

Ich streckte meine Hand hin. Seine Augen funkelten; er blickte in meine Hand.

„Wenn die Lebenslinie," sprach er, „in der Mitte von zwei Seitenlinien durchschnitten ist, so zeigt das einen baldigen Tod an. Dein Tod ist nahe!"

„Wenn die Gesundheitslinie sich nicht auf der Mitte der Hand vorfindet, und nur die Lebenslinie und die Glückslinie, an ihrem Anfang in einem Dreieck vereinigt, vorhanden sind, so bedeutet das einen gewaltsamen Tod. Mache Dich darauf gefaßt!"

Die Grabesstimme, welche diesen Tod ankündigte, hatte etwas Lustiges an sich, ich hörte mit gleichgültiger Verachtung zu,

„Du bist ein großer Prophet," sagte ich mit verächtlichem Lächeln, „Du prophezeist mit Sicherheit."

„Du zweifelst noch an meiner Wissenschaft!" fuhr er fort. „So höre denn: Die unterbrochene Sonnenlinie auf Deiner Stirne zeigt mir, daß Du einen Freund für einen Feind, und einen Feind für einen Freund hältst."

Der Sinn dieser Worte schien sich auf jenen treulosen Pierrot, den ich liebte und der mich verrathen hatte, und auf den getreuen Habibrah, den ich haßte und dessen blutbefleckte Kleider seinen muthigen und ergebenen Tod bezeugten, zu beziehen.

„Was willst Du damit sagen?" rief ich ihm zu.

„Höre bis zum Ende!" fuhr der Obi fort. „Ich habe Dir die Zukunft gesagt; vernimm die Vergangenheit:

„Die Mondlinie auf Deiner Stirne ist leicht gebogen, das ist ein Zeichen, daß Dir Dein Weib geraubt worden ist."

Mein ganzer Körper erbebte; ich wollte auf den Obi losstürzen, aber meine Wächter hielten mich zurück.

„Sei ruhig und höre bis zum Ende.

„Das kleine Kreuz, welches den Endpunkt dieses Bruches abschneidet, gibt mir vollständiges Licht: Dein Weib ist Dir in der Hochzeitnacht geraubt worden."

„Elender!" rief ich, „Du weißt wo sie ist! Wer bist Du?" Ich wollte ihm den Schleier wegreißen. Meine Wächter hielten mich fest.

„Glaubst Du mir jetzt? Bereite Dich auf Deinen nahen Tod!" sagte der geheimnißvolle Obi und entfernte sich mit abgemessenen Schritten.

---

## XXXII.

Es bedurfte, um mich aus der Verwirrung zu reißen, in welche mich diese seltsame Scene gestürzt hatte, eines neuen Drama, das auf die lächerliche Komödie folgte, welche Biassou und der Obi so eben vor ihrer abergläubischen Bande gespielt hatten.

Biassou hatte seinen Platz wieder eingenommen. Der Obi saß ihm zur Rechten, Rigaud zur linken Seite. Der Obi hatte die Arme über die Brust gekreuzt und schien in tiefe Contemplation versunken. Biassou und Rigaud kauten Tabak, und ein Adjutant fragte eben bei dem Feldmarschall an, ob die Armee defiliren sollte, als drei lärmende Haufen Schwarzer am Eingang der Grotte erschienen. Jeder derselben führte einen Gefangenen mit sich, um ihn Biassou zu überliefern, nicht um zu erfahren, ob er ihn begnadigen, sondern bloß um zu wissen, welche Todesart er erleiden sollte. Aus ihren Reihen ertönte das Geschrei: „Tod! Tod! Muerte! Muerte! Death! Death!“ Diese letzteren Worte ertönten aus dem Munde einiger englischen Neger, welche zu Buckmanns Bande gehörten und sich mit den spanischen und französischen Schwarzen unter Biassou bereits vereinigt hatten.

Der Feldmarschall gebot ihnen mit einem Zeichen seiner Hand Stille und ließ die drei Gefangenen auf die Schwelle der Grotte vortreten. Ich erkannte mit Staunen zwei derselben: der eine davon war jener Bürger General C., jener Korrespondent aller Negrophilen der Welt, der in dem Staatsrath des Gouverneurs einen so grausamen Rath gegen die Sklaven ertheilt hatte; der andere war der zweideutige Pflanzer, der so großen Widerwillen gegen die Mulatten hatte, unter deren Gattung die Weißen ihn zählten. Der dritte schien dem Stande

der geringen Weißen anzugehören; er trug eine lederne Schürze und hatte die Aermel über den Ellenbogen zurückgeschlagen. Alle drei waren abgesondert gefangen worden, während sie sich im Gebirge zu verbergen suchten.

Der geringe Weiße wurde zuerst verhört.

„Wer bist Du, Du da?" fragte ihn Biassou.

„Ich bin Jacques Belin, Zimmermann im Hospital der Väter, in der Capstadt."

Ein mit Scham gemischtes Staunen malte sich in den Zügen des Generalissimus.

„Jacques Belin!" wiederholte er und biß sich in die Lippen.

„Ja," erwiederte der Zimmermann, „der bin ich. Kennst Du mich nicht mehr?"

„An Dir ist es, mich zuerst zu erkennen und mich zu begrüßen!"

„Meinen Sklaven grüße ich nicht!"

„Dein Sklave, Elender?"

„Ja, ja, ich bin Dein erster Herr! Du scheinst mich nicht mehr kennen zu wollen, aber besinne Dich, Jean Biassou, daß ich Dich um dreizehn Gurden Piaster an einen Kaufmann von Domingo verkauft habe."

Das ganze Gesicht des Negergenerals zog sich vor Verdruß zusammen.

„Wie! Du schämst Dich, mir gedient zu haben? Sollte Jean Biassou nicht stolz darauf sein, Jacques Belin angehört zu haben? Deine Mutter, die alte Närrin, hat mehr als tausendmal meinen Schuppen gefegt, aber jetzt habe ich sie an den Hausmeister des Hospitals der Väter verkauft, denn sie ist so hinfällig, daß er mir nur zweiunddreißig Livres, und sechs Sous in den Kauf, für sie gegeben hat. Das ist Deine und ihre Geschichte; aber es scheint mir, daß Ihr hochmüthig geworden seid, Ihr Neger und Mulatten, und daß Du, Jean

Biassou, nicht mehr an die Zeit zurückdenkst, da Du Meister Jacques Belin, Zimmermann in der Capstadt, auf den Knieen bedient hast."

Biassou hatte ihm mit jenem wilden Grinsen zugehört, das ihm das Ansehen eines Tigers gab.

„Gut!" sagte er.

Jetzt wandte er sich gegen die Neger, welche Meister Belin gebracht hatten: „Nehmt zwei Gestelle, zwei Bretter, eine Säge, und führt diesen Menschen da fort! — Jacques Belin, Zimmermann in der Capstadt, bedanke Dich bei mir, ich lasse Dich einen Zimmermannstod sterben."

Er lachte laut auf, als er in solcher Weise ankündigte, durch welche grausame Hinrichtung der Hochmuth seines alten Herrn bestraft werden sollte. Ich schauderte. Jacques Belin aber zuckte mit keiner Augenwimper; er wandte sich stolz gegen Biassou:

„Ja," sagte er, „ich bin Dir Dank schuldig, denn ich habe Dich um dreizehn Gurden Piaster verkauft, und das ist sicherlich mehr, als Du werth bist."

Man riß ihn fort.

---

## XXXIII.

Die beiden andern Gefangenen hatten diesem schrecklichen Prolog ihrer eigenen Tragödie mehr todt als lebendig angewohnt. Ihre demüthige und furchtsame Haltung war ein Gegensatz zu der etwas prahlerischen Festigkeit des Zimmermanns. Sie zitterten an allen Gliedern.

Biassou betrachtete einen nach dem andern mit seinem Fuchsblicke. Hierauf knüpfte er, um sich das Vergnügen zu

machen, ihren Todeskampf zu verlängern, mit Rigaud eine Unterhaltung über die verschiedenen Arten Tabak an und behauptete, der Tabak der Havanna sei nur gut zum Rauchen in Cigarren, er kenne dagegen zum Schnupfen keinen bessern spanischen Tabak, als wovon ihm der selige Buckmann zwei Fäßchen aus dem Magazin des Herrn Lebattu, Eigenthümers der Schildkröteninsel, geschickt habe. Jetzt wendete er sich rasch an den Bürger General C.

„Was sagst Du dazu?" fragte er ihn.

Diese unerwartete Apostrophe setzte den Bürger in Verwirrung; er erwiederte stotternd:

„Mein General, ich schließe mich ganz Euer Excellenz Meinung an."

„So reden Schmeichler!" versetzte Biassou. „Ich will Deine Meinung wissen, nicht die meinige. Kennst Du einen bessern Schnupftabak, als der von Lebattu ist?"

„Gewiß nicht, gnädigster Herr!" sagte C., an dessen Angst Biassou sich belustigte.

„General! Excellenz! Gnädigster Herr!" fiel der Negergeneral mit einem ungeduldigen Wesen ein, Du bist ein Aristokrat!"

„O gewiß nicht! Ich bin ein guter Patriot von 1791, und eifriger Negrophile."

„Negrophile! Was ist das, ein Negrophile?"

„Das ist ein Freund der Schwarzen."

„Es ist nicht hinreichend, Freund der Schwarzen zu sein, man muß auch Freund der Farbigen sein."

„Der Farbigen! So wollte ich eben sagen. Ich stehe in Verbindung mit den berühmtesten Verfechtern der Neger und Mulatten."

„Neger und Mulatten! Was will das heißen? Bist Du gekommen, uns mit diesen verhaßten Namen, welche die Ver-

achtung der Weißen erfunden hat, ins Angesicht zu beleidigen? Es gibt hier nur Farbige und Schwarze, keine Neger und Mulatten. Verstanden, Herr Pflanzer?"

„Es ist eine böse von Kindheit an eingepflanzte Gewohnheit. Verzeihen Sie, gnädigster Herr, ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beleidigen."

„Verschone mich mit Deinem: gnädigster Herr! Ich sage Dir noch einmal, daß ich dieses aristokratische Wesen nicht leiden kann."

„Wenn Sie mich kennen würden, Bürger . . ."

„Bürger! Für wen hältst Du mich? Dieses Kauderwelsch der Jakobiner ist mir ein Gräuel. Bist Du etwa gar ein Jakobiner? Vergiß nicht, daß Du mit dem Generalissimus der Leute des Königs sprichst! Bürger . . . Unverschämter Mensch!"

Der arme Negrophile wußte nicht mehr, in welchem Tone er mit diesem Manne sprechen sollte, der aristokratische und demokratische Titel auf gleiche Weise von sich wies. Der ärmliche Tropf war wie versteinert. Biassou, dessen Zorn nur verstellt war, weidete sich an seiner Angst und Verlegenheit.

„Mein Gott!" sagte der geängstigte Mann endlich, „Sie beurtheilen mich ganz falsch, edler Vertheidiger der unveräußerlichen Rechte der Hälfte des menschlichen Geschlechts . . ."

In der Verlegenheit, diesem Negerhaupt irgend einen Titel beizulegen, da er keinen irgend einer Art annehmen zu wollen schien, nahm er seine Zuflucht zu einer jener hochtönenden revolutionären Redensarten, die damals in der Mode waren.

Biassou sah ihn starr an und sagte: „Du liebst also die Schwarzen und Farbigen?"

„Ob ich sie liebe! Ich stehe in Briefwechsel mit Brissot und . . ."

„Ha! Ha! Es freut mich, in Dir einen Freund unserer Sache zu erblicken. In diesem Falle mußt Du die elenden Co-

lonisten, die unsern gerechten Aufstand durch die grausamsten Hinrichtungen gestraft haben, verabscheuen. Du mußt mit uns der Meinung sein, daß nicht die Schwarzen, sondern die Weißen die eigentlichen Rebellen sind, da sie sich gegen Natur und Menschlichkeit empören. Du mußt diese Ungeheuer verwünschen?"

„Ich verwünsche sie auch!"

„Nun denn! Was würdest Du von einem Menschen urtheilen, der, um die letzten Aufstandsversuche der Sklaven zu unterdrücken, fünfzig Köpfe von Schwarzen zu beiden Seiten seiner Wohnung hätte aufpflanzen lassen?"

Der Gefragte wurde todtblaß.

„Was würdest Du von einem Weißen denken, der den Vorschlag gemacht hätte, die Capstadt mit einem Cordon von Sklavenköpfen zu umgeben?"

„Gnade! Gnade!" rief der erschrockene Bürger General in Todesangst aus.

„Wer droht denn Dir? Laß mich doch ausreden! ... Mit einem Cordon von Sklavenköpfen zu umgeben, der vom Fort Picolet bis zum Cap Caracol reichte! Was würdest Du über einen solchen Menschen urtheilen? Sprich!"

Die Worte: „Wer droht denn Dir?" hatten dem Geängstigten wieder einige Hoffnung eingeflößt; er dachte, vielleicht wisse der Negergeneral um diese grausamen Vorschläge, ohne jedoch deren Urheber zu kennen, und erwiederte, um jeden Verdacht von sich zu entfernen, mit ziemlicher Festigkeit: „Meine Meinung ist, daß dies abscheuliche Verbrechen sind."

„Gut! Und welche Strafe würdest Du dem Schuldigen anthun?"

Hier zauderte der Unglückliche mit der Antwort.

„Nun! bist Du ein Freund der Schwarzen oder nicht?"

Der Negrophile wählte von den beiden Alternativen diejenige, welche im Augenblicke die wenigste Gefahr brachte, und

als er nichts ihm Feindliches in Biassou's Augen sah, antwortete er mit schwacher Stimme: „Der Schuldige verdient den Tod."

„Brav geantwortet!" sagte Biassou ruhig und warf den Tabak, den er kaute, aus dem Munde.

Biassou's gleichgültige Miene flößte dem armen Negrophilen einige Hoffnung ein; er strengte sich an, allen Verdacht, der auf ihm ruhen konnte, zu beseitigen: „Niemand," rief er aus, „hat für den Sieg Eurer Sache eifrigere Wünsche gen Himmel geschickt, als ich. Ich korrespondire mit Brissot und Pruneau de Pomme-Rouge in Frankreich, Maegaw in Amerika, Peter Paulus in Holland, Tamburini in Italien . . ."

Er kramte sofort seine ganze philanthropische Litanei aus, als Biassou ihm in die Rede fiel.

„Ha! Was gehen mich alle Deine Korrespondenten an! Sage mir bloß, wo Deine Magazine, Deine Depots sind. Meine Armee braucht Munition. Deine Pflanzungen sind ohne Zweifel reich, Deine Handlung ergiebig, weil Du mit allen Kaufleuten der Welt korrespondirst."

„Heros der Menschheit," erwiederte der Negrophile etwas schüchtern, „das sind keine Kaufleute, sondern Philosophen, Philanthropen, Negrophilen."

„Zum Teufel," sagte Biassou mit Kopfschütteln, „jetzt kommt er mir wieder mit seinen verfluchten unverständlichen Wörtern. Nun, wenn Du weder Niederlagen, noch Magazine zu plündern hast, wozu bist Du dann gut?"

Diese Frage gab einen Strahl von Hoffnung, nach welchem der Negrophile eifrig schnappte.

„Erlauchter Krieger," erwiederte er, „haben Sie einen Oekonomisten in Ihrer Armee?"

„Was ist nun das wieder?"

„Das ist ein vor Allem unentbehrlicher Mann, ein Mann,

der allein die materiellen Hülfsmittel eines Reichs nach ihrem gegenseitigen Werthe zu schätzen versteht, der sie nach der Ordnung ihrer Wichtigkeit einreiht, nach ihrem Werthe eintheilt, sie durch Combination ihrer Quellen und Resultate verbessert, und sie, gleich befruchteten Bächen, in den großen Strom der allgemeinen Nützlichkeit leitet, der sofort in das Meer der allgemeinen Wohlfahrt fließt."

„Caramba!" sagte Biassou, sich zum Obi neigend. „Was will er mit dieser Fluth von Worten sagen, die aneinander gereiht sind, wie die Körner Eures Rosenkranzes?"

Der Obi zuckte die Achseln zum Zeichen seiner Unwissenheit und Verachtung.

Der Negrophile fuhr fort: „Ich habe, geruhen Sie mir Gehör zu schenken, tapferer Wiederhersteller von St. Domingo, ich habe die großen Staatswirthschaftslehrer Turgot, Raynal und Mirabeau, den Menschenfreund, studirt. Ich habe ihre Theorien praktisch angewendet. Ich kenne die Wissenschaft, welche zur Regierung jedes Staats unumgänglich erforderlich ist."

„Der Oekonomist ist nicht ökonomisch in Worten," sagte Rigaud mit spöttischem Lächeln.

Biassou rief ungeduldig aus: „Sage mir doch, du Schwätzer, habe ich denn Königreiche und Staaten zu regieren?"

„Noch nicht, großer Mann, aber das kann kommen. Im Uebrigen aber steigt auch meine Wissenschaft, ohne von ihrem Pfade abzuschweifen, bis zu den Einzelnheiten herab, welche zur Verwaltung einer Armee nöthig und nützlich sind."

„Ich verwalte meine Armee nicht, Herr Pflanzer, ich befehlige sie."

„Ganz wohl, Sie sind Feldherr, ich Intendant. Ich habe ins Einzelne gehende Kenntnisse über die Vermehrung der Thiere..."

„Glaubst Du denn, daß wir Thiere aufziehen? Wir essen sie. Wenn wir in der französischen Colonie keine mehr finden,

so werden wir sie im spanischen Antheil der Insel holen, kurz, wo wir sie finden. Es würde mich freuen, diese verfluchten spanischen Pflanzer strafen zu können: sie haben Ogé ausgeliefert. Du siehst, daß ich der Lebensmittel wegen nicht in Verlegenheit bin, und daß ich Deine unumgänglich nöthige Wissenschaft nicht nöthig habe!"

Diese kräftige Erklärung setzte den armen Oekonomisten in Verlegenheit, aber doch haschte er noch nach einer letzten Rettungsplanke.

„Meine Studien haben sich nicht bloß auf die Auferziehung des Viehes beschränkt. Ich habe andere spezielle Kenntnisse, welche Ihnen sehr nützlich sein können. Ich werde Ihnen die Kunst mittheilen, Steinkohlenlager auszubeuten."

„Was liegt mir an dem! Wenn ich Kohlen brauche, so brenne ich drei Meilen Wald ab."

„So werde ich Sie lehren, zu was jede Holzgattung zu gebrauchen ist, die Eiche zum Schiffbau . . ."

„Que tel leven todos los demonios de los diez-y-siete infiernos!" (Fahre zu allen Teufeln der siebenzehn Höllen!) rief Biassou ungeduldig aus.

„Was beliebt, mein gnädigster Gönner?" fragte der zitternde Oekonomist, der nicht spanisch verstand.

„Hör' einmal!" begann Biassou wieder. „Ich brauche keine Schiffe. Es ist nur eine einzige Stelle in meinem Gefolge erledigt, nicht die eines Majordomus, sondern die eines Kammerdieners. Die kannst Du haben, sennor Filosofo, wenn sie Dir anständig ist. Du wirst mich auf den Knieen bedienen, mir knieend meine Pfeife reichen, und auf den Knieen die Speisen auf meine Tafel setzen, und wenn ich ausgehe, wirst Du mir meinen Fächer von Papageienfedern nachtragen, wie diese beiden Pagen hier. Jetzt sprich! Willst Du mein Kammerdiener werden?"

Der Negrophile, der nur an die Rettung seines Lebens dachte, neigte sich mit allen Zeichen der Freude und Erkenntlichkeit bis zur Erde.

„Du nimmst also diese Stelle an?“ fragte Biassou.

„Können Sie daran zweifeln, mein großmüthiger Gebieter, daß ich mich einen Augenblick bedenken werde, eine so ausgezeichnete Gunstbezeugung anzunehmen, wie diejenige ist, Ihre hohe Person zu bedienen?“

Auf diese Antwort stieß Biassou ein teuflisches Lachen aus. Er kreuzte die Arme über einander, erhob sich triumphirend von seinem Sitze, stieß mit seinem Fuße den Kopf des Weißen zurück, der sich vor ihm niedergebeugt hatte, und rief mit lauter Stimme: „Ich habe jetzt mit Vergnügen erfahren, wie weit die Feigheit dieser Weißen geht, nachdem ich früher mit Kummer gesehen, wie weit sie ihre Grausamkeit treiben! Bürger C., Dir danke ich diese doppelten Beispiele. Ich kenne Dich, und Du warst einfältig genug, es nicht zu merken? Du hast bei den Hinrichtungen vom Juni, Juli und August den Vorsitz geführt, Du hast zu beiden Seiten Deines Hauses fünfzig Negerköpfe aufpflanzen lassen; Du wolltest die noch in Deinen Ketten schmachtenden fünfhundert Schwarzen nach dem Aufstand erwürgen und die Capstadt mit einem Cordon von Sklavenköpfen umgeben lassen. Du hättest, wenn Du es vermochtest, mein eigenes Haupt als Siegeszeichen aufgesteckt, und jetzt würdest Du Dich glücklich schätzen, wenn ich Dich nur zum niedersten meiner Lakaien wollte! Nein! Nein! Mir liegt Deine Ehre mehr am Herzen, als Dir selbst, daß ich Dir diesen Schimpf anthun sollte! Darum bereite Dich zum Tode!“

Er winkte mit der Hand, und die Schwarzen setzten den unglücklichen Negrophilen, der, wie vom Schlage gerührt, zu Boden gefallen war, neben mir auf die Bank nieder.

---

## XXXIV.

„Jetzt ist die Reihe an Dir!“ sagte der Negergeneral zu dem dritten Gefangenen.

Ein allgemeines Geschrei der Rebellen erstickte die Stimme des Pflanzers.

„Muerto! Tod! Death! Nieder mit ihm!“ schrieen hundert Stimmen.

„General,“ sagte ein Mulatte, der sich deutlicher auszudrücken vermochte, als die andern, „es ist ein Weißer, er muß sterben!“

Der arme Pflanzer gelangte, nach heftigem Geschrei und Geberdenspiele, endlich zum Wort: „Nein, Herr General! Nein, meine Brüder! Nein, ich bin kein Weißer! Das ist eine abscheuliche Verleumdung! Ich bin ein Mulatte, von gemischtem Blut, wie Ihr, Sohn einer Negerin, wie Eure Mütter und Eure Schwestern sind.“

„Er lügt!“ riefen wüthende Stimmen. „Es ist ein Weißer. Er hat immer die Schwarzen und die Farbigen verabscheut.“

„Niemals!“ vertheidigte sich der Gefangene. „Die Weißen verabscheue ich. Ich bin einer Eurer Brüder. Ich habe immer mit Euch gesagt: die Neger sind die Weißen, die Weißen sind die Neger.“

„Nein! Nein!“ schrie die Menge. „Nieder mit dem Weißen!“

Der Unglückliche wiederholte in kläglichen Tönen: „Ich bin ein Mulatte! Ich bin einer der Euern!“

„Der Beweis davon?“ sagte Biassou kaltblütig.

„Der Beweis! Der Beweis ist,“ erwiederte er in seiner Verwirrung, „der Beweis ist, daß mich die Weißen immer verachtet haben.“

„Das kann wahr sein,“ versetzte Biassou, „aber Du bist ein unverschämter Kerl!“

„Die Weißen verachteten Dich,“ fiel ein junger Mulatte ein, „das ist richtig, Du aber nahmst dagegen die Miene an, die Farbigen zu verachten, unter welche sie Dich zählten. Man hat mir sogar erzählt, daß Du einen Weißen zum Duell herausgefordert hast, der Dir eines Tages vorgeworfen hatte, unserer Kaste anzugehören.“

Ein allgemeines Geschrei erhob sich unter dem entrüsteten Haufen, und heftiger als je ertönte der Todesruf. Der Unglückliche warf mir seitwärts einen flehenden Blick zu und begann, nicht ohne Mühe, in kläglichem Tone seine Rechtfertigung: „Das ist eine Verleumdung! Ich kenne kein anderes Glück und keinen anderen Ruhm, als den Schwarzen anzugehören. Ich bin ein Mulatte.“

„Wenn Du wirklich ein Mulatte wärest, wendete ihm Rigaud ruhig ein, so würdest Du Dich dieses Worts nicht bedienen.“

„Mein Gott! Weiß ich denn, was ich sage? Mein Herr Obergeneral, der Beweis, daß ich von gemischtem Blute bin, ist der schwarze Kreis, welchen Sie um meine Nägel sehen können.“

Biassou stieß die ihm dargereichte Hand zurück.

„Ich besitze nicht die Wissenschaft des Herrn Caplans, der aus Deiner Hand zu errathen weiß, wer Du bist. Aber höre: Unsere Leute beschuldigen Dich, die einen, daß Du ein Weißer, die andern, daß Du ein falscher Bruder seist. Ist es so, so mußt Du sterben. Du behauptest, unserer Kaste anzugehören und sie niemals verläugnet zu haben. Es bleibt Dir nur ein einziges Mittel übrig, Deine Behauptung zu beweisen und Dein Leben zu retten.“

„Welches, mein General, welches?“ fragte der Pflanzer dringend. „Ich bin bereit!“

„Das Mittel ist: Nimm diesen Dolch und durchbohre damit diese beiden weißen Gefangenen."

Bei diesen Worten bezeichnete uns Biassou mit Blick und Hand. Der Pflanzer wich mit Abscheu vor dem Dolche zurück, den ihm Biassou mit einem höllischen Lächeln darbot.

„Wie," sagte der Negergeneral, „Du bedenkst Dich! Vergiß nicht, daß dies das einzige Mittel ist, mir und den Meinigen zu beweisen, daß Du kein Weißer, sondern einer der Unsern bist. Entschließe Dich schnell, ich habe keine Zeit zu verlieren."

Die Augen des Gefangenen waren stier. Er that einen Schritt vorwärts, gegen den Dolch, ließ dann seine Arme wieder sinken und blieb mit abgewandtem Haupte stehen. Sein ganzer Körper zitterte im Fieberfrost.

„Vorwärts denn," schrie Biassou im Tone ungeduldigen Zorns. „Ich sage Dir, ich habe keine Zeit zu verlieren. Wähle, entweder diese Beiden mit eigener Hand zu tödten oder mit ihnen zu sterben."

Der Pflanzer blieb unbeweglich und wie versteinert.

„Wohl denn!" sagte Biassou, zu seinen Negern gewendet, er will nicht der Henker sein, so sei er der Patient! Ich sehe jetzt, daß er ein Weißer ist, führt ihn fort . . ."

Die Neger machten sich fertig ihn zu greifen. Diese Bewegung entschied seine Wahl, ob er den Tod geben oder empfangen wolle. Das Uebermaß der Feigheit hat auch seinen Muth. Er stürzte sich auf den Dolch, ergriff ihn und warf sich wie ein Tiger auf den Bürger C., der neben mir saß.

Jetzt entspann sich ein furchtbarer Kampf. Der Negrophile, den das Ende des Gesprächs mit Biassou in eine stumpfsinnige und schweigende Verzweiflung gestürzt, hatte den Auftritt zwischen dem Negergeneral und dem Pflanzer mit starrem Auge betrachtet, aber so versunken in die Schrecken seines nahen

Todes, daß er nichts davon zu verstehen schien. Als er aber jetzt den Pflanzer mit gezücktem Dolche auf sich losstürzen und das tödtliche Eisen über seinem Haupte blitzen sah, schreckte ihn die drohende Gefahr empor. Er stand auf, hielt den Arm des Mörders zurück und schrie in kläglichem Tone: „Gnade! Gnade! Was wollt Ihr denn von mir? Was habe ich denn gethan?"

„Du mußt sterben," rief der Mulatte, indem er das Schlachtopfer anstarrte und seinen Arm frei zu machen suchte. „Laß nur, ich will Dir nicht wehe thun!"

„Von Ihrer Hand sterben!" rief der Oekonomist, „Warum denn? Verschonen Sie mich! Sie sind mir vielleicht böse, daß ich ehemals sagte, Sie seien von gemischtem Blute? Lassen Sie mich leben, und ich will es beschwören, daß Sie ein Weißer seien. Ja freilich sind Sie ein Weißer, das will ich Jedermann sagen . . . Gnade! Gnade!"

Der Negrophile hatte sein Vertheidigungsmittel schlecht gewählt.

„Schweig! Schweig!" rief ihm der Mulatte wüthend zu, weil er fürchtete, daß die Neger diese Erklärung hören möchten. Aber der Andere heulte ohne Unterlaß, daß er ihn als vollkommenen Weißen von bester Familie anerkenne. Der Mulatte machte jetzt eine gewaltige Anstrengung, entledigte sich der Hände seines Gegners, die ihn hielten, und setzte ihm den Dolch auf die Brust. Als der Unglückliche die Spitze des Eisens fühlte, biß er wüthend in den Arm, der den Dolch hielt; aber der Mörder drückte kräftig auf den Griff des Dolches, und ein Strom von Blut sprang ihm auf den Arm und in's Gesicht. Der Unglückliche sank in die Kniee, seine Arme fielen schlaff am Leibe herab, seine Augen erloschen, sein Mund stieß einen dumpfen Schrei aus; er lag todt am Boden.

---

## XXXV.

Dieser Auftritt, in welchem ich nun bald meine Rolle zu spielen erwartete, hatte mich mit Schauder erfüllt. Biassou hatte dem entsetzlichen Kampf mit unbewegtem Blicke zugesehen. Nachdem er beendigt war, wandte er sich zu seinen erschrockenen Pagen: „Bringt mir andern Tabak!" sagte er und begann ruhig wieder zu kauen.

Der Obi und Rigaud saßen unbeweglich, und die Neger selbst schienen von dem furchtbaren Schauspiel erschüttert, das ihr Anführer vor ihren Augen hatte aufführen lassen.

Es war jetzt noch ein Weißer zu ermorden: Ich. Die Reihe war nun an mir. Ich warf einen Blick auf den Mörder, er flößte mir Mitleid ein. Seine Lippen waren blau, seine Zähne klapperten, alle seine Glieder zitterten in krampfhafter Bewegung, seine Hand fuhr unaufhörlich maschinenartig über seine Stirne, um das Blut abzuwischen, womit ihn sein Schlachtopfer bespritzt hatte, und er starrte mit wahnwitziger Miene den Leichnam an, der, noch röchelnd, zu seinen Füßen lag. Seine stieren Augen wandten sich nicht von seinem Schlachtopfer ab.

Ich erwartete den Augenblick, wo er auch an mir das ihm auferlegte Werk vollziehen würde. Seltsam! Dieser Mensch hätte mich beinahe ermordet, um zu beweisen, daß er ein Weißer sei; jetzt sollte er mich umbringen, um darzuthun, daß er ein Mulatte sei.

„Gut!" sagte Biassou. „Ich bin zufrieden mit Dir, Freund!"

Er warf einen Blick auf mich und fügte hinzu: „Ich erlasse Dir den Andern. Genug! Wir erklären Dich als guten Bruder und ernennen Dich zum Scharfrichter unserer Armee."

Nachdem der General diese Worte gesprochen hatte, trat

ein Neger aus den Reihen, neigte sich dreimal vor Biassou und rief: „Und ich, mein General?“

„Nun, Du! Was willst Du?“ fragte Biassou.

„Wollen Sie nichts für mich thun, mein General?“ sagte der Neger. „Sie haben diesen Hund von einem Weißen avanciren lassen, der einen Mord begangen hat, um in unsere Reihen aufgenommen zu werden. Wollen Sie mich nicht auch avanciren lassen, mich, der ich ein guter Schwarzer bin?“

Diese unerwartete Forderung schien Biassou in Verlegenheit zu setzen; er neigte sich zu Rigaud, der ihm zuflüsterte: „Man kann ihm nicht willfahren, suchen Sie seine Forderungen zu umgehen.“

„Dir Avancement geben?“ sagte jetzt Biassou. „Recht gerne! Welchen Grad verlangst Du?“

„Ich möchte Offizier werden.“

„Offizier! Gut! Welche Ansprüche hast Du auf das Epaulette?“

„Ich war es,“ erwiederte der Schwarze prahlerisch, „der in den ersten Tagen des August die Pflanzung Lagascette in Brand steckte. Ich war es, der den Pflanzer Clement ermordete und den Kopf seines Raffineur auf einer Pike herumtrug. Ich habe zehn weiße Weiber und sieben kleine Kinder umgebracht; das eine derselben hat Buckmanns wackeren Schwarzen zur Fahne gedient. Später habe ich vier Pflanzerfamilien in einem Zimmer des Fort Galifet, das ich zuvor doppelt verschloß, lebendig verbrannt. Mein Vater ist in der Capstadt gerädert, mein Bruder zu Rocrou gehängt worden, und mich hätte man beinahe erschossen. Ich habe drei Kaffeepflanzungen, sechs Indigopflanzungen, zweihundert Büschel Zuckerrohr verbrannt, ich habe meinen Herrn und seine Mutter umgebracht, und . . .“

„Erspare uns Deine weiteren Ansprüche auf Avancement!“ sagte Rigaud, hinter dessen sanfter Außenseite tief versteckte

Grausamkeit verborgen war, der aber mit Anstand grausam war und den Cynismus des Raubs und Mords nicht ertragen konnte.

„Ich könnte noch viele andere anführen," erwiederte der Neger mit Stolz, „aber Sie werden ohne Zweifel diese genügend finden, um den Grad eines Offiziers zu verdienen?"

Der Generalissimus schien einen Augenblick nachzudenken, dann sagte er in ernstem Tone zu dem Neger: „Mit Vergnügen werde ich Dir einen Grad verleihen, ich bin zufrieden mit den von Dir geleisteten Diensten, aber es ist noch mehr erforderlich. Kannst Du Lateinisch?"

Der erstaunte Neger machte große Augen und sagte: „Was beliebt, mein General?"

„Ob Du Lateinisch kannst, frage ich?"

„La . . . Lateinisch!" wiederholte der bestürzte Schwarze.

„Ja, ja, Lateinisch! Kannst Du Lateinisch?" fuhr der verschmitzte Anführer fort.

Mit diesen Worten wickelte er eine Fahne auf, worauf der Psalmvers geschrieben war: In exitu Israël de Aegypto.

Jetzt fuhr er fort: „Sage mir, was diese Worte heißen."

Der Neger blieb stumm und unbeweglich vor Staunen, und seine Augen liefen mechanisch von dem General auf die Fahne, und von der Fahne auf den General, hin und her.

„Nun, wirst Du antworten?" sagte Biassou ungeduldig.

Der Neger kratzte am Kopfe, öffnete und schloß mehrmals den Mund und brachte endlich die verlegenen Worte heraus: „Ich weiß nicht, was mein General damit sagen will."

Jetzt nahm Biassou's Gesicht plötzlich einen Ausdruck von Entrüstung an: „Wie! Elender Wicht! Du willst Offizier werden und kannst nicht einmal Lateinisch!"

„Aber, mein General . . ." stotterte der Neger verwirrt und zitternd.

„Schweig!“ fuhr Biassou anscheinend noch zorniger fort. „Ich sollte Dich für Deine Anmaßung auf der Stelle erschießen lassen. Denkt Euch einmal, Rigaud, diesen possirlichen Offizier, der nicht einmal Lateinisch kann! Nun denn, Du Schlingel, da Du nicht verstehst, was auf diese Fahne geschrieben ist, so will ich es Dir erklären: „In exitu, jeder Soldat, Israël, der nicht Lateinisch kann, de Aegypto, kann nicht zum Offizier ernannt werden. Heißt es nicht so, Herr Kaplan?“

Der Obi machte ein bejahendes Zeichen. Biassou fuhr fort:

„Dieser Bruder, den ich zum Scharfrichter der Armee ernannt habe, und auf welchen Du eifersüchtig bist, kann Lateinisch.“

Er wandte sich gegen den neu ernannten Scharfrichter.

„Nicht wahr, Freund? Beweise diesem Lümmel da, daß Du mehr kannst als er. Was heißt das: Dominus vobiscum!“

Der unglückliche Mulatte, durch diese furchtbare Stimme seiner düstern Träumerei entrissen, erhob das Haupt, und obgleich noch verstört von dem eben begangenen feigen Mord, trieb ihn doch der Schrecken zum Gehorsam. Es lag etwas Seltsames in der Art, wie dieser Mensch, von Schrecken und Gewissensbissen zernagt, sein Gedächtniß zur Schulstube zurückzuwenden suchte, und in dem traurigen Tone, womit er die knabenhafte Erklärung ablegte: „Dominus vobiscum . . . das heißt . . . der Herr sei mit euch!“

„Et cum spiritu suo!“ fügte der geheimnißvolle Obi feierlich hinzu.

„Amen!“ sagte Biassou.

Hierauf nahm er sein zorniges Wesen wieder an und mischte unter seine verstellte Entrüstung ein paar Brocken schlechten Lateins, um den Schwarzen einen hohen Begriff von seiner Wissenschaft beizubringen.

„Kehre als der Unterste in Deine Reihen zurück!“ rief er

dem ehrgeizigen Neger zu. „Sursum corda! Laß Dir künftig nicht mehr beigehen, zum Rang Deiner Anführer hinaufzusteigen, welche Lateinisch können! Orate Fratres! Wo nicht, so werde ich Dich hängen lassen. Bonus, bona, bonum!“

Der Neger, erstaunt und erschrocken zugleich, zog sich mit gesenktem Haupte in seine Reihen zurück, verfolgt von dem Spottgelächter seiner Kameraden, welche sich über seine so schlecht begründeten Anmaßungen empörten und Blicke voll Bewunderung auf ihren gelehrten Generalissimus warfen.

Obwohl dieser Auftritt eine possirliche Seite hatte, so flößte er mir doch einen hohen Begriff von Biassou's Geschicklichkeit ein. Das lächerliche Mittel, das er angewandt hatte, um den in einer Rebellenbande stets so begehrlichen Ehrgeiz zu dämpfen, gab mir den Maßstab von der Stupidität der Neger und zugleich von dem Scharfsinn ihres Anführers.

---

## XXXVI.

Inzwischen war die Stunde des Frühstücks gekommen. Man setzte dem Feldmarschall eine große Schüssel von Schildkrötenschale vor, worin eine Art Olla Potrida rauchte. Biassou zog aus seiner Tasche einen Knoblauchstengel und bestrich selbst sein Brod damit. Hierauf, ohne selbst den noch zuckenden Leichnam, der vor seinen Augen lag, wegnehmen zu lassen, fing er an zu essen, und lud Rigaud ein, seinem Beispiele zu folgen. Biassou zeigte ausnehmenden Appetit.

Der Obi nahm am Mahle keinen Theil. Er aß, wie alle Seinesgleichen, niemals öffentlich, damit die Neger glauben sollten, er sei ein übernatürliches Wesen, das keiner Nahrung bedürfe.

Während des Frühstücks ließ Biassou seine Banden an der Grotte vorbeidefiliren. Die Schwarzen des Morne-Rouge defilirten zuerst; sie waren etwa viertausend Mann stark und marschirten in geschlossenen Zügen; ihre Anführer trugen scharlachrothe Hosen oder Gürtel. Diese Schwarzen, fast lauter große und starke Leute, waren mit Flinten, Aexten und Säbeln bewaffnet; viele führten Bogen und Pfeile und Wurfspieße, welche sie, in Ermanglung anderer Waffen, selbst geschmiedet hatten. Sie hatten keine Fahne und marschirten still und mit einer Art Bestürzung vorüber.

Als Biassou diese Horde vorüberziehen sah, neigte er sich zu Rigauds Ohr und sagte: „Wann werden doch die Kartätschen von Blanchelande und Rouvray mich von diesen Banditen des Morne-Rouge befreien? Ich hasse sie, es sind fast lauter Congos! Sie wissen nur im Gefechte zu tödten und folgten dem Beispiel ihres blödsinnigen Anführers, ihres Götzen Bug-Jargal, dieses jungen Narren, der den Edelmüthigen und Großherzigen spielen wollte. Ihr kennt ihn nicht, Rigaud? Ihr werdet ihn, hoffe ich, nie kennen lernen. Die Weißen haben ihn gefangen genommen, und sie werden mich von ihm befreien, wie von Buckmann."

„Da Sie von Buckmann sprechen," erwiederte Rigaud, „da marschiren eben die Maronen des Macaya vorüber, und ich erblickte unter ihnen den Neger des Jean-François, der die Nachricht von Buckmanns Tod an Sie abgeschickt hat. Wissen Sie auch, daß dieser Mensch die ganze Wirkung der Prophezeiungen des Obi vernichten könnte, wenn er aussagte, daß man ihn eine halbe Stunde auf den Vorposten aufgehalten hat, und daß er mir seine Nachricht mittheilte, ehe Sie ihn rufen ließen?"

„Diabolo!" sagte Biassou, „Ihr habt Recht. Man muß diesem Menschen den Mund auf ewig schließen. Geduld!"

Jetzt rief Biassou mit lauter Stimme: „Macaya!"

Dieser Anführer der Maronen-Neger näherte sich und präsentirte den Tromblon, der an seinem Halse hing.

„Laßt jenen Schwarzen, den ich da unten sehe, aus Euern Reihen treten; er gehört nicht dahin!"

Macaya führte den bezeichneten Boten des Jean-François vor den Obergeneral, dessen Gesicht plötzlich jenen Anschein von Entrüstung annahm, der ihm stets zu Gebote stand.

„Wer bist Du?" fragte er den bestürzten Neger.

„Mein General, ich bin ein Schwarzer."

„Caramba! Das sehe ich wohl. Aber wie heißest Du?"

„Mein Kriegsname ist Vavelan; mein Patron bei den Heiligen ist St. Sabas, Diakonus und Märtyrer, dessen Fest zwanzig Tage vor der Geburt unseres Heilandes kommt . . ."

Biassou unterbrach ihn: „Wie wagst Du, auf der Parade, wo alle Waffen blank geputzt sind, mit Deinem Säbel ohne Scheide, Deinen zerrissenen Hosen und Deinen kothigen Füßen zu erscheinen?"

„Mein General, das ist nicht meine Schuld. Der Großadmiral Jean-François hat mich an Sie abgeschickt, um Ihnen die Nachricht von Buckmanns Tod zu überbringen, und wenn meine Kleider zerrissen und meine Füße kothig sind, so kommt es daher, weil ich athemlos gelaufen bin, um Ihnen diese Nachricht bälder zu überbringen, aber man hat mich im Lager aufgehalten, und . . ."

Biassou runzelte die Stirne.

„Es ist nicht davon die Rede, Gavacho! sondern von Deiner Frechheit, daß Du in so unordentlichem Anzug der Musterung anwohnst. Befiehl Deine Seele St. Sabas, Diakonus und Märtyrer, Deinem Patron! Geh und laß Dich erschießen!"

Hier sah ich einen neuen Beweis der moralischen Gewalt des Negergenerals über seine Untergebenen. Der Unglückliche,

verurtheilt, selbst hinzugehen und sich erschießen zu lassen, erlaubte sich kein Murren; er neigte den Kopf, kreuzte die Arme über die Brust, beugte sich dreimal vor seinem unerbittlichen Richter, kniete vor dem Obi nieder, der ihm feierlich eine summarische Absolution ertheilte, und verließ die Grotte. Nach einigen Minuten krachten Gewehre und kündigten Biassou an, daß der Neger seine Befehle befolgt und aufgehört hatte zu leben.

Der Anführer, jetzt von aller Besorgniß frei, wandte sich gegen Rigaud mit leuchtenden Augen und einem triumphirenden Grinsen, das zu sagen schien: Bewundere mich.

## XXXVII.

Inzwischen wurde die Musterung fortgesetzt. Diese Armee, deren Unordnung noch einige Stunden zuvor mir ein so außerordentliches Gemälde dargeboten hatte, war nicht minder seltsam unter den Waffen. Bald waren es ganz nackte Neger, mit Streitkolben, mit Tomahawks bewaffnet und nach dem Schalle des Dudelsackes marschirend, bald Bataillone von Mulatten, nach spanischer oder englischer Art ausgerüstet, wohl bewaffnet und disciplinirt, nach dem Trommelschlag gleichen Schritt haltend; dann Haufen von Negerinnen und Negerkindern, mit Gabeln und Bratspießen; alte Neger, auf Flinten ohne Hahn und ohne Lauf gestützt: die Schaar der Grioten mit ihrem hexenartigen Gesange nach den Tönen verschiedener Instrumente. Dieser seltsame Zug war bisweilen von Mulatten-Abtheilungen aller Schattirungen oder von nomadischen Horden schwarzer Maronen unterbrochen, die in stolzer Haltung, mit blitzenden Gewehren, eine den Weißen abgenommene Kanone oder einen Böller nach sich ziehend, unter

dem Gesange des Qua-Raffé vorüberzogen. Ueber allen diesen Häuptern flatterten Fahnen von allen Farben und Inschriften, weiße, rothe, dreifarbige, Bilderfahnen, Fahnen mit der Freiheitsmütze, mit den Umschriften: Tod den Priestern und Aristokraten! Es lebe die Religion! Freiheit und Gleichheit! Es lebe der König! Nieder mit dem Mutterland! Es lebe Spanien! Keine Tyrannen mehr! u. s. w. Diese auffallende Verwirrung bewies, daß alle Streitkräfte der Rebellen nur eine Masse von Mitteln ohne Zweck waren, und daß bei dieser Armee die Unordnung in den Ideen ebenso groß war, wie in den Menschen.

Alle Haufen, die an der Grotte vorüberzogen, neigten ihre Fahnen, und Biassou dankte. Er theilte an jeden derselben irgend ein Lob oder einen Tadel aus, und jedes Wort seines Mundes, lobend oder tadelnd, wurde mit fanatischer Ehrfurcht und einer Art abergläubischer Scheu aufgenommen.

Diese Wogen wilder Barbaren waren endlich vorüber. Ich gestehe, daß der Anblick so vieler rohen Menschen, der mich Anfangs zerstreut hatte, mir zuletzt zum Ekel wurde. Inzwischen neigte sich der Tag, und als die letzten Reihen vorüberzogen, warf die Sonne nur noch einen kupferfarbigen Strahl auf die Granitspitze der östlichen Berge.

---

## XXXVIII.

Biassou schien nachdenklich. Nachdem die Musterung vorüber war und er seine letzten Befehle ertheilt hatte, wendete er sich an mich.

„Junger Mensch," sagte er zu mir, „Du hast jetzt zur Genüge über meinen Geist und meine Macht ein Urtheil fällen

können. Die Stunde ist da, wo Du Leogri davon in Kenntniß setzen sollst."

„Es lag nicht an mir, daß sie nicht bälder gekommen ist," erwiederte ich frostig.

„Du hast Recht," versetzte Biassou.

Er hielt einen Augenblick inne, als ob er die Wirkung berechnen wollte, welche seine Worte auf mich machen würden, und fügte dann hinzu: „Aber es hängt nur von Dir ab, daß diese Stunde nicht komme."

„Wie!" rief ich verwundert. „Was willst Du damit sagen?"

„Ja," fuhr er fort, „Dein Leben liegt in Deiner eigenen Hand; Du kannst es retten, wenn Du willst."

Dieser Anfall von Milde, ohne Zweifel der erste und letzte bei Biassou, däuchte mir ein Wunder. Der Obi, gleich mir erstaunt, sprang von seinem Sitze auf, wo er so lange Zeit, unbeweglich wie die indischen Fakirs, gesessen hatte. Er stellte sich vor den General hin und schrie mit zorniger Stimme: „Was sagt Se. Excellenz, der Herr Feldmarschall da? Denkt er nicht mehr daran, was er mir versprochen hat? Weder er noch selbst der gute Gott kann fürderhin über dieses Leben verfügen; es gehört mir an."

Biassou stand ruhig auf, sprach einen Augenblick leise mit dem Obi, deutete auf die schwarze Fahne, die ich früher schon wahrgenommen hatte, und nach einigen gewechselten Worten gab der Obi mit dem Kopfe ein Zeichen seiner Zustimmung. Beide nahmen ihre Plätze wieder ein.

„Höre," sagte jetzt der Generalissimus zu mir, indem er die zweite Depesche von Jean-François aus der Tasche zog, „höre, unsere Sachen stehen schlimm. Buckmann ist in einem Treffen geblieben, die Weißen haben zweitausend empörte Schwarze in dem Bezirke des Cul-de-Sac niedergemacht, die Pflanzer verschanzen sich immer stärker und füllen die Ebene

mit militärischen Posten an. Wir haben durch eigene Schuld den Augenblick vorübergehen lassen, das Cap zu nehmen, er kommt nicht wieder. Westwärts ist die Hauptstraße von einem Flusse durchschnitten; die Weißen haben, um diesen Paß zu sperren, eine Batterie auf Pontons errichtet und auf beiden Seiten des Ufers kleine Lager gebildet. Südlich ist eine große Straße, die das Gebirgsland des Caps durchschneidet; sie haben Truppen und Geschütz dahin geworfen. Unser Hinterhalt in den Schluchten von Dompte-Mulatre hat fehlgeschlagen. Allen diesen Unfällen setzt das gelbe Fieber die Krone auf, das in Jean-François Lager herrscht. In Folge dessen ist der Groß-admiral von Frankreich mit uns der Meinung, daß es angemessen wäre, mit dem Gouverneur und der Colonialversammlung in Unterhandlung zu treten. Wir wollen nun folgendes Schreiben in dieser Beziehung erlassen. Höre:

„Meine Herren Deputirte!

„Diese reiche und wichtige Colonie ist von großen Unfällen heimgesucht worden; wir sind darein verwickelt worden, und es bleibt uns zu unserer Rechtfertigung nichts mehr zu sagen übrig. Eines Tages werden Sie uns alle die Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche unsere Lage verdient. Wir müssen in der allgemeinen Amnestie begriffen sein, welche der König Ludwig XVI. für Jedermann ohne Ausnahme erlassen hat.

„Wo nicht, so werden wir fortfahren, dem Könige von Spanien, der ein guter König ist und uns sehr gut behandelt, auch uns Belohnungen verspricht, mit Eifer und Treue zu dienen, wie bisher.

„Wir ersehen aus dem Gesetze vom 28. September 1791, daß die Nationalversammlung und der König Sie ermächtigen, über den Stand der nicht freien Personen und den politischen Zustand der farbigen Leute definitiv zu entscheiden. Wir

werden die Dekrete der Nationalversammlung und die Ihrigen, wenn sie in der gehörigen Form ausgefertigt sind, bis zum letzten Athemzuge vertheidigen. Es wäre sogar wünschenswerth, daß Sie durch einen von dem Gouverneur genehmigten Beschluß erklärten, daß Ihre Absicht sei, das Schicksal der Sklaven zum Gegenstand Ihrer Fürsorge zu machen. Wenn ihnen von ihren Anführern dies mitgetheilt würde, so wären sie befriedigt, und das gestörte Gleichgewicht könnte in Kurzem wieder hergestellt werden.

„Glauben Sie aber ja nicht, meine Herren Repräsentanten, daß wir für Beschlüsse revolutionärer Versammlungen die Waffen führen werden. Wir sind Unterthanen dreier Könige: des Königs von Congo, welcher der geborene Beherrscher aller Schwarzen ist; des Königs von Frankreich, der unsere Väter repräsentirt, und des Königs von Spanien, der unsere Mütter repräsentirt. Diese drei Könige sind die Abkömmlinge der drei Könige, die, von einem himmlischen Sterne geführt, gekommen waren, den Gottmenschen anzubeten. Wenn wir für die Versammlungen kämpften, so müßten wir vielleicht gegen unsere Brüder, die Unterthanen dieser drei Könige, welchen wir Treue gelobt haben, Krieg führen.

„Im Uebrigen wissen wir nicht, was man unter dem Willen der Nation versteht, denn seit in der Welt regiert wird, haben wir einzig den Willen eines Königs vollzogen. Der König von Frankreich liebt uns, der König von Spanien hat nicht aufgehört, uns Beistand zu leisten. Wir helfen ihnen, sie helfen uns, das ist die Sache der Menschlichkeit. Wenn übrigens besagte Majestäten sich gegen uns verfehlten, so hätten wir bald einen König aufgethront.

„Das sind unsere Gesinnungen, mit welchen wir in den Frieden willigen werden.“

„Du siehst," sagte Biassou, nachdem er dieses Aktenstück schwarzer Diplomatik abgelesen hatte, „daß wir friedlich gesinnt sind. Nun höre, was ich von Dir verlange. Weder Jean-François, noch ich, sind in den Schulen der Weißen aufgewachsen, wo man die schöne Sprache lernt. Wir wissen uns zu schlagen, aber nicht zu schreiben. Gleichwohl soll nichts in dem Briefe stehen, was den hochmüthigen Spott unserer alten Herren auf sich ziehen könnte. Du scheinst diese unnütze Kunst, welche uns fehlt, erlernt zu haben. Verbessere die Fehler, die in unserem Briefe das Gelächter der Weißen erregen könnten. Um diesen Preis bewillige ich Dir Dein Leben."

Es lag in dieser Rolle eines Verbesserers der schwarzen diplomatischen Orthographie etwas meinem Selbstgefühle so Widerstrebendes, daß ich keinen Augenblick unschlüssig war. Was lag mir überhaupt an dem Leben? Ich gab eine abschlägige Antwort.

Biassou erstaunte. „Wie!" rief er aus, „Du willst lieber sterben, als einige Federzüge Deiner Hand auf ein Pergament machen?"

„Ja!" erwiederte ich.

Mein Entschluß schien ihn in Verlegenheit zu setzen.

„Höre, junger Thor," sagte er nach einigem Nachdenken zu mir, „ich bin weniger hartnäckig als Du. Besinne Dich bis morgen Abend, ob Du mir gehorchen willst. Morgen, wenn die Sonne untergeht, wird man Dich wieder vor mich bringen. Dann sei vernünftig und leiste mir Gehorsam. Adieu! Guter Rath kommt über Nacht. Bedenke wohl, daß bei uns der Tod mehr als der Tod ist!"

Der Sinn dieser letzten Worte, welche von einem entsetzlichen Lachen begleitet waren, war nicht zweideutig; die Martern, welche Biassou für seine Schlachtopfer zu erfinden pflegte, erklärten sie hinreichend.

„Gandi," fuhr er fort, „führt den Gefangenen ab! Uebergebt ihn den Schwarzen des Morne-Rouge, denn ich will, daß er noch einen Tag erlebe, und meine andern Soldaten hätten vielleicht nicht so viele Geduld, um zu warten, bis die vierundzwanzig Stunden abgelaufen wären."

Der Mulatte Gandi, der Anführer von Biassou's Leibwache, ließ mir die Arme auf den Rücken binden. Ein Neger nahm das äußerste Ende des Stricks in die Hand, und so verließen wir die Grotte.

---

## XXXIX.

Biassou's Wachen übergaben mich den Negern des Morne-Rouge, welche mich um den Leib an einen Baumstamm banden. Sie brachten mir einige gesottene Erdäpfel, die ich mit jenem mechanischen Instinkt aß, welchen Gott dem Menschen mitten in allen Qualen des Geistes gelassen hat.

Inzwischen war die Nacht gekommen. Sechs Neger blieben, um ein großes Feuer sitzend, als Wache bei mir zurück. Bald fielen sie alle in tiefen Schlaf.

Die physische Ermattung, worin ich mich damals befand, trug nicht wenig zu den unbestimmten Träumereien bei, die jetzt meinen Kopf einnahmen. Vor meinem Geiste schwebten jene glücklichen Tage, welche ich bei Marie zugebracht hatte; ich verglich sie mit dem eben abgelaufenen Tage, an welchem ich so seltsame Dinge erlebt hatte, daß man an ihrer Wirklichkeit zweifeln konnte. Dreimal war ich dem Tod nahe, dreimal gerettet und doch nicht gerettet. Meine Zukunft schwebte mir vor, die Zukunft eines Tages. Nirgends Rettung, mein Tod gewiß und nahe! Ich fragte mich, ob es denn möglich, daß Alles

das wirklich sei, daß meine Umgebung das Lager des blutdürstigen Biassou, daß Marie auf immer für mich verloren, daß ich, ich selbst dieser gebundene und von sechs Negern bewachte Gefangene sei. Immer aber kehrten meine Gedanken zu Marie zurück. Ich dachte mit Angst an ihr Geschick, ich krümmte mich in meinen Banden, um mich loszumachen und ihr zu Hülfe zu fliegen, immer in der Hoffnung, daß endlich der furchtbare Traum ein Ende nehmen werde. Jetzt führte der Fieberwahn Pierrot vor meine Blicke, und ich wurde rasend, daß ich ihn nicht mit eigener Hand hatte tödten können. Er war gefangen, hingerichtet: er war todt, ich sollte sterben.

Ich weiß nicht, wie lange dieser peinliche Zustand dauerte. Plötzlich drang eine männliche Stimme in mein Ohr, die deutlich, wiewohl aus der Ferne, sang: „Yo que soy contrabandista!“ Ich öffnete schaudernd die Augen: Alles dunkel um mich her, die Neger schliefen, das Feuer war am Erlöschen. Ich hörte nichts mehr und hielt diese Stimme für eine Täuschung des Traumes. Meine Augen schlossen sich wieder. Ich öffnete sie zum zweitenmal. Die Stimme sang wieder, näher als zuvor und in trauriger Weise, den Vers einer spanischen Romanze:

„In den Feldern von Ocanna,
Da ward ich gefangen,
Führten mich nach Cotadilla,
Ein Gefang'ner bin ich jetzt!“

Es war kein Traum mehr. Es war Pierrots Stimme. Gleich darauf erhob sie sich abermals, durch den stillen Schatten der Nacht, und sang ganz in meiner Nähe: Yo que soy contrabandista! Eine Dogge wälzte sich freudig zu meinen Füßen; es war Rask. Ich hob die Augen. Ein Schwarzer stand vor mir, im Scheine des Feuers erblickte ich seinen kolossalen Schatten. Es war Pierrot. Die Rache lebte in meinem Busen,

das Erstaunen machte mich unbeweglich und stumm. Ich schlief nicht. Die Todten kehrten also aus dem Grabe zurück! Es war kein Traum, sondern eine Erscheinung. Ich wandte mich mit Abscheu weg. Als Pierrot dies sah, ließ er das Haupt auf die Brust sinken.

„Bruder,“ sagte er eintönig, „Du hattest mir versprochen, niemals an mir zu zweifeln, wenn Du mich diese Weisen singen hören würdest. Bruder, sprich, hast Du Dein Versprechen vergessen?“

Jetzt gab mir der Zorn Worte.

„Ungeheuer!“ schrie ich, „so finde ich Dich also wieder! Mörder meines Oheims, Räuber meiner Gattin, wagst Du noch, mich Bruder zu nennen! Hüte Dich, mir zu nahen!“

Ich hatte vergessen, daß ich, festgebunden wie ich war, fast keine Bewegung machen konnte. Ich blickte, gleichsam unwillkürlich, an meiner Seite herab, um dort mein Schwert zu suchen. Diese in die Augen fallende Absicht ergriff ihn.

„Nein,“ sagte er mit sanfter Stimme und sichtbarer Rührung, „nein, ich will mich nicht nahen. Du bist unglücklich, ich beklage Dich. Du, Du beklagst mich nicht, und ich bin unglücklicher als Du.“

Ich zuckte die Achseln. Er verstand diesen stummen Vorwurf und sah mich mit einem träumerischen Blicke an.

„Ja, Du hast viel verloren, ich aber mehr, das glaube mir!“

Inzwischen hatte unser Gespräch die sieben Neger geweckt, die mich bewachten. Als sie einen Fremden erblickten, sprangen sie auf und griffen zu den Waffen; sowie sie aber ihre Blicke auf Pierrot geworfen hatten, stießen sie einen Schrei freudigen Erstaunens aus, fielen nieder und neigten ihre Häupter bis zur Erde.

Nichts von Allem dem, weder die Ehrfurcht, welche die Neger Pierrot bezeugten, noch die Liebkosungen des Hundes,

der über meine kalte Aufnahme wie befremdet schien, machte in diesem Augenblicke Eindruck auf mich. Ich gab mich ganz der Aufregung meiner Wuth hin, die um so größer wurde, je ohnmächtiger sie durch die Bande war, welche mich festhielten.

„Oh!“ rief ich endlich mit Thränen der Wuth. „Oh! Wie unglücklich bin ich! Ich bedauerte, daß dieser Elende todt sei, daß ich mich nicht selbst an ihm rächen könne. Und jetzt steht er lebend vor meinen Augen, und ich bin gefesselt, und ich habe keinen Dolch, ihn zu durchbohren! Oh! Wer wird mich aus diesen Banden befreien!“

Pierrot wandte sich zu seinen Negern, die noch immer in Anbetung zu seinen Füßen lagen, und sprach: „Kameraden, bindet diesen Gefangenen los!“

---

## XL.

Sein Befehl wurde auf der Stelle vollzogen. Meine sechs Wächter durchschnitten die Bande, welche mich gefesselt hielten. Ich stand auf, ich war frei, aber ich blieb unbeweglich. Das Erstaunen fesselte meinen Körper.

Jetzt entriß Pierrot einem seiner Neger einen Dolch und bot ihn mir dar: „Hier ist ein Dolch und hier meine Brust! Verfüge über mein Leben! Du hast es dreimal gerettet, es ist Dein Eigenthum. Willst Du mich tödten, so stoße zu!“

Es lag weder Vorwurf noch Bitterkeit in seiner Stimme. Er war bloß traurig und gefaßt.

Diese Racheart, die derjenige, den die Rache treffen sollte, selbst in meine Hände gab, hatte etwas Allzuleichtes und Abstoßendes. Ich fühlte, daß mein ganzer Haß gegen Pierrot, meine ganze Liebe für Marie mich nicht zu einem

feigen Morde zu treiben vermöchten. Im Uebrigen, wie auch der Schein sein mochte, so rief mir doch eine Stimme im Innern zu, daß ein Feind und ein Schuldiger nicht auf solche Weise der Rache und Strafe entgegengehe. Endlich muß ich noch gestehen, daß in dem geistigen Uebergewicht dieses seltsamen Wesens etwas lag, das mich, gegen meinen Willen, in diesem Augenblicke unter sich beugte. Ich stieß den Dolch zurück.

„Elender!“ sagte ich zu ihm, „ich will Dich in ehrlichem Kampfe tödten, nicht ermorden. Vertheidige Dich!“

„Ich soll mich vertheidigen!“ antwortete er staunend. „Gegen wen?“

„Gegen mich!“

Er trat schreckenvoll zurück.

„Gegen Dich! Fordere Alles, nur dieses nicht! Siehst Du Rask? Ich kann ihn umbringen, er läßt es geschehen; aber nie könnte ich ihn vermögen, gegen mich zu kämpfen. Er würde das nicht begreifen. Ich begreife Dich auch nicht; ich bin für Dich Rask.“

Nach einigem Stillschweigen fügte er hinzu: „Ich sehe den Haß in Deinen Augen, wie Du ihn eines Tages in den meinigen erblicken konntest. Ich weiß, daß Du viel Unglück erfahren hast. Dein Oheim ist ermordet, Deine Pflanzungen verbrannt, Deine Freunde erwürgt. Dein Haus steht nicht mehr, Dein Erbe ist verwüstet; ich aber habe das nicht gethan, sondern die Meinigen. Höre! Ich sagte Dir eines Tages, daß die Deinigen mir viel Uebles zugefügt hätten. Du hast mir geantwortet, daß Du es nicht gewesen seiest. Was that ich denn?“

Sein Gesicht leuchtete, er erwartete, daß ich in seine Arme sinken würde. Ich sah ihn wild an.

„Du lehnst Alles von Dir ab, was mir die Deinigen thaten,“ erwiederte ich im Tone zurückgehaltener Wuth; „aber Du schweigst von dem, was Du mir gethan hast!“

„Und was denn?“

„Wo ist Marie? Was hast Du mit Marie gemacht?“ rief ich ihm mit donnernder Stimme zu und trat einen Schritt näher.

Bei diesem Namen umwölkte sich seine Stirne; er schien einen Augenblick verlegen. Endlich brach er sein Stillschweigen.

„Marie!“ sagte er. „Ja, Du hast Recht . . . aber hier hören uns zu viele Ohren.“

Seine Verlegenheit, die Worte „Du hast Recht“ entzündeten eine Hölle in meinem Herzen. Ich glaubte, daß er meiner Frage ausweichen wolle. Jetzt blickte er mich mit seinem offenen Gesicht an und sagte mit tiefer Rührung: „Laß Deinen Verdacht schwinden, ich beschwöre Dich! Ich werde Dir das Alles anderwärts sagen. Liebe mich, wie ich Dich, mit Vertrauen!“

Er hielt einen Augenblick inne, um zu sehen, welche Wirkung seine Worte thun würden, und fügte mit weicher Stimme hinzu: „Darf ich Dich Bruder nennen?“

Mein eifersüchtiger Zorn hatte seine ganze Heftigkeit wieder angenommen, und diese sanften Worte, die ich für heuchlerisch hielt, erhöhten ihn nur.

„Du wagst,“ rief ich aus, „mich an jene Zeiten zu erinnern, Undankbarer!“

Er unterbrach mich. Große Thränen rollten aus seinen Augen: „Nicht ich bin undankbar!“

„Nun, so rede, was hast Du mit Marie gemacht?“

„Anderwärts! Anderwärts! Hier hören unsere Ohren nicht allein, was wir reden. Du würdest mir ja auch nicht auf mein Wort glauben, und meine Zeit ist gemessen. Es wird Tag und ich muß Dich von hier wegbringen. Höre, Alles ist aus, da Du an mir zweifelst, und Du würdest eben sowohl daran thun, mich mit Deinem Dolche niederzustechen; aber halte Deine Rache noch ein wenig zurück; ich muß Dich zuerst befreien. Komm mit mir zu Biassou.“

Diese Art zu handeln und zu reden verbarg ein Geheimniß, das ich nicht zu enträthseln vermochte. Trotz aller meiner Vorurtheile gegen diesen Menschen berührte doch immer seine Stimme eine Saite meines Herzens. Ich weiß nicht, welche Macht es war, die sie über mich übte. Ich schwankte zwischen Rache und Mitleid, zwischen Mißtrauen und blinder Hingebung. Ich folgte ihm.

---

## XLI.

Wir verließen das Lager der Neger des Morne-Rouge. Ich wunderte mich, daß ich frei in diesem barbarischen Lager einherging, dessen Bewohner den Abend zuvor noch alle sich gerne in meinem Blute gebadet hätten. Weit entfernt, uns anzuhalten, warfen sich die Schwarzen und Mulatten bei unserem Vorübergehen mit Ausrufungen des Staunens, der Freude und Ehrfurcht zur Erde nieder. Ich wußte nicht, welchen Rang Pierrot in der Armee der Rebellen bekleidete; aber ich erinnerte mich an die Gewalt, welche er über seine Mitsklaven geübt hatte, und ich erklärte mir daraus ohne Mühe die Wichtigkeit, deren er unter seinen Waffenbrüdern zu genießen schien.

Nachdem wir an der Linie der Wachen angekommen waren, welche Biassou's Grotte umgaben, kam uns ihr Anführer, der Mulatte Gandi, entgegen und rief uns von Weitem drohend zu, wie wir es wagen könnten, so nahe an das Hauptquartier des Generals zu kommen. Als er aber nahe genug war, um Pierrots Gesicht deutlich zu erkennen, zog er eilends seine goldbortirte Mütze ab, bückte sich, wie versteinert über seine Kühnheit, bis zur Erde nieder und führte uns bei Biassou ein, in-

dem er tausend Entschuldigungen stotterte, auf welche Pierrot nur durch eine Geberde der Verachtung antwortete.

Die Ehrfurcht der gemeinen Schwarzen für Pierrot hatte mich nicht in Verwunderung gesetzt; als ich aber Gandi, einen ihrer obersten Offiziere, sich auf solche Weise vor dem Sklaven meines Oheims demüthigen sah, begann ich mich zu fragen, wer doch dieser Mensch sein könne, dessen Ansehen so groß schien. Mein Erstaunen stieg noch höher, als ich den Generalissimus, der allein war, bei unserem Eintritt schnell aufstehen, Pierrot mit allen Zeichen der tiefsten Ehrfurcht empfangen, sich demüthig vor ihm beugen und ihm seinen eigenen Sitz anbieten sah. Pierrot nahm ihn nicht an.

„Jean Biassou," sagte er, „ich bin nicht gekommen, Euern Platz einzunehmen, sondern bloß etwas von Euch zu erbitten."

„Hoheit," erwiederte Biassou mit wiederholten Verbeugungen, „Sie wissen, daß Sie über Alles zu verfügen haben, was Jean Biassou gehört, was Jean Biassou vermag, über Jean Biassou selbst."

Dieser Titel Hoheit, Pierrot ertheilt, steigerte noch mein Erstaunen.

„So viel bedarf es nicht. Ich verlange von Euch bloß das Leben und die Freiheit dieses Gefangenen."

Er deutete mit der Hand auf mich. Biassou schien einen Augenblick verlegen, aber nur kurze Zeit.

„Sie setzen Ihren Diener in peinliche Verlegenheit, Sie fordern von ihm mehr, Hoheit, als er Ihnen, zu seinem größten Kummer, zu gewähren vermag. Dieser Gefangene ist nicht Jean Biassou, gehört nicht Jean Biassou, und hängt nicht von Jean Biassou ab."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Pierrot streng. „Von wem hängt er denn ab? Gibt es hier eine andere Gewalt als die Eurige?"

„Leider ja, Hoheit!“

„Und welche?“

„Meine Armee.“

Das schmeichelnde und verschmitzte Wesen, womit Biassou die freimüthigen und hochfahrenden Fragen Pierrots zu umgehen suchte, bewies, daß er entschlossen war, ihm sonst nichts zu bewilligen, als die Ehrerbietung, zu welcher er, wie es schien, verpflichtet war.

„Wie?“ rief Pierrot aus. „Eure Armee? Wer befehligt denn diese Armee als Ihr?“

Biassou suchte sich im Vortheil zu erhalten, ohne jedoch in seinem respektvollen Betragen etwas nachzulassen, und erwiederte mit dem Anschein der Aufrichtigkeit: „Glaubt denn Euer Hoheit, daß man wirklich Menschen befehligen könne, welche sich empören, um nicht zu gehorchen?“

„Nun denn!“ sagte Pierrot gelassen. „Wenn Ihr Eurer Armee nicht zu befehlen wißt, und wenn Eure Soldaten Eure Befehlshaber sind, welche Gründe zum Hasse gegen diesen Gefangenen hier können sie denn haben?“

„Buckmann,“ versetzte Biassou, indem er seinem Gesicht einen Anstrich von Traurigkeit gab, „ist von den Truppen der Regierung getödtet worden. Die Meinigen wollen nun seinen Tod an diesem Weißen rächen; sie wollen eine Trophäe der andern entgegensetzen, und das Haupt dieses jungen Offiziers soll Buckmanns Haupt zum Gegengewicht dienen in der Wage, worin der gute Gott die beiden Parteien wägt.“

„Wie habt Ihr,“ sagte Pierrot, „diesen abscheulichen Repressalien Eure Zustimmung geben können? Hört mich, Jean Biassou! Diese Grausamkeiten werden unserer gerechten Sache Verderben bringen. Ich war Gefangener im Lager der Weißen, aus dem ich glücklich entkommen bin, und wußte nichts von Buckmanns Tod, den ich eben erst von Euch erfahre. Er ist

eine gerechte Strafe des Himmels für seine Verbrechen. Ich will Euch eine andere Nachricht mittheilen: Jeannot, der nämliche Anführer der Schwarzen, der den Wegweiser der Weißen gemacht hat, um sie in den Hinterhalt von Dompte-Mulatre zu locken, dieser Jeannot ist auch todt. Ihr wißt, unterbrecht mich nicht, Jean Biassou, daß er mit Buckmann und Euch an Grausamkeit gewetteifert hat. Habt nun Acht, was ich Euch sagen werde! Nicht der Blitz des Himmels hat ihn getroffen, nicht die Weißen haben ihn getödtet, sondern Jean François selbst hat diese Handlung der Gerechtigkeit begangen."

Biassou, der mit einem finstern Respekt zuhörte, stieß einen Ruf des Erstaunens aus. In diesem Augenblicke trat Rigaud ein, machte Pierrot eine tiefe Verbeugung und sprach leise mit dem Generalissimus. Man vernahm von außen eine große Gährung im Lager.

Pierrot fuhr fort: „Ja, Jean-François, der keinen andern Fehler hat, als seinen unseligen Luxus und den lächerlichen Aufzug mit diesem sechsspännigen Wagen, der ihn täglich von seinem Lager in die Messe des Pfarrers von Grande - Riviere führt, Jean-François hat Jeannots grausame Wuth bestraft. Trotz der feigen Bitten des Mörders, der sich im letzten Augenblicke an den Pfarrer von Marmelade, welcher ihn zum Tode vorbereitete, mit solcher Seelenangst anklammerte, daß man ihn mit Gewalt wegreißen mußte, ist doch das Ungeheuer gestern am Fuße des Baumes, an welchem er seine Schlachtopfer an eisernen Haken lebendig aufhängte, erschossen worden. Nehmt Euch dieses Beispiel zu Herzen, Jean Biassou! Wozu diese Unthaten, welche die Weißen zu gleicher Grausamkeit nöthigen! Wozu diese Gauklerkünste, um die Wuth unserer unglücklichen Kameraden, die schon allzusehr erbittert sind, noch mehr aufzuregen! Es ist zu Trou-Caffi ein farbiger Charlatan, Romaine-la-Prophetesse genannt, der eine Bande Schwarzer fanatisirt;

er entweiht die heilige Messe, er überredet sie, daß er mit der heiligen Jungfrau in Verbindung stehe; er reizt im Namen der Heiligen seine Kameraden zu Raub und Mord auf. Ich höre, daß Ihr in Eurem Lager einen gewissen Obi habt, der gleichen Unfug treibt. Wenn man eine Armee, die aus Menschen aller Länder, aller Familien, aller Farben besteht, zu führen hat, so ist, das weiß ich wohl, ein gemeinsames Band erforderlich. Könnt Ihr es aber nicht anderwärts finden, als in einem rohen Fanatismus und lächerlichen Aberglauben? Glaubt mir, Jean Biassou, die Weißen sind weniger grausam als wir. Ich sah mehrere Pflanzer das Leben ihrer Sklaven vertheidigen; ich weiß wohl, daß manche von ihnen es nicht thaten, um das Leben eines Menschen zu retten, sondern sich eine Summe Geldes zu erhalten. Zum mindesten gab ihnen ihr Interesse eine Tugend. Wir wollen nicht weniger mild sein als sie; das ist auch unser Interesse. Wird unsere Sache gerechter und heiliger sein, wenn wir Weiber und Kinder ermordet, Männer gemartert und die Pflanzer in ihren Häusern verbrannt haben? Und doch geschehen solche Gräuel täglich. Ist es denn nöthig, antwortet, Biassou! daß unser Weg immer mit Mord und Brand bezeichnet sei?"

Pierrot schwieg. Sein funkelndes Auge, der Ton seiner Stimme gaben seinen Worten eine unbeschreibliche Gewalt überlegenen Ansehens. Wie ein Fuchs in den Krallen eines Wolfes, schielte Biassou seitwärts und schien auf eine List zu denken, um der Uebermacht zu entrinnen. Während er sich darauf besann, spielte Rigaud, der den Tag zuvor so vielen Greuelthaten ruhig angewohnt hatte, den Entrüsteten und rief mit heuchlerischer Bestürzung aus: „Mein Gott! Wie erschrecklich ist doch das Volk in seiner Wuth!"

---

# XLII.

Inzwischen nahm das Geräusch von außen zu und schien Biassou zu beunruhigen. Ich erfuhr später, daß die Schwarzen des Morne-Rouge es veranlaßt hatten, indem sie durch das Lager liefen, die Rückkehr meines Befreiers ankündigten und die Absicht an den Tag legten, ihm Beistand zu leisten, was auch der Grund sei, um dessen willen er sich zu Biassou begeben habe. Rigaud hatte den Generalissimus von diesem Umstand in Kenntniß gesetzt, und die Furcht vor einer Spaltung bewog diesen verschmitzten Anführer zu der Art Bewilligung, wodurch er Pierrots Verlangen befriedigte.

„Hoheit," sagte er mit einer verdrießlichen Miene, „wenn wir streng gegen die Weißen sind, so sind sie streng gegen uns. Sie haben Unrecht, mir die Heftigkeit des Stroms zur Last zu legen, er reißt mich selbst fort. Was kann ich inzwischen jetzt thun, das Ihnen angenehm wäre?"

„Ich habe es Euch schon gesagt, Sennor Biassou, laßt mich diesen Gefangenen wegbringen!"

Biassou blieb einen Augenblick nachdenklich, dann rief er, indem er in sein Gesicht so viel Offenherzigkeit legte, als ihm möglich war: „Wohlan, Hoheit, ich will Ihnen beweisen, wie sehr ich Ihnen zu Gefallen zu sein wünsche. Erlauben Sie mir nur zwei Worte mit dem Weißen zu sprechen; dann steht es ihm frei, Ihnen zu folgen."

„Gerne, wenn es sonst nichts ist," erwiederte Pierrot. Sein Gesicht strahlte vor Freude; er trat einige Schritte seitwärts.

Biassou führte mich in einen Winkel der Grotte und sagte mir leise: „Ich kann Dir das Leben nur unter einer Bedingung schenken; Du kennst sie. Willst Du sie annehmen?"

Er wies mir die Depesche von Jean-François vor. Eine Einwilligung schien mir eine Gemeinheit. „Nein!" sagte ich.

„Ah!" fuhr er mit dem ihm eigenthümlichen Grinsen fort. „Immer gleich entschlossen! Du rechnest also sehr auf Deinen Beschützer? Weißt Du, wer er ist?"

„Ja," erwiederte ich, „ein Ungeheuer, wie Du, nur noch heuchlerischer."

Er fuhr staunend zurück und suchte in meinen Augen zu lesen, ob es mir ernst damit sei.

„Wie," sagte er, „Du kennst ihn also nicht?"

Ich versetzte mit Verachtung: „Ich erkenne in ihm weiter nichts, als einen Sklaven meines Oheims, Namens Pierrot."

Biassou lachte höhnisch.

„Ha! Ha! Das ist doch sonderbar! Er fordert Dein Leben und Deine Freiheit und Du nennst ihn ein Ungeheuer, wie mich!"

„Was liegt mir daran! Wäre ich einen Augenblick frei, so würde ich nicht mein Leben von ihm fordern, sondern das seinige."

„Was will das heißen? Du scheinst mir doch zu reden, wie Du denkst, und ohne Zweifel wirst Du mit Deinem Leben keinen Scherz treiben. Es steckt etwas dahinter, was ich nicht begreife. Ein Mensch, den Du hassest, beschützt Dich; er fordert Dein Leben, und Du willst seinen Tod. Im Uebrigen geht mich das Alles nichts an. Du verlangst einen Augenblick Freiheit, und das ist auch Alles, was ich Dir bewilligen kann. Du kannst ihm folgen, wenn Du mir zuvor Dein Ehrenwort gegeben hast, Dich zwei Stunden vor Sonnenuntergang wieder bei mir einzustellen. Du bist ein Franzose, nicht wahr?"

Das Leben war mir eine Last; zum mindesten wollte ich es nicht aus den Händen dieses Pierrot annehmen. Ich gab mein Ehrenwort.

Nachdem Biassou mich auf solche Art gebunden hatte, näherte er sich Pierrot.

„Hoheit," sagte er in unterwürfigem Tone, der weiße Gefangene steht zu Ihren Befehlen. Sie können ihn mit sich nehmen; es steht ihm frei, Ihnen zu folgen."

Nie noch hatte ich so viel Ausdruck von Glück in Pierrots Augen gelesen.

„Ich danke Dir, Biassou!" sagte er und reichte ihm die Hand. „Nachdem Du mir diesen Dienst geleistet, fordere fürderhin von mir was Du willst! Behalte den Befehl über meine Brüder des Morne-Rouge, bis ich zurückkomme."

„Da Du frei bist," wandte er sich zu mir und zog mich heftig fort, „so komm!"

Biassou blickte uns mit einem Staunen nach, das selbst die Achtungsbezeugungen, die er seinem Waffengefährten beim Abgange zollte, nicht zu verbergen vermochten.

## XLIII.

Ich wünschte ungeduldig, mit Pierrot allein zu sein, um ihn zu einer Erklärung auffordern zu können. Dieser Augenblick kam endlich.

Wir waren durch dreifache Reihen von Schwarzen gekommen, welche sich auf unserem Wege niederwarfen und staunend ausriefen: „Mirakel! Er ist kein Gefangener mehr!" Ich wußte nicht, ob sie mich oder Pierrot damit meinten. Wir hatten jetzt die letzten Wachen des Lagers hinter uns. Rask sprang bald munter voraus, bald kehrte er wieder zu uns zurück. Pierrot eilte schnell vorwärts. Ich trat ihm auf einmal barsch in den Weg.

„Höre," sagte ich, „es ist überflüssig, weiter zu gehen. Die Ohren, welche Du fürchtetest, können uns jetzt nicht mehr hören. Sprich, was hast Du mit Marie gemacht?"

Er sah mich sanft an. „Immer noch!" sagte er.

„Ja, immer noch!" rief ich wüthend aus, „immer noch! Ich werde diese Frage an Dich thun bis zu Deinem letzten Lebenshauche, bis zu meinem letzten Seufzer. Wo ist Marie?"

„Nichts kann also Deine Zweifel an meiner Treue vernichten? Bald wirst Du es erfahren."

„Bald, Ungeheuer! Jetzt will ich es wissen. Wo ist Marie? Wo ist Marie? Hörst Du! Antworte, oder setze Dein Leben gegen das meinige! Vertheidige Dich!"

„Ich habe Dir schon gesagt," versetzte er traurig, „daß das nicht sein kann. Der Strom steigt nicht nach seiner Quelle zurück. Mein Leben, das Du dreimal gerettet hast, kann nicht gegen Dein Leben kämpfen. Wollte ich auch, so wäre es jetzt doch unmöglich. Wir haben nur einen einzigen Dolch."

Er zog den Dolch aus seinem Gürtel und reichte ihn mir dar.

Ich war außer mir. Ich ergriff den Dolch und schwang ihn gegen seine Brust. Er zuckte nicht.

„Elender," rief ich, „willst Du mich zu einem Morde zwingen? Wenn Du mir nicht gleich sagst, wo mein Weib ist, stoße ich diesen Dolch in Deine Brust."

Er erwiederte ruhig: „Das magst Du thun. Aber laß mir noch eine Stunde das Leben und folge mir! Du zweifelst an Deinem Bruder, so höre denn, wenn Du in einer Stunde noch zweifelst, kannst Du mich tödten. Es ist immer noch Zeit. Du siehst, daß ich Dir keinen Widerstand leiste. Noch eine Stunde, nicht meinetwillen, sondern um Deinetwillen!"

Sein Ton war voll Schmerz und Ueberzeugung. Eine Stimme im Innern flüsterte mir zu, daß er doch vielleicht die

Wahrheit rede. Noch einmal gab ich dem geheimnißvollen Uebergewicht nach, das er über mich übte.

„Wohlan denn," sagte ich, „diese Stunde sei Dir bewilligt! Ich folge Dir."

Ich wollte ihm den Dolch zurückgeben.

„Nein," sagte er, „behalte ihn, Du mißtraust mir. Aber komm, wir haben keine Zeit zu verlieren."

---

## XLIV.

Wir kamen in die verschlungenen Pfade eines Urwaldes. Nach einer halben Stunde etwa gelangten wir auf eine grüne Savanne, von hohen Bäumen umgeben und von einem klaren Waldbach bewässert. Eine Höhle mit Gesträuchen aller Art bewachsen, lag vor uns. Rask fing an zu bellen, Pierrot gebot ihm durch ein Zeichen, zu schweigen, und zog mich, ohne ein Wort zu sprechen, in die Höhle.

Ein Weib, dem Eingang den Rücken zuwendend, saß in der Grotte auf einem Teppich. Beim Geräusch unserer Schritte wandte sie sich um. Es war Marie!"

Sie trug ihr weißes Hochzeitkleid, und den jungfräulichen Kranz im Haare. Sie sah mich, erkannte mich, stieß einen Schrei aus und lag halb leblos in meinen Armen.

Auf diesen Schrei kam aus dem zweiten Zimmer, das in die Höhle gegraben war, ein Weib mit einem Kinde. Es war Mariens Amme und das letzte Kind meines Oheims. Pierrot hatte Wasser an der nahen Quelle geholt und spritzte einige Tropfen davon auf Mariens Gesicht. Seine Frische gab ihr das Bewußtsein zurück, sie öffnete die Augen.

„Leopold!" rief sie aus. „Mein Leopold!"

„Marie!“ ... erwiederte ich. Ein Kuß verschlang das Uebrige.

„Nur nicht vor meinen Augen!“ rief eine durchbohrende Stimme. Wir blickten auf, es war Pierrot. Er stand da, unsere Liebkosungen waren ihm Höllenpein. Seine angeschwollene Brust keuchte, große Tropfen fielen von seiner Stirne. Alle seine Glieder zitterten. Plötzlich verbarg er sein Gesicht in beide Hände, floh aus der Grotte und rief in furchtbarem Tone: „Nur nicht vor meinen Augen!“

Marie hob sich halb aus meinen Armen und rief, ihm mit den Augen folgend: „Großer Gott! Unsere Liebe scheint ihm wehe zu thun. Liebt er mich denn etwa selbst?“

Pierrots Schrei bewies mir, daß er mein Nebenbuhler sei. Mariens Worte bewiesen mir, daß er noch mein Freund war.

„Marie!“ fragte ich und ein Gefühl unerhörten Glücks durchdrang meine Brust. „Marie, wußtest Du es denn nicht?“

„Ich weiß es ja jetzt noch nicht,“ versetzte sie, und die Röthe der Unschuld überzog ihr Gesicht. „Wie? er liebt mich? Ich habe es nie gemerkt.“

Ich drückte sie trunken an meine Brust.

„Ich finde mein Weib und meinen Freund wieder!“ rief ich aus. „Wie glücklich bin ich! Wie Unrecht hatte ich, daß ich an ihm zweifelte!“

„Wie? Du hast an ihm, an Pierrot gezweifelt?“ sagte Marie. „Du hattest sehr Unrecht. Du dankst ihm zweimal mein Leben, und noch mehr vielleicht,“ fügte sie erröthend hinzu. „Ohne ihn hätte mich das Krokodil verschlungen, ohne ihn hätten mich die Neger ... Pierrot entriß mich ihren Händen, als sie mich ohne Zweifel eben ermorden wollten.“

Sie brach weinend ab.

„Und warum,“ fragte ich, „hat Dich Pierrot nicht zu mir auf das Cap zurückgeschickt?“

„Er versuchte es, aber vergebens. Er mußte sich vor Weißen und Schwarzen gleich sehr verbergen. Auch wußte man nicht, was aus Dir geworden war. Einige sagten Dich todt, Pierrot versicherte mich aber des Gegentheils, und ich glaubte ihm, denn gewiß hätte mir etwas Deinen Tod verkündet, und ich wäre in demselben Augenblicke gestorben."

„Pierrot also hat Dich in diese Grotte gebracht?"

„Ja, er allein kennt diesen verborgenen Ort. Er hat zugleich meinen kleinen Bruder und meine Amme gerettet. Hier lebten wir verborgen. Könnte ich, doch jetzt, wo wir Alles verloren haben, mein Leben hier mit Dir zubringen! Die Grotte ist ganz bequem. Pierrot sorgte für alle unsere Bedürfnisse. Er kam oft; er trug eine rothe Feder auf dem Haupte. Er tröstete mich, sprach von Dir und versicherte, daß ich bald zu Dir zurückkehren würde. Seit drei Tagen hatte ich ihn nicht mehr gesehen und war in Unruhe, bis er jetzt mit Dir kam. Dieser redliche Freund war also fort, um Dich zu holen?"

„Ja!" erwiederte ich.

„Aber wie kommt es denn bei Allem dem, daß er mich liebt? Weißt Du es auch gewiß?"

„Jetzt weiß ich es gewiß. Er war es, der mich erdolchen wollte und die Hand zurückzog, aus Furcht, Dich zu betrüben; er war es, der jene Liebeslieder sang."

„Dieser also," sagte Marie mit ungekünsteltem Staunen, „ist Dein Nebenbuhler! Jener böse Mensch, der uns so vielen Kummer machte, ist dieser gute Pierrot! Ich kann es kaum glauben. Er war so achtungsvoll, so demüthig gegen mich, mehr als zur Zeit, da er unser Sklave war. Freilich sah er mich manchmal mit einem sonderbaren Wesen an, aber es war bloße Traurigkeit, und ich schrieb es seinem Mitgefühl für mein Unglück zu. Wenn Du wüßtest, mit welcher leidenschaftlichen Freundschaft er mit mir von meinem Leopold sprach!

Seine Freundschaft redete von Dir fast so zärtlich, als meine Liebe."

Diese Erzählungen Mariens entzückten und betrübten mich zugleich. Ich dachte daran, mit welcher Grausamkeit ich diesen edelmüthigen Pierrot behandelt hatte, und ich fühlte jetzt die ganze Gewalt seines zarten und ergebungsvollen Vorwurfs: Nicht ich bin undankbar!

In diesem Augenblicke trat Pierrot wieder ein. Aus seinem Gesichte sprach schmerzliche Trauer. Man hätte ihn für einen Verurtheilten halten können, der von der Folter zurückkommt, aber ihren Qualen getrotzt hat. Er trat langsam auf mich zu, deutete auf den Dolch in meinem Gürtel und sagte ernst und feierlich: „Die Stunde ist verflossen!"

„Die Stunde! Welche Stunde?"

„Die Stunde, welche Du mir bewilligt hast. Sie war nöthig, Dich sicher zu führen. Ich bat Dich damals, mir das Leben zu lassen, jetzt kannst Du mir es nehmen."

Die sanftesten Gefühle der Menschheit, Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit, zerrissen jetzt mein Herz. Ich sank zu Pierrots Füßen nieder, schluchzend, keines Wortes mächtig.

Er hob mich schnell vom Boden auf: „Was machst Du da?" rief er aus.

„Ich erweise Dir die schuldige Huldigung; ich bin einer Freundschaft, wie die Deinige ist, nicht ferner werth. Deine Dankbarkeit kann nicht so weit gehen, mir meinen Undank zu verzeihen."

Er trat auf mich zu und öffnete mir seine Arme: „Darf ich Dich jetzt Bruder nennen?" Ich warf mich schweigend in seine Arme.

Nach einer Pause sagte er: „Du bist gut, nur das Unglück hat Dich ungerecht gemacht."

„Ich habe meinen Bruder wieder gefunden," erwie-

derte ich, „jetzt bin ich nicht mehr unglücklich, aber noch sehr strafbar."

„Strafbar, Bruder! Ich war es auch, und mehr als Du. Du bist nicht mehr unglücklich, ich werde es immer sein."

---

## XLV.

Die Freude, womit die ersten Rührungen der Freundschaft sein Gesicht übergossen hatten, erlosch. Seine Züge nahmen den Ausdruck einer seltsam kräftigen Traurigkeit an.

„Höre," sprach er in kaltem ruhigem Tone, „mein Vater war König des Landes Kakongo. Er sprach Recht vor der Thüre seines Hauses, und bei jedem Urtheil, das er fällte, trank er, nach dem Brauche unserer Könige, eine volle Schale Palmwein. Wir lebten in Macht und Glück. Europäer kamen; ich erlernte von ihnen jene ärmlichen Kenntnisse, welche Du nicht bei mir suchtest. Ihr Anführer war ein Spanier, er versprach meinem Vater größere Länder als die seinigen, und weiße Weiber. Mein Vater folgte ihm mit seiner Familie. Bruder, sie verkauften uns als Sklaven.

„Der König des Landes Kakongo hatte jetzt einen Herrn, und der Sohn des Königs war Sklave auf St. Domingo. Man trennte den jungen Löwen von dem alten, um sie desto leichter zu bändigen. Man nahm dem Gatten seine junge Gattin. Man nahm der Mutter ihre Kinder, sie hatten weder Vater noch Mutter mehr. Wir Alle hatten nur Herren.

„Hörst Du, Bruder? Ich wurde von einem Herrn an den andern verkauft wie ein Thier. Ich sah meinen Vater wieder, ich sah ihn auf dem Rade liegend! Mein Weib wurde gezwungen

zur Metze der Weißen. Ich sah sie wieder; sie lag sterbend und forderte Rache von mir.

„Meine Mitbrüder forderten Freiheit und Rache von mir. Ich lag in den Ketten Deines Oheims. Mein Hund war der Bote zwischen mir und ihnen. Ich entfloh dem Kerker, ich eilte, meine Kinder aus den Händen eines barbarischen Herrn zu befreien. Ich kam; der letzte Enkel des Königs von Kakongo war unter den Streichen der Weißen gefallen. Jetzt stand ich allein. Bruder, was hättest Du gethan?"

Diese jammervolle Erzählung hatte mich mit Schauder erfüllt. Ich antwortete durch eine drohende Geberde. Er verstand mich, lächelte bitter und fuhr fort:

„Die Sklaven empörten sich gegen ihren Herrn und straften ihn für den Mord meiner Kinder. Sie wählten mich zu ihrem Haupt. Du weißt, welches Unglück dieser Aufstand nach sich zog. Ich erfuhr, daß die Sklaven Deines Oheims sich auch empören würden. Ich kam in der Nacht des Aufstandes im Acul an. Du warst abwesend. Dein Oheim lag im Bette ermordet. Bereits stand die Pflanzung in Flammen. Es blieb mir nichts übrig, als Deine Familie zu retten. Ich drang durch den Ausgang, den ich gemacht hatte, in das Fort. Ich übergab die Amme Deines Weibes einem treuen Schwarzen. Ich rettete Marie und ihren kleinen Bruder. Jetzt, Bruder, laß uns gehen!"

„Wohin willst Du uns führen?"

„Ins Lager der Weißen. Dieser Ort ist nicht mehr sicher. Morgen, mit Tagesanbruch, greifen die Weißen Biassou's Lager an; dann wird unfehlbar der Wald in Brand gesteckt werden. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Zehn Köpfe haften für den meinigen. Wir können eilen, Du bist frei; wir müssen eilen, ich bin es nicht."

Diese Worte vermehrten mein Erstaunen; ich fragte ihn um ihren Sinn.

„Hast Du nicht gehört, daß Bug-Jargal gefangen sei?" sagte er ungeduldig.

„Ja, aber was hast Du mit Bug-Jargal gemein?"

Er schien erstaunt und erwiederte feierlich: „Ich bin ja Bug-Jargal."

---

## XLVI.

Ich war, so zu sagen, bei diesem Menschen an Staunen gewöhnt worden. Nicht ohne Verwunderung hatte ich den Sklaven Pierrot sich in einen afrikanischen König verwandeln sehen. Jetzt fand ich in ihm Bug-Jargal, den großherzigen Anführer der Neger des Morne-Rouge. Ich sah nun ein, welches der Grund der Achtung war, die alle Rebellen, und selbst Biassou, dem tapfern Bug-Jargal, dem König von Kakongo, zollten.

Er schien den Eindruck nicht zu bemerken, den seine letzten Worte auf mich gemacht hatten.

„Man hatte mir gesagt," fuhr er fort, „daß Du in Biassou's Lager gefangen seiest, und ich kam, Dich zu befreien."

„Warum sagtest Du mir denn aber, daß Du nicht frei seiest?"

„Höre, diesen Morgen war ich Gefangener der Weißen. Ich hörte, daß Biassou gedroht habe, vor Sonnenuntergang einen gefangenen Weißen, Leopold von Auverney, hinrichten zu lassen. Man verstärkte die Wachen um mich her. Ich vernahm, daß meine Hinrichtung der Deinigen folgen würde, und daß im Falle meines Entkommens zehn meiner Kameraden für mich haften sollten. Du siehst also, daß ich Eile habe."

„Du bist also entwichen?"

„Wie wäre ich sonst hier? Mußte ich Dich nicht retten? Danke ich Dir nicht das Leben? So folge mir denn! Wir sind eine Stunde vom Lager der Weißen, wie von dem Biassou's, entfernt. Der Schatten der Cocosbäume verlängert sich und ihr rundes Haupt erscheint auf dem Grase, wie das große Ei des Condor. In drei Stunden geht die Sonne unter. Komm, Bruder, die Zeit eilt!"

In drei Stunden geht die Sonne unter.

Diese einfachen Worte machten mein Blut zu Eis erstarren. Sie riefen das unselige Versprechen, das ich Biassou gegeben hatte, in mein Gedächtniß zurück. Mariens Anblick hatte mich alles Andere vergessen lassen. Die Worte meines Freundes zeigten mir mein Unglück in seiner ganzen furchtbaren Gestalt. Ich hatte Marie nur gefunden, um mich auf ewig von ihr wieder zu trennen. In drei Stunden geht die Sonne unter. Ich brauchte eine Stunde, um Biassou's Lager zu erreichen. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang sollte ich eintreffen. Biassou war ein Räuber und Mörder, aber er hatte mein Wort, das Wort eines Franzosen!

---

## XLVII.

Ich stieß einen Seufzer aus, faßte mit der einen Hand die Bug-Jargals, mit der andern die Mariens, die angstvoll die düsteren Züge meines Gesichts betrachtete.

„Bug-Jargal," sprach ich, kaum meine Rührung bezwingend, „ich übergebe Dir das einzige Wesen auf der Welt, das ich mehr liebe als Dich: Marie. Kehrt ohne mich in das Lager zurück, ich kann Euch nicht folgen."

„Mein Gott!“ rief Marie aus tiefer Brust, „welches neue Unglück?“

Bug-Jargal bebte zurück und fragte schmerzlich: „Was sagst Du, Bruder?“

Der Schrecken Mariens bei dem bloßen Gedanken an ein neues Unglück machte es mir zur Pflicht, ihr die Wahrheit zu verbergen und einen herzzerreißenden Abschied zu ersparen.

Ich neigte mich zu Bug-Jargals Ohr und sagte leise zu ihm: „Ich bin ein Gefangener. Ich habe Biassou versprochen, mich zwei Stunden vor Sonnenuntergang in seinem Lager einzustellen, um dort den Tod zu empfangen.“

Er schäumte vor Wuth und rief mit donnernder Stimme: „Das Ungeheuer! Darum also wollte er heimlich mit Dir sprechen! Ich hätte diesem Elenden mißtrauen sollen! Der hinterlistige Mensch! Er ist kein Schwarzer, dieser Biassou, sondern ein Mulatte!“

„Was ist denn das? Welche Hinterlist? Welches Versprechen?“ fragte Marie bestürzt. „Wer ist denn dieser Biassou?“

„Schweig! Schweig!“ flüsterte ich Bug-Jargal zu.

„Wohl,“ sagte er in düsterem Tone, „aber wie mochtest Du dieses Versprechen ablegen? Warum hast Du es gegeben?“

„Ich glaubte Dich undankbar, Marie für mich verloren. Was lag mir am Leben?“

„Aber ein mündliches Versprechen, diesem Räuber gegeben, kann Dich nicht binden.“

„Ich habe mein Ehrenwort gegeben.“

Er verstand nicht, was ich damit sagen wollte: „Dein Ehrenwort! Was ist das? Ihr habt nicht aus einer Schale getrunken? Ihr habt nicht mit einander einen Zweig des rothen Ahornbaumes gebrochen?“

„Nein!“

„Nun denn! Was sagst Du also? Was kann Dich denn binden?"

„Meine Ehre!"

„Ich weiß nicht, was das bedeutet. Nichts knüpft Dich an Biassou. Darum geh mit uns!"

„Ich kann nicht, Bruder; ich habe es versprochen."

„Nein, Du hast es nicht versprochen!" rief er zornig aus. „Schwester," fügte er, zu Marien gewendet, hinzu, „laß ihn nicht gehen; er will in das Lager der Schwarzen zurückkehren, unter dem Vorwand, daß er ihrem Anführer Biassou seinen Tod versprochen habe."

„Was hast Du gemacht?" rief ich aus.

Marie war mit einem Schrei der Verzweiflung in meine Arme gestürzt.

„Oh!" murmelte sie mühsam. „Was sagt er da, mein Leopold? Nicht wahr, er irrt sich? Du willst mich gewiß nicht im Augenblicke des Wiedersehens verlassen, verlassen um zu sterben? Antworte mir geschwind, sonst sterbe ich!"

„Glaube ihm nicht, Marie! Verlassen muß ich Dich, aber wir werden uns anderwärts wieder sehen."

„Anderwärts! Anderwärts! Wo?"

„Im Himmel," sagte ich. Ich konnte diesem Engel nicht lügen.

Sie sank in Ohnmacht. Die Zeit war da, mein Entschluß gefaßt. Ich legte sie in Bug-Jargals Arme, dessen Augen voll Thränen waren.

„Kann Dich denn nichts zurückhalten?" sagte er. „Wie kannst Du Marien widerstehen? Für ein einziges der Worte, welche sie Dir sagte, hätte ich eine Welt geopfert, und Du willst ihr nicht Deinen Tod zum Opfer bringen!"

„Die Ehre!" erwiederte ich. „Lebe wohl, Bruder! Ich vermache sie Dir."

Er nahm meine Hand: „Bruder, im Lager der Weißen ist einer Deiner Verwandten: ihm will ich Marie übergeben; ich kann Dein Vermächtniß nicht annehmen.“

Er deutete auf einen Berggipfel, der die ganze umliegende Gegend beherrschte.

„Siehst Du diesen Felsen? Wenn dort das Signal Deines Todes gegeben wird, so wird der meinige nicht ferne sein. Lebe wohl!“

Ohne über den unbekannten Sinn dieser Worte nachzudenken, umarmte ich ihn, küßte Mariens bleiche Stirne und stürzte fort.

---

## XLVIII.

Ich suchte die Spur des Weges, den wir gekommen waren. Ich lief quer durch den Wald, durch Gebüsch und Dornen, über Hügel und Thal, die Verzweiflung trieb mich. Von einer Felsspitze erblickte ich Biassou's Lager. Ich stand still. Ich war am Ende meiner Bahn und meines Lebens.

Ich stellte mich bei den Vorposten der Neger ein. Sie schienen erstaunt und wollten mich nicht einlassen. Seltsam! Ich mußte sie darum bitten. Endlich ließen sich zwei Schwarze bewegen, mich zu Biassou zu führen.

Ich trat in die Grotte dieses Anführers. Er ließ eben die Federn einiger Marterwerkzeuge spielen, die um ihn her lagen. Auf das Geräusch, das seine Wache bei meinem Eintritt machte, wandte er den Kopf. Mein Erscheinen schien ihn nicht zu befremden.

„Siehst Du das?“ sagte er, auf die Folterwerkzeuge deutend.

Ich setzte ihm das Schweigen der Verachtung entgegen.

„Nicht wahr," fuhr er höhnisch fort, „nicht wahr, Leogri war beneidenswerth, daß er nur gehängt worden ist?"

Ich schwieg.

„Laßt den Herrn Kaplan rufen!" sagte er zu einem Adjutanten.

Wir blieben einen Augenblick schweigend einander gegenüber. Ich blickte ihm fest und ruhig in's Auge.

Jetzt trat Rigaud ein; er schien aufgeregt und redete leise mit dem General.

„Man berufe alle Anführer meines Heeres!" sagte Biassou mit Ruhe.

Eine Viertelstunde darauf standen sie alle vor der Grotte. Biassou erhob sich.

„Hört, Freunde!" sagte er, „die Weißen wollen uns morgen mit Tagesanbruch in dieser Stellung angreifen. Die Stellung ist schlecht, man muß sie verlassen. Mit Sonnenuntergang setzt sich die ganze Armee gegen die spanische Grenze in Marsch. Macaya, Ihr bildet mit Euern Schwarzen die Vorhut. Padrejan, Ihr vernagelt die Kanonen; wir können sie nicht durch das Gebirge bringen. Die Tapfern von Croix-des-Bouquets brechen nach Macaya auf. Ihnen folgt Thoussaint mit den Schwarzen von Leogane und du Trou. Wenn die Grioten das mindeste Geräusch machen, so überantworte ich sie dem Scharfrichter der Armee. Der Obristlieutenant Cloud wird die am Cap Catron ausgeschifften englischen Flinten vertheilen und die Farbigen, die schon vormals frei waren, durch die Fußwege der Vista führen. Wenn noch Gefangene da sind, so bringt man sie um. Die Kugeln sollen rauh gemacht, die Pfeile vergiftet werden. In die Quellen des Lagers soll man Arsenik werfen; die Weißen werden es für Zucker halten und ohne Mißtrauen trinken. Die Truppen des Limbé, des Dondon und des Acul marschiren

nach Claud und Thoussaint. Verstopft alle Zugänge der Savanne mit Felsstücken; grabt alle Wege ab; zündet die Wälder an. Rigaud, Ihr bleibt um unsere Person. Candi, Ihr sammelt meine Leibwache um mich. Die Schwarzen des Morne-Rouge bilden die Nachhut und brechen erst mit Sonnenaufgang auf."

Er neigte sich gegen Rigaud und sagte leise zu ihm: „Das sind die Schwarzen des Bug-Jargal. Wenn sie hier vernichtet würden! Muerta la tropa, muerte el gefe!" (Ist die Bande hin, ist es auch ihr Anführer!)

„Jetzt vorwärts, Ihr Männer! Candi wird Euch das Losungswort bringen."

Die Anführer gingen ab.

„General," sagte Rigaud, „die Depesche von Jean-François muß ausgefertigt werden. Unsere Sachen stehen schlimm; sie könnten die Weißen aufhalten."

Biassou zog die Depesche schnell aus der Tasche.

„Ihr erinnert mich eben recht; aber es sind so viele Fehler darin, daß sie uns auslachen werden."

Er reichte mir das Papier dar.

„Höre! Willst Du Dein Leben retten? Mein Wohlwollen fragt dies Deine Hartnäckigkeit noch einmal. Hilf mir diesen Brief verbessern; ich werde Dir meine Gedanken diktiren, und Du schreibst sie im weißen Styl nieder."

Ich schüttelte den Kopf.

Er fragte ungeduldig: „Soll das Nein heißen?"

„Nein!" sagte ich.

„Besinne Dich wohl!" erwiederte er, auf die Folterwerkzeuge deutend.

„Ich habe mich besonnen, und darum eben will ich nicht. Du scheinst für Dich und die Deinigen zu fürchten; Du hoffst den Marsch der Weißen zu verzögern. Ich will kein Leben, das

vielleicht das Deinige retten würde. Laß mich zum Tode führen!"

„Ah! Ah!" rief Biassou aus, indem er die Marterwerkzeuge mit dem Fuße von sich stieß. Es scheint mir, daß Du Dich bereits mit diesen Dingen da familiarisirt hast; aber ich habe nicht Zeit, den Versuch damit an Dir zu machen. Diese Stellung ist gefährlich, ich muß sie schleunig verlassen. Ah! Du willst nicht meinen Sekretär machen! Du hast eigentlich Recht, denn Du hättest nachher doch sterben müssen. Wer ein Geheimniß von Biassou besitzt, darf nicht am Leben bleiben. Ueberdies hatte ich Deinen Tod dem Herrn Kaplan zugesagt."

Biassou wandte sich gegen den Obi, der eben eingetreten war.

„Guter Vater, ist Eure Mannschaft bereit?"

Der Obi machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

„Habt Ihr dazu Schwarze des Morne-Rouge genommen? Sie sind die einzigen in der Armee, welche sich noch nicht zum Abmarsch fertig zu machen haben."

Der Obi nickte abermals.

Biassou deutete jetzt auf die schwarze Fahne in einem Winkel der Grotte: „Diese wird die Deinigen den Augenblick wissen lassen, wo sie Deine Epaulettes Deinem Lieutenant geben können. Dann werde ich schon auf dem Marsche sein. — Du hast ja einen Spaziergang gemacht, wie hast Du diese Gegend gefunden?"

„Ich fand Bäume genug, um Dich und Deine ganze Bande daran aufzuknüpfen."

„So," erwiderte er höhnisch. „Es ist noch ein Ort übrig, den Du ohne Zweifel noch nie gesehen hast, und mit welchem Dich der gute Vater da bekannt machen wird. Grüße mir Leogri!"

Er winkte mir grinsend einen Abschied zu, kehrte mir den Rücken, und die Neger schleppten mich fort. Der verschleierte Obi folgte uns mit dem Rosenkranz in der Hand.

## XLIX.

Wir stiegen einen Berg hinauf, der westlich von der Savanne lag; dann kamen wir in ein schönes Thälchen, das ein Waldbach bewässerte. Wir folgten dem Laufe des Baches auf einem schmalen Fußpfad und gelangten an den Fuß eines Felsen, aus welchem der Bach entsprang. Jetzt kamen wir an eine Höhle, deren Eingang unter Gebüsch versteckt war. Die Schwarzen zogen mich hinein.

In dem Augenblick, wo ich in die Höhle trat, näherte sich mir der Obi und sagte: „Nur einer von uns wird aus dieser Höhle zurückkehren!"

Ich würdigte ihn keiner Antwort. Wir gingen in der Dunkelheit weiter. Jetzt hörten wir das Geräusch eines Wasserfalls, das bei jedem Schritt, den wir vorwärts thaten, donnernder ward.

Nachdem wir etwa eine Viertelstunde in der Finsterniß tappend zurückgelegt hatten, kamen wir auf eine von der Natur gebildete Plattform. Der größte Theil derselben war von dem Wasser des Waldbaches überschwemmt, der hier mit furchtbarem Getöse aus den Adern des Berges stürzte. Oberhalb bildete der Felsen eine Art Dom, durch dessen Spalten Tageslicht in die Höhle fiel. Am nördlichen Ende der Plattform stürzte der Bach mit großem Geräusch in einen Abgrund. Ueber den Abgrund neigte sich ein alter Baum, dessen höchste Zweige sich mit dem Schaume des Wasserfalls vermischten und dessen Stamm einige Fuß unterhalb des Randes der Plattform sich in den Felsen eingewurzelt hatte.

Die Neger machten Halt an diesem furchtbaren Orte, und ich sah dem Augenblicke meines Todes entgegen. Ich dachte an mein vergangenes Glück, an Marie und die glücklichen Tage,

die ich noch mit ihr hätte verleben können, und nun sollte ich so jung sterben! Ein Seufzer entstieg meiner Brust.

„Freunde," sagte ich zu den Schwarzen, „es ist doch ein trauriges Loos, im zwanzigsten Jahre seines Alters zu sterben, wenn man noch voll Kraft und Leben ist, geliebt von denen, die man liebt, und wenn man Augen zurückläßt, die weinen werden, bis sie sich schließen!"

Ein Hohngelächter folgte meiner Klage. Es war der kleine Obi, der dieses teuflische Lachen ausgestoßen hatte.

Er trat auf mich zu: „Ha! ha! ha! Du bedauerst das Leben! Gott sei gelobt! Meine einzige Sorge war, der Tod möchte Dir willkommen sein."

„Elender!" sagte ich. „Wer bist Du denn?"

„Du sollst es erfahren!"

Er entblößte seine Brust: „Blick her!"

Ich neigte mich zu ihm herab. Zwei Namen waren auf seiner Brust eingegraben: Effingham und Auverney. Ich war stumm vor Erstaunen.

„Nun, Leopold von Auverney," fragte er, „sagt Dir Dein Name nicht den meinigen?"

„Nein!" erwiederte ich, erstaunt, mich von diesem Menschen mit Namen nennen zu hören, „diese beiden Namen waren nirgends vereinigt, als auf der Brust des Narren . . . aber er ist todt, der arme Zwerg, und er war ja so anhänglich an uns. Du kannst nicht Habibrah sein."

„Ich bin es!" rief er, und riß den Schleier ab, der sein Gesicht bedeckte.

„Großer Gott!" rief ich aus, „die Todten kehren wieder! Es ist Habibrah, der Narr meines Oheims!"

Der Zwerg legte die Hand auf seinen Dolch und sagte mit dumpfem Tone: „Sein Narr und sein Mörder."

Ich trat mit Abscheu zurück.

„Sein Mörder! So hast Du ihm für seine Wohlthaten gelohnt?"

„Seine Wohlthaten? Sage vielmehr seine Beschimpfungen!"

„Wie! Du hast ihn getödtet, Elender?"

„Ich! Ich habe ihm den Dolch so tief ins Herz gestoßen, daß er vom Schlaf in den Tod überging. Kaum konnte er den schwachen Ruf hervorbringen: Zu mir, Habibrah! Ich war bei ihm."

„Feiger Mörder! Du hattest also alle die Gunstbezeugungen vergessen, die er nur Dir bewilligte? Du aßest bei seiner Tafel, Du schliefst bei seinem Bette . . ."

„Wie ein Hund! Ich habe mich nur zu sehr dieser Gunstbezeugungen erinnert, wovon jede ein Schimpf war. Höre! Meinst Du, wenn man ein Mulatte, ein Zwerg und mißgestaltet ist, sei man kein Mensch mehr? Ha! Ich habe eine Seele, eine Seele, die tiefer und kräftiger ist, als die, von der ich Deinen Knabenkörper befreien will! Ich wurde Deinem Oheim geschenkt wie ein Affe. Ich diente seinem Vergnügen, ich war sein verächtliches Spielzeug. Er liebte mich, sagst Du, ich hatte einen Platz in seinem Herzen. Ja, zwischen seinem Affen und seinem Papagei. Ich habe mir einen andern Platz in seinem Herzen gesucht, und zwar mit meinem Dolche!"

Ich schauderte.

„Ja, ich war sein Mörder, ich! Sieh mich an, Leopold Auverney! Du hast lange genug über mich gelacht, Du magst jetzt zittern. Du erinnerst mich an die schmähliche Vorliebe Deines Oheims für den, welchen er seinen Narren nannte! Welche Vorliebe, guter Gott! Kam ich in Eure Prachtzimmer, so empfing mich verächtliches Lachen. Meine Zwerghaftigkeit, meine Mißgestalt, mein Gesicht, meine Kleidung, selbst die jammervollen Gebrechlichkeiten meiner Natur, Alles diente Deinem verfluchten Oheim und seinen verfluchten Freunden

zum Gespötte! Und ich, ich mußte dazu schweigen! Nein, mehr als schweigen, ich mußte über mich selbst mitlachen. Und dafür soll ich dankbar sein, ich, ein Mensch! Die Sklaven, meine Brüder, von Arbeit und Elend erdrückt, in dem glühenden Strahl der Sonne, unter der Peitsche ihrer Treiber, waren glücklicher als ich! Ewige Schmach erzeugt ewigen Haß! Nur allzu kurz war meine Rache für so lange Leiden! Stunden, Tage, Monate, Jahre lang hätte ich meinen Tyrannen unter der Spitze meines Dolches verbluten, zwischen Leben und Tod schweben lassen mögen! So lange die Stunde der Rache erwarten und nur mit einem einzigen Dolchstich bezahlen? Das ist hart! Und er wußte nicht einmal, daß es meine Faust war, die ihn traf!"

Der Zwerg war furchtbar.

„Ungeheuer!" rief ich aus. „Du beklagst das Loos der unglücklichen Sklaven, aber Du hast nie eine einzige Bitte bei Deinem Herrn für sie eingelegt!"

„Und das mit Bedacht! Ich spornte vielmehr meinen Tyrannen zu größerer Gewaltthat an, um die Stunde des Aufstandes zu beschleunigen; denn das Uebermaß der Knechtschaft führt zur Freiheit. Ich schien meinen Brüdern zu schaden, und ich nützte ihnen."

Ich erstarrte über eine so tiefe Berechnung des Hasses.

„Nun! Was sagst Du von dem Zwerg Habibrah? Was denkst Du von dem Narren Deines Oheims?"

„Vollende, was Du so wohl begonnen hast!" erwiederte ich. „Laß mich sterben, aber spute Dich!"

Der Zwerg spazierte auf der Plattform hin und her, rieb sich die Hände und sagte: „Und wenn es mir nun nicht beliebt, mich zu sputen! Wenn ich nach Behagen mich an Deiner Todesangst weiden will? Biassou war mir meinen Antheil an der letzten Beute schuldig. Ich bat ihn um Dich, um Dein

Leben! Dein Leben gehört jetzt mir, ich spiele damit! Du wirst bald diesem Wasserfall in seinen Schlund folgen; aber wisse zuvor, daß ich den Aufenthalt Deines Weibes entdeckt und deßhalb Biassou den Rath gegeben habe, den Wald in Brand zu stecken. Jetzt brennt er schon. Es ist um Deine Familie geschehen. Dein Oheim ist unter meinem Eisen gefallen, Du kommst im Wasser, Marie im Feuer um."

„Elender! Elender!" rief ich aus und machte eine Bewegung, auf ihn loszustürzen.

„Bindet ihn!" sagte er zu seinen Schwarzen. „Er beschleunigt selbst seinen Tod."

Jetzt banden mich die Neger mit Stricken. Plötzlich glaubte ich von Ferne das Bellen eines Hundes zu hören. Ich hielt es für Täuschung. Die Neger führten mich an den Rand des Abgrunds, der mich verschlingen sollte. Der Zwerg kreuzte die Arme über die Brust und betrachtete mich mit triumphirender Freude. Ich hob meine Augen zur Decke des Gewölbes, um seinen verhaßten Anblick zu vermeiden und den letzten Strahl des Tages zu sehen. Jetzt wurde das Bellen stärker und deutlicher. Der dicke Kopf von Rask drang durch die Oeffnung.

„Vorwärts!" rief der Zwerg.

Die Neger, welche das Bellen nicht gehört zu haben schienen, machten sich fertig, mich in den Abgrund zu werfen.

---

## L.

„Kameraden!" rief eine donnernde Stimme.

Die Schwarzen wandten sich um. Es war Bug-Jargal. Er stand aufrecht am Rande des Felsspaltes. Eine rothe Feder wehte auf seinem Haupte.

„Kameraden!" wiederholte er. „Haltet ein!"

Die Schwarzen warfen sich zur Erde nieder.

„Ich bin Bug-Jargal!“ sagte er.

Die Schwarzen berührten mit ihrer Stirne den Boden und stießen ein Geschrei aus.

„Bindet den Gefangenen los!“ befahl ihr Anführer.

Hier erwachte der Zwerg aus der Betäubung, worein ihn diese unerwartete Erscheinung versetzt hatte.

Er fiel den Negern in den Arm, die meine Stricke zerschneiden wollten.

„Wie! was soll das heißen?“ rief er aus, hob dann sein Haupt gegen Bug-Jargal und sagte: „Anführer des Morne-Rouge, was machen Sie da?“

„Ich befehle meinen Brüdern!“

„In der That,“ sagte der Zwerg mit verbissener Wuth, „es sind Schwarze des Morne-Rouge. Aber mit welchem Recht verfügen Sie über meinen Gefangenen?“

„Ich bin Bug-Jargal!“ erwiederte Jener stolz.

Die Neger berührten mit ihren Häuptern die Erde.

„Bug-Jargal,“ versetzte der Zwerg, „kann nicht lösen, was Biassou gebunden hat. Dieser Weiße ist mir von Biassou geschenkt worden. Ich will, daß er sterbe, und er wird sterben.“

Er wendete sich zu den Schwarzen: „Gehorcht! Werft ihn in den Schlund!“

Auf die mächtige Stimme des Obi erhoben sich die Neger vom Boden und machten einen Schritt vorwärts gegen mich.

„Bindet den Gefangenen los!“ rief Bug-Jargal.

In einem Nu war ich frei. Der Zwerg war wüthend. Er wollte sich auf mich werfen. Die Schwarzen hielten ihn zurück. Jetzt hauchte er seine Wuth in Verwünschungen und Drohungen aus.

„Demonios!“ rief er aus. „Wie, Ihr Elende, Ihr verweigert mir den Gehorsam! Warum habe ich Zeit verloren,

diesen Verfluchten anzuhören! Ich hätte ihn sogleich hinabstürzen sollen! Ich wollte vollständige Rache, und habe jetzt gar keine! Stürzt ihn hinab, diesen verdammten Weißen, oder ich verfluche Euch! Eure Haare werden weiß werden, die Krokodille und Eidechsen werden Euch lebendig fressen; Euer Athem wird werden wie glühender Sand, Ihr werdet sterben und Eure Geister werden verdammt werden; im Monde, wo es kalt ist, ein Zuckerrad zu treiben, das so groß ist, als ein Berg!"

Die Schwarzen zitterten bei den Verwünschungen des Obi. Er suchte ihre Angst zu benützen und rief: „Ich will, daß der Weiße sterbe! Ihr werdet gehorchen, er wird sterben."

Bug-Jargal erwiederte feierlich: „Er wird leben! Ich bin Bug-Jargal! Mein Vater war König des Landes Kakongo und sprach Recht unter der Thüre seines Hauses."

Die Schwarzen warfen sich zur Erde nieder.

Bug-Jargal fuhr fort: „Brüder! Geht und sagt Biassou, daß er die schwarze Fahne, welche den Weißen den Tod dieses Gefangenen anzeigen soll, nicht auf der Felsenspitze aufstecke, denn dieser Gefangene hat Bug-Jargals Leben gerettet, und Bug-Jargal will, daß er lebe!"

Die Neger erhoben sich. Bug-Jargal warf seine rothe Feder mitten unter sie. Ihr Anführer kreuzte die Arme über die Brust und hob sie ehrerbietig auf. Hierauf verließen sie die Höhle, ohne ein Wort zu sprechen. Der Obi verschwand mit ihnen in der Finsterniß der Höhle. –

Ich heftete meine feuchten Augen auf Bug-Jargal, der mich mit einem seltsamen Ausdruck von Dankbarkeit und Stolz betrachtete.

„Gott sei gelobt!" sagte er, „Alles ist gerettet! Bruder, kehre dahin zurück, woher Du gekommen bist. Du wirst mich im Thale wiederfinden."

Er winkte mir mit der Hand und ging.

---

# LI.

Ich eilte, aus der Höhle zu entkommen, als plötzlich Habibrah mir entgegentrat. Der rachsüchtige Zwerg war den Negern nicht gefolgt, sondern hatte sich hinter einem Felsenpfeiler verborgen, um einen seiner Rache günstigeren Augenblick abzuwarten. Dieser Augenblick war da. Der Zwerg trat mir höhnisch lachend entgegen. Ich war allein, waffenlos. In seiner Hand blitzte ein Dolch. Bei seinem Anblick wich ich unwillkürlich zurück.

„Ha! Ha! Verfluchter!" rief er mir entgegen. „Du glaubtest mir zu entgehen! Wisse, der Narr ist weniger Narr, als Du. Ich habe Dich jetzt, und diesmal will ich Dich nicht warten lassen. Ich will Dich Deinem Freunde Bug-Jargal zusenden, dieser Wasserfall wird Dich ins Thal hinabführen."

Mit diesen Worten warf er sich, den gehobenen Dolch in der Hand, auf mich.

„Ungeheuer!" rief ich ihm zu und wich auf die Plattform zurück.

„Ich räche mich!" schrie er mit Zähneknirschen.

Ich stand jetzt am Rande des Abgrunds; er warf sich auf mich, um mich mit einem Dolchstoß hinabzustürzen. Ich wich dem Stoß aus. Der Fuß glitschte ihm aus auf dem nassen Boden, er rollte den Abhang hinab.

„Tausend Teufel," brüllte er. Er war in den Abgrund gefallen.

Sein faltiges Gewand fing sich in den Wurzeln des Baumes; er klammerte sich an sie an. Seine Mütze fiel ihm vom Haupt, der Dolch aus der Hand; beide verschwanden in der Tiefe des Abgrunds.

Der Zwerg, über dem furchtbaren Schlunde hängend, ver-

suchte auf die Plattform heraufzuklimmen, aber seine kurzen Arme reichten nicht bis an den Rand derselben. Er brüllte vor Wuth.

Der kleinste Stoß hätte ihn vollends hinabgestürzt. Ich wollte diese feige Handlung nicht begehen. Ich dankte dem Himmel, der mich so unerwartet gerettet hatte, und war im Begriff die Höhle zu verlassen, als ich die schmerzlich flehende Stimme des Zwergs aus dem Abgrund erschallen hörte.

„Herr!“ rief er, „Herr! Um Gottes willen geht nicht! Laßt nicht hier ein fluchwürdiges, menschliches Wesen umkommen, das Ihr retten könnt! Die Kraft verläßt mich, die Wurzeln geben nach und biegen sich in meinen Händen, das Gewicht meines Körpers zieht mich in den Abgrund. Herr! Herr! ich höre die Wasser unter mir brausen! Im Namen Gottes, erbarmt Euch Eures armen Narren! Er ist sehr strafbar. So beweist ihm denn, daß die Weißen besser sind, als die Schwarzen!“.

Ich näherte mich dem Abgrund.

„Sennor Leopold,“ fuhr er flehend fort, „kann es ein menschliches Wesen geben, das Seinesgleichen in einer so entsetzlichen Lage sieht, und ihn retten könnte, aber es nicht thut? Reicht mir Eure Hand, Herr! Eine ausgestreckte Hand kann mich retten. Zieht mich zu Euch hinauf, um Gottes Barmherzigkeit willen. Meine Dankbarkeit wird meinen Verbrechen gleichkommen . . .“

„Elender!“ rief ich. „Du erinnerst mich daran?“

„Um sie zu verabscheuen, Herr! Seid edelmüthiger, als ich! Himmel! Himmel! Die Kraft verläßt mich! Ich falle! Die Hand! Eure Hand! Reicht mir die Hand! Im Namen der Mutter, die Euch unter dem Herzen getragen hat!“

Diese flehende Stimme erweichte mich. Ich vergaß alles Vergangene. Ich sah nur noch einen Unglücklichen vor mir.

Ich bückte mich, umfaßte mit dem einen Arme den Stamm des Baumes und reichte ihm den andern.

Er umklammerte ihn mit beiden Händen, aber weit entfernt, heraufzuklimmen, suchte er mich in den Abgrund hinabzuziehen. Hätte ich nicht den Baumstamm umfaßt gehabt, so wäre ich verloren gewesen, so unerwartet und gewaltsam war die Anstrengung, mit welcher mich der Elende in den Schlund zu ziehen sich bemühte.

„Bösewicht!“ rief ich ihm zu. „Was machst Du?“

„Ich räche mich!“ erwiederte er mit lautem höllischem Lachen. „Ha! Habe ich Dich endlich, blödsinniger Thor! Du hast Dich selbst mir überliefert! Du warst gerettet, ich verloren, und Du kehrst freiwillig in den Rachen des Kaimans zurück! Jetzt bin ich getröstet, denn noch im Tode räche ich mich! Du bist in der Falle, wir werden Beide den Fischen des Sees zum Futter dienen!“

„Verräther!“ sagte ich und hielt mich aus Leibeskräften fest. „So lohnst Du mein Mitleid, das Dich aus der Gefahr retten wollte!“

„Ich könnte mich mit Dir retten, aber ich will lieber, daß Du mit mir umkommest! Dein Tod ist mir lieber als mein Leben! Herab, herab in den Abgrund!“

Seine Augen flammten, sein Mund schäumte, er strengte alle seine Kräfte an, mich zu sich hinabzuziehen. Ich widerstand mit all der Kraft, die in einem solchen Augenblicke das Gefühl der Selbsterhaltung gibt. Von Zeit zu Zeit stieß ich mühsam, aus tiefer Brust, den Namen Bug-Jargal aus.

Der Zwerg, auf einen solchen Widerstand nicht gefaßt, verdoppelte seine Anstrengungen. Die Kräfte schwanden mir allmählig, es wurde mir schwarz vor den Augen, das scheußliche Lachen des Ungeheuers ertönte wie Todesruf in meinen Ohren.

Jetzt raffte ich meine letzte Kraft zusammen und schrie im Tone der Verzweiflung: „Burg-Jargal!"

Ein Hundegebell antwortete mir. Ich richtete die Augen aufwärts. Bug-Jargal und Rask standen am Rand der Felsspalte. Er sah meine Gefahr.

„Halte fest!" rief er.

„Herab, herab in den Abgrund!" grinste mich der Zwerg an und nahm alle seine Kräfte zusammen, mich hinunter zu ziehen.

Mein ermatteter Arm, den ich um den Baum geschlungen hatte, ließ nach. Es war um mich geschehen! Da fühlte ich mich von hinten gehalten. Es war Rask. Auf einen Wink seines Herrn war er durch die Felsspalte auf die Plattform herabgesprungen und hatte mich hinten am Kleide gefaßt. Diese unerwartete Hülfe rettete mich.

Der Zwerg hatte in seiner letzten Anstrengung seine ganze Kraft erschöpft. Ich nahm jetzt die meinige zusammen, ihm meine Hand zu entreißen. Seine Finger gaben nach, er ließ meine Hand fahren, die Baumwurzeln brachen unter dem Gewicht seines Körpers, er stürzte unter einer Verwünschung in die Tiefe des Abgrunds.

---

## LII.

Dieser entsetzliche Auftritt hatte mich furchtbar ergriffen. Ich war fast ohne Kraft und Bewußtsein.

Bug-Jargals Stimme belebte mich wieder.

„Bruder!" rief er mir zu, „verlaß schleunig diesen Ort! In einer halben Stunde geht die Sonne unter. Ich erwarte Dich da unten. Folge Rask!"

Ich erhob mich und folgte dem Hunde. Wir erreichten den Ausgang und ich athmete wieder freier. Als ich aus der Grotte trat, dachte ich an die Worte des Zwergs: „Nur einer von uns wird aus dieser Höhle zurückkehren!"

Die Prophezeiung war in Erfüllung gegangen, aber in einem andern Sinne, als er sie gemeint hatte.

Im Thale fand ich Bug=Jargal wieder.

„Höre," sagte er, „Dein Weib, meine Schwester, ist in Sicherheit. Ich habe sie im Lager der Weißen einem Deiner Verwandten übergeben. Ich wollte mich als Gefangener stellen, aus Furcht, daß man die zehn Köpfe, die für den meinigen haften, fallen lassen möchte. Dein Verwandter gab mir den Rath, zu fliehen und Deine Hinrichtung zu hindern, da die zehn Schwarzen nur dann hingerichtet werden sollten, wenn Du es zuvor seiest, was Biassou durch eine schwarze Fahne vom höchsten Berggipfel der Gegend anzeigen werde. Ich lief fort, Rask folgte mir, und dem Himmel sei Dank, ich bin noch zeitig genug angekommen! Du wirst leben, und ich auch."

Er bot mir die Hand und fügte hinzu: „Bist Du zufrieden, Bruder?"

Ich schloß ihn in die Arme und beschwor ihn, mich nicht mehr zu verlassen, mit mir bei den Weißen zu bleiben; ich versprach ihm einen Grad in der Armee der Colonie.

Er unterbrach mich und erwiederte in gekränktem Tone: „Bruder, habe ich Dir schon vorgeschlagen, in unsere Reihen zu treten?"

Ich fühlte mein Unrecht und schwieg. Er fügte munter hinzu: „Laß uns gehen und Dein Weib beruhigen!"

Wir gingen. Mein Führer ging voraus; er kannte den Weg. Rask folgte uns. Der höchste Felsen des Thals war nimmer von der Sonne beleuchtet. Der Blitz eines Augenblicks leuchtete von seinem Gipfel, ein Donner folgte. Es war ein Kanonenschuß.

„Das ist das Signal!“ sagte Bug-Jargal.

Er sprang schnell den Hügel hinauf, ich folgte ihm. Er kreuzte die Arme über einander und lächelte düster.

„Siehst Du?“ sagte er.

Ich sah hin, eine große schwarze Fahne wehte vom höchsten Berggipfel. Biassou, der mich todt glaubte, und seinen Abmarsch beschleunigen wollte, hatte die Fahne aufpflanzen lassen, ehe er noch sichere Kunde von meinem wirklich erfolgten Tod erhalten hatte.

„Gott! Gott! Meine unglücklichen Brüder!“ rief Bug-Jargal aus. „Dies war das Signal. Jetzt führt man sie zum Tode. Geh! Suche Dein Weib auf! Rask wird Dich führen.“

Er pfiff eine afrikanische Melodie; der Hund wedelte mit dem Schwanze. „Lebe wohl!“ rief er mir zu, und war im Walde verschwunden.

Der Hund folgte der Spur seines Herrn; ich lief ihm nach, so schnell ich konnte. Doch würde ich ihn bald aus dem Gesichte verloren haben, wenn er nicht von Zeit zu Zeit stehen geblieben wäre, um mich zu erwarten. So ging es über Hügel und Thal. Endlich . . .

„Fahre fort, Thaddäus,“ sagte hier der Hauptmann Auverney zu dem Sergenten, „ich möchte sonst heulen, wie ein altes Weib.“

Der alte Sergent, nicht minder gerührt, als sein Hauptmann, gehorchte gleichwohl.

„Mit Ihrer Erlaubniß, mein Hauptmann,“ begann er, „weil Sie es so befehlen. Ich muß Ihnen zuerst sagen, meine Herren, daß ich gegen diesen Bug-Jargal damals sehr aufgebracht war, und als vollends das Signal gegeben wurde, das die Hinrichtung meines Hauptmanns ankündigte, wurde ich ganz wüthend.

„Als das Signal gegeben war, wurde ich commandirt, die

zehn Neger zur Hinrichtung abzuführen. Sie standen schon zum Tode bereit. Da kommt plötzlich Bug-Jargal athemlos aus dem Walde herbeigerannt.

„Ich komme noch zu rechter Zeit," sagte er. „Guten Abend, Thaddäus!"

„Mit diesen Worten band er seine Kameraden los und stellte sich an ihren Platz. Sie wollten es durchaus nicht geschehen lassen, sondern für ihn sterben. Vergebens.

„Da stand er nun. Plötzlich kommt Rask und springt mir an die Gurgel. Bug-Jargal gibt ein Zeichen, der Hund läßt mich los und legt sich zu seines Herrn Füßen nieder. Ich war zornig, ich glaubte meinen guten Hauptmann todt, ich gab das Zeichen.

„Bug-Jargal fällt. Eine Kugel hatte dem Hund eine Pfote gebrochen; seitdem hinkt er.

„Gleich darauf läuft mein Hauptmann athemlos herbei, um den Neger zu retten. Es war vorbei."

„Bug-Jargal war todt!" fügte Auverney mit schmerzlicher Stimme hinzu.

---

# Anhang.

Leopold von Auverney besaß seine junge Gattin nur kurze Zeit; sie kam im Brande der Capstadt um. Von dem doppelten Verluste der Gattin und des Freundes rührte seine tiefe Melancholie her. Sein Wunsch, mit seinen Lieben vereinigt zu werden, wurde bald darauf erfüllt. Er fand seinen Tod in einer mörderischen Schlacht. Sein Leichnam, sowie die Leichname des alten Sergenten und des treuen Hundes wurden auf derselben Stelle gefunden. Im Leben vereint, hatte sie der Tod nicht getrennt.

# Victor Hugo's

# sämmtliche Werke,

übersetzt von Mehreren.

---

Vierter Band.

Dritte revidirte Auflage.



Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1858.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

## Inhalt des vierten Bandes.



---



# Lucretia Borgia.

## Trauerspiel.

Uebersetzt von

**Friedrich Seybold.**

## Personen.

Donna Lucretia Borgia.
Don Alfonso d'Este.
Gennaro.
Gubetta.
Maffio Orsini.
Jeppo Liveretto.
Don Apostolo Gazella.
Ascanio Petrucci.
Oloferno Vitellozzo.
Rustighello.
Astolfo.
Die Prinzessin Negroni.
Ein Thürsteher.
Mönche.
Edelleute.
Pagen.
Wache.

Der Schauplatz der Handlung ist Venedig und Ferrara.

# Erster Akt.

## Eine Beschimpfung nach der andern.

# Personen.

Donna Lucretia Borgia.
Gennaro.
Gubetta.
Maffio Orsini.
Jeppo Liveretto.
Don Apostolo Gazella.
Ascanio Petrucci.
Oloferno Vitellozzo.
Don Alfonso d'Este.
Rustighello.
Astolfo.

---

# Erster Akt.

## Erste Abtheilung.

Eine Terrasse des Palastes Barbarigo zu Venedig. Nächtliches Fest. Masken gehen je und je über die Bühne. Von beiden Seiten der Terrasse der Palast glänzend beleuchtet. Rauschende Musik. Dunkle Beleuchtung auf der Terrasse. Im Hintergrunde, unterhalb der Terrasse, fließt der Kanal Zueca, auf dem man je und je, in der Dunkelheit, halb beleuchtet, Gondeln mit Masken und Musik vorüberfahren sieht. Die Musik in den Gondeln ist bald heiter, bald traurig, und verliert sich nach Maßgabe ihrer Entfernung. Im Hintergrund Venedig im Mondschein.

---

### Erster Auftritt.

Junge Edelleute, reich gekleidet, ihre Masken in der Hand, unterhalten sich auf der Terrasse.

**Gubetta. Gennaro** in der Kleidung eines Capitano. **Don Apostolo Gazella. Maffio Orsini. Ascanio Petrucci. Oloferno Vitellozzo. Jeppo Liveretto.**

**Oloferno.** Wir leben in einer Zeit, in der so viele furchtbare Handlungen begangen werden, daß man nicht mehr von dieser spricht, und doch ist diese Handlung so furchtbar geheimnißvoll, daß man sich vor ihr entsetzen muß.

**Ascanio.** Eine finstere That, von Männern der Finsterniß begangen!

**Jeppo.** Ich, Ihr Herren, kenne die Einzelnheiten dieser That. Ich habe sie von meinem erlauchten Vetter, dem Kardinal Carriale, erfahren, der sie besser wissen konnte, als irgend Jemand. Ihr kennt ja den Kardinal Carriale, der den bekann-

ten Streit mit dem Kardinal Riario über den Krieg gegen Karl VIII. von Frankreich hatte.

Gennaro (gähnend). Ah! Unser Jeppo will uns Geschichten erzählen! Was mich betrifft, so bedanke ich mich dafür. Ich bin schon müde genug ohne das.

Maffio. Du nimmst keinen Antheil an diesen Dingen, Gennaro, und das begreift sich. Du bist ein tapferer Hauptmann ohne Namen. Du kennst weder Vater noch Mutter. Du kannst einen Namen führen, welchen Du willst. Bei der Art, wie Du den Degen führst, zweifelt man nicht, daß Du ein Edelmann seist; allein Alles, was man von Deinem Adel weiß, ist das, daß Du muthig bist wie ein Löwe. Wir sind Waffenbrüder, und, so wahr Gott lebt, ich sage Dir das nicht, um Dich zu beleidigen. Du hast mir mein Leben zu Rimini gerettet, ich Dir das Deinige auf der Brücke von Vicenza. Wir haben uns gegenseitig geschworen, uns in Liebschaften und in Gefahren gleich behülflich zu sein; uns, wofern es nöthig, gegenseitig zu rächen. Ich will keine anderen Feinde haben als die Deinigen; Du keine andern als die meinen. Ein Astrolog hat uns vorausgesagt, daß wir am nämlichen Tage sterben werden. Das war uns lieb und wir haben ihm dafür zehn Goldstücke bezahlt. Wir sind mehr als Freunde, wir sind Brüder. Du aber bist so glücklich, Dich einfach Gennaro zu nennen, Niemand anzugehören, keinem jener oft erblichen Unfälle ausgesetzt zu sein, welche sich an historische Namen knüpfen. Du bist glücklich! Was liegt Dir daran, was geschieht und was geschehen ist, wenn Du nur immer Männer im Krieg und Weiber im Frieden hast! Was kümmerst Du Dich um Familien und Städte! Du bist ein Kind des Lagers und hast weder Stadt noch Familie. Bei uns, Bruder Gennaro, ist das ein anderlei. Wir müssen uns um die Katastrophen unserer Zeit bekümmern. Unsere Väter und unsere Mütter haben in diesen

Tragödien eine Rolle gespielt, und fast alle unsere Familien haben noch offene Wunden. — Jetzt, Jeppo, sage uns, was Du weißt.

Gennaro (wirft sich in einen Lehnsessel in der Stellung eines Menschen, der sich zum Schlafen anschickt). Wenn Jeppo fertig ist, könnt Ihr mich aufwecken.

Jeppo. So hört! Es war im Jahre Vierzehnhundert sieben . . .

Gubetta (aus dem Hintergrund der Bühne) . . . und achtzig.

Jeppo. Ganz richtig! Vierzehnhundert siebenundachtzig. In einer Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag . . .

Gubetta. Nein! Vom Dienstag auf den Mittwoch.

Jeppo. Ganz recht, ich hatte mich geirrt. In dieser Nacht also sah ein Schiffer, der sich in seinem Schiffe am Rande der Tiber niedergelegt hatte, um seine Waare zu bewachen, etwas Entsetzliches. Sein Schiff lag etwas unterhalb der Kirche des heiligen Hieronymus. Es war etwa um fünf Uhr nach Mitternacht. Der Schiffer sah im Schatten der Nacht auf dem Weg links von der Kirche zwei Männer zu Fuß kommen; sie gingen hin und her, herüber und hinüber, wie Leute, die in nächtlich-bösem Treiben begriffen sind. Nach diesen kamen zwei andere, und endlich drei, im Ganzen sieben. Nur ein einziger war zu Pferd. Die Nacht war dunkel. In allen Häusern, die der Tiber zugekehrt sind, war nur noch ein einziges Fenster beleuchtet. Die sieben Männer traten an den Strand des Flusses. Der Mann zu Pferde wendete das Hintertheil seines Rosses der Tiber zu, und nun sah der Schiffer deutlich auf dem Hintertheil Beine, welche auf die eine Seite, einen Kopf und Arme, welche auf die andere Seite hingen: einen menschlichen Leichnam. Während ihre Gefährten den Ausgang der Straßen bewachten, nahmen zwei der Fußgänger den todten Körper vom Pferde, schwangen ihn einige Male mit Macht und

warfen ihn weit in den Strom der Tiber. Als der Leichnam auf der Oberfläche des Wassers aufschlug, machte der Mann zu Pferd eine Frage, auf welche die beiden Andern erwiederten: „Ja, gnädigster Herr!“ Hierauf wendete sich der Reiter gegen die Tiber und sah etwas Schwarzes, das auf dem Wasser flatterte. Er fragte, was es sei. Man antwortete ihm: „Gnädigster Herr, es ist der Mantel des gnädigsten Herrn, der todt ist.“ Hierauf warf einer Steine auf den Mantel, bis er untersank. Nachdem dieses geschehen war, entfernten sich Alle und schlugen den Weg nach St. Jakob ein. Dieses hat der Schiffer gesehen.

**Maffio.** Eine schreckliche Geschichte! War es Jemand von Rang, den diese Menschen in das Wasser warfen? Dieses Pferd kommt mir ganz geisterhaft vor: der Mörder im Sattel und der Todte auf dem Kreuz!

**Gubetta** (eintönig aus einem Winkel im Hintergrunde der Bühne). Dieses Pferd trug zwei Brüder.

**Jeppo.** Ihr habt ein wahres Wort gesprochen, Herr von Belverana. Der Leichnam war Johannes Borgia, der Reiter Cäsar Borgia.

**Maffio.** Eine teuflische Familie, diese Borgia! Und sprecht, Jeppo, warum hat ein Bruder den andern ermordet?

**Jeppo.** Nein, das soll nicht über meine Zunge gehen. Die Ursache des Mords ist so abscheulich, daß es schon eine Todsünde ist, nur davon zu sprechen.

**Gubetta** (wie oben). So will ich es Euch sagen. Cäsar Borgia, Kardinal von Valenzia, hat Johannes Borgia, Herzog von Gandia, ermordet, weil die beiden Brüder das nämliche Weib liebten.

**Maffio.** Und wer war dieses Weib?

**Gubetta** (wie oben). Ihre Schwester.

**Jeppo.** Genug, Herr von Belverana! Nennt vor unseren

Ohren nicht den Namen dieses entsetzlichen Weibes. Es ist keiner unter uns, dessen Familie sie nicht eine tiefe Wunde geschlagen hätte.

**Maffio.** War hiebei nicht auch ein Kind im Spiele?

**Jeppo.** Ja, ein Kind, von dem ich nur den Vater nennen will, der Johannes Borgia war.

**Maffio.** Dieses Kind müßte jetzt ein Mann sein.

**Oloferno.** Es ist verschwunden.

**Jeppo.** Ist es Cäsar Borgia gelungen, das Kind der Mutter zu entreißen? Ist es der Mutter gelungen, das Kind den Dolchen Cäsar Borgia's zu entziehen? Das weiß man nicht.

**Apostolo.** Wenn die Mutter ihr Kind verborgen hält, so thut sie wohl daran. Seit Cäsar Borgia, Kardinal von Valenzia, Herzog von Valentinois geworden ist, hat er, wie Ihr wißt, ohne seinen Bruder Johannes zu zählen, seine beiden Neffen, den Sohn von Guifry Borgia, Fürsten von Squillacci, und seinen Vetter, den Kardinal Franz Borgia, ermorden lassen. Dieser Mensch ist von der Wuth besessen, seine Verwandten zu tödten.

**Jeppo.** Das begreift sich; er will der einzige Borgia sein, um alle Güter des Papstes zu bekommen.

**Ascanio.** Schloß sich nicht die Schwester, die Ihr nicht nennen wollt, Jeppo, zur nämlichen Zeit geheimnißvoll in das Kloster des heiligen Sixtus ein, ohne daß man wußte warum?

**Jeppo.** Ich glaube, ja. Es war, um sich von ihrem zweiten Manne, Johannes Sforza, zu trennen.

**Maffio.** Und wie heißt der Schiffer, der dieses Alles gesehen hat?

**Jeppo.** Das weiß ich nicht.

**Gubetta** (wie oben). Er hieß Giorgio Schiavone, und sein Gewerbe war, Holz auf der Tiber nach Ripetta zu führen.

Maffio (leise zu Ascanio). Dieser Spanier weiß mehr von unseren Angelegenheiten, als wir Römer selbst.

Ascanio (ebenfalls leise). Ich traue, wie Du, diesem Herrn von Belverana nicht. Es steckt vielleicht etwas Geheimnißvolles hinter ihm.

Jeppo. O, lieben Freunde, in welchen Zeiten leben wir doch! Und gibt es ein menschliches Wesen, das auf den nächsten Morgen zählen kann in diesem unseligen Italien, mit seinen Bürgerkriegen, seiner Pest und seinen Borgia!

Apostolo. Hört, meine Herren, ich glaube, daß wir Alle, wie wir uns hier befinden, an der Gesandtschaft Theil nehmen sollen, welche die Republik Venedig an den Herzog von Ferrara schickt, um ihm zur Wiedereinnahme von Rimini Glück zu wünschen. Wann gehen wir nach Ferrara ab?

Oloferno. Uebermorgen unfehlbar. Ihr wißt, daß die beiden Botschafter schon ernannt sind. Es ist der Senator Tiopolo und der General der Galeeren, Grimani.

Apostolo. Wird der Hauptmann Gennaro mit uns gehen?

Maffio. Ohne Zweifel! Gennaro und ich trennen uns niemals.

Ascanio. Ich habe Euch etwas zu sagen, was von Wichtigkeit ist: bedenkt, Ihr Herren, daß man da innen den spanischen Wein ohne uns trinkt.

Maffio. Laßt uns in den Saal zurückkehren! He! Gennaro! (zu Jeppo) Er ist wahrhaftig eingeschlafen, während Ihr Eure Geschichte erzähltet, Jeppo.

Jeppo. Laßt ihn schlafen!

(Alle kehren in den Saal zurück, ausgenommen Gubetta.)

## Zweiter Auftritt.

**Gubetta.** Hierauf **Donna Lucretia.** **Gennaro** schlafend.

**Gubetta** (allein). Freilich weiß ich mehr von diesen Geschichten als sie. Sie sagten sich das unter einander ganz leise. Ich weiß mehr davon als sie, Donna Lucretia mehr als ich, der Herzog von Valentinois mehr als Donna Lucretia, der Teufel mehr als der Herzog von Valentinois, und der Papst Alexander VI. mehr als der Teufel. (Er betrachtet Gennaro.) Wie das schläft, dieses junge Blut!

**Donna Lucretia**, maskirt, tritt ein. Sie erblickt den schlafenden **Gennaro** und betrachtet ihn mit achtungsvoller Zärtlichkeit.

**Lucretia** (für sich). Er schläft! Dieses Fest hat ihn ohne Zweifel ermüdet. Wie schön er ist! (Sich umwendend) Gubetta!

**Gubetta.** Nicht so laut, Madame! Ich heiße hier nicht Gubetta, sondern Graf von Belverana, kastilianischer Edelmann, und Ihr seid die Frau Marquise von Pontequadrato, eine neapolitanische Dame. Wir müssen uns stellen, als ob wir uns nicht kennten. Sind das nicht Euer Durchlaucht eigene Verhaltungsbefehle? Ihr seid hier nicht zu Hause, sondern in Venedig.

**Lucretia.** Ganz recht, Gubetta. Da aber Niemand auf dieser Terrasse ist, als dieser junge Mann, der schläft, so können wir einen Augenblick plaudern.

**Gubetta.** Wie es Euer Durchlaucht gefällig ist. Allererst aber rathe ich Euch, die Maske nicht abzunehmen. Man könnte Euch erkennen.

**Lucretia.** Was liegt mir daran? Wenn sie nicht wissen, wer ich bin, so habe ich nichts zu fürchten, wissen sie es aber, dann mögen sie Furcht haben.

Gubetta. Wir sind zu Venedig, Madame! Ihr habt viele Feinde hier, und Feinde, die frei sind. Allerdings wird die Republik Venedig nicht zugeben, daß man sich an Euer Durchlaucht Person vergreift; aber man könnte Euch doch einen Schimpf anthun.

Lucretia. Du hast Recht; mein Name ist in der That ein Abscheu der Menschen.

Gubetta. Es sind hier nicht bloß Venetianer, sondern Römer, Neapolitaner, Lombarden, Leute aus ganz Italien.

Lucretia. Und ganz Italien haßt mich! Du hast Recht! Das Alles muß aber anders werden. Ich war nicht von Geburt aus bestimmt, Böses zu thun, das fühle ich jetzt mehr als je. Das Beispiel meiner Familie hat mich hingerissen. Gubetta!

Gubetta. Madame!

Lucretia. Laß auf der Stelle die Befehle, welche Wir Dir ertheilen werden, in Unser Gouvernement Spoleto gelangen.

Gubetta. Befehlt, Madame! Es sind immer vier gesattelte Maulthiere und vier Kuriere zu Euern Diensten bereit!

Lucretia. Was ist aus Galea Accajoli geworden?

Gubetta. Er ist noch immer im Gefängniß und wartet, bis es Euer Durchlaucht gefällig sein wird, ihn hängen zu lassen.

Lucretia. Und Guifry Buondelmonte?

Gubetta. Auch im Gefängniß. Ihr habt noch nicht Befehl gegeben, ihn zu stranguliren.

Lucretia. Und Manfred Curzola?

Gubetta. Auch noch nicht strangulirt.

Lucretia. Und Spadacappa?

Gubetta. Laut Euer Durchlaucht Befehl soll man ihm erst am Ostertage in der Hostie das Gift geben. Das ist also in sechs Wochen, denn es ist jetzt Carneval.

Lucretia. Und Pedro Capra?

Gubetta. Zur Stunde ist er noch Bischof von Pesaro und

Kanzler; ehe aber ein Monat vergeht, werden ihn die Würmer fressen, denn unser heiligster Vater, der Papst, hat ihn auf Eure Klage verhaften lassen, und er sitzt wohlverwahrt in den unterirdischen Kerkern des Vatikans.

**Lucretia.** Gubetta, schreib geschwind an den heiligen Vater, daß ich ihn bitte, Pedro Capra zu begnadigen! Gubetta, man setze Accajoli, Manfred Curzola, Buondelmonte, Spadacappa sammt und sonders in Freiheit!

**Gubetta.** Halt! Halt, Madame! Laßt mich erst zu Athem kommen! Welche Befehle ertheilt Ihr mir da? Du lieber Gott im Himmel droben, es regnet ja Pardon! Es schneit Barmherzigkeit! Ich ertrinke in der Gnade! Diese schreckliche Sündfluth guter Handlungen begrabt mich in ihren Wellen!

**Lucretia.** Gut oder schlecht, was liegt Dir daran, wenn Du nur bezahlt wirst!

**Gubetta.** Es ist nur der Unterschied, daß es mir saurer wird, eine gute Handlung zu begehen, als eine schlechte. Ich armer Gubetta! Was soll denn aus mir werden, wenn es Euch einfällt, barmherzig zu werden?

**Lucretia.** Höre, Gubetta! Du bist mein ältester und getreuester Vertrauter . . .

**Gubetta.** In der That, Madame, es sind bereits fünfzehn Jahre, daß ich die Ehre habe, Euer Mitarbeiter im Weinberge des Herrn zu sein.

**Lucretia.** Nun, Gubetta, mein alter Freund und Theilhaber meiner Verbrechen, rührt sich denn nichts in Deinem Innern, das Dich antreibt, einen neuen Menschen anzuziehen? Fühlst Du kein Bedürfniß, nun nebst mir eben so oft gesegnet zu werden, als wir Beide verflucht worden sind? Bist Du des Lasters und Verbrechens noch nicht satt?

**Gubetta.** Ich sehe mit Verwunderung, daß Ihr im Begriffe seid, die tugendhafteste Durchlaucht zu werden, die es je gegeben hat.

Lucretia. Sprich, Gubetta, ist Dir unser gemeinschaftlicher Ruf, unser schändlicher Ruf, unser Ruf als Mörder und Giftmischer noch nicht zur Last geworden?

Gubetta. Im Geringsten nicht. Wenn ich durch die Straßen von Spoleto gehe, höre ich wohl bisweilen die Leute um mich her in den Bart brummen: Da geht der Gift-Gubetta, der Dolch-Gubetta, der Galgen-Gubetta! So sprechen die Leute von mir, und wenn sie es nicht sagen, so kann man in ihren Augen lesen, daß sie es denken. Das hat aber im Geringsten nichts zu sagen. Ich bin an meinen schlechten Ruf gewöhnt, wie ein Soldat des Papstes gewöhnt ist, die heilige Messe zu bedienen.

Lucretia. Hast Du kein Gefühl davon, daß unser schlechter Ruf und unsere schlechten Thaten ein Herz, von dem man geliebt sein möchte, mit Haß und Verachtung erfüllen können? Liebst Du denn Niemand auf der ganzen Welt, Gubetta?

Gubetta. Ich möchte wohl wissen, wen Eure Durchlaucht liebt!

Lucretia. Was kannst Du wissen? Ich will Dir mein Herz öffnen. Allerdings liebe ich weder meinen Vater, noch meinen Bruder, noch meinen Gemahl, noch meine Liebhaber.

Gubetta. Nun, ich sehe wahrhaftig nicht, was man sonst noch lieben kann.

Lucretia. Es gibt noch etwas Anderes, Gubetta.

Gubetta. Wollt Ihr vielleicht um der Liebe Gottes willen tugendhaft werden?

Lucretia. Gubetta! Gubetta! Wenn zu dieser Stunde in Italien, in diesem Lande des Unglücks und der Verbrechen, ein reines und edles Herz, ein Herz voll hoher und männlicher Tugenden, das Herz eines Engels unter dem Panzerhemd eines Soldaten schlüge, wenn mir armem, von den Menschen gehaßtem, verachtetem, verabscheutem, verfluchtem, vom Himmel ver-

dammtem Weibe, mir, dem elendesten Geschöpf in der Fülle meiner Macht, wenn mir, deren Seele in den letzten Zügen liegt, nur ein Gedanke, nur eine Hoffnung, nur eine Zuflucht übrig bliebe: in diesem reinen und stolzen Herzen, bevor ich sterbe, ein geringes Plätzchen, ein wenig Zärtlichkeit und Achtung zu verdienen und zu erlangen; wenn ich keinen anderen Gedanken, keinen anderen Lebenszweck hätte, als dieses Herz eines Tages frei und freudig an dem meinigen schlagen zu hören, würdest Du dann begreifen, Gubetta, warum ich Eile trage, die Vergangenheit zu sühnen, meinen Ruf rein zu waschen, die Flecken zu tilgen, womit ich bedeckt bin, und in den Augen Italiens und der Welt eben so glorreich und tugendhaft zu erscheinen, als ich bisher schändlich und verbrecherisch war?

Gubetta. Mein Gott, Madame, welchem Einsiedler seid Ihr heute in die Hände gefallen?

Lucretia. Lache nicht! Längst hegte ich diese Gedanken, ohne sie Dir zu offenbaren. Wenn man im Strome der Laster dahinschwimmt, kann man nicht plötzlich das Ufer gewinnen. Zwei Engel kämpfen in mir, der gute und der böse, aber ich glaube und hoffe, daß mein guter Engel den Sieg erringen werde.

Gubetta. Dann will ich singen: Te deum laudamus, magnificat anima mea dominum! Wißt Ihr auch, Madame, daß ich Euch nicht mehr begreife, und daß Ihr mir schon einige Zeit ein Räthsel geworden seid! Vor einem Monat kündigt Ihr an, daß Ihr nach Spoleto abreisen werdet, und nehmt Abschied von Sr. Durchlaucht, Alfonso d'Este, Eurem erlauchten Gemahl, der so närrisch ist, wie ein Täuber in Euch verliebt und eifersüchtig wie ein Tiger zu sein. Ihr verlaßt Ferrara und begebt Euch heimlich nach Venedig, fast ohne Gefolge, mit einem falschen neapolitanischen Namen, und ich mit einem falschen spanischen Namen ausgestattet. Zu Venedig angelangt,

trennt Ihr Euch von mir, und befehlt mir, Euch nicht zu kennen. Hierauf stürzt Ihr Euch in die Feste und Bälle, benützt die Fastnacht, um überall maskirt und verkleidet hinzugehen, und sprecht mich kaum jeden Abend, zwischen zwei Thüren, und diese ganze Maskerade endigt nun mit einer erbaulichen Predigt! Donna Lucretia Borgia predigt mir, Gubetta! Das ist das größte Wunder, welches je geschehen. Ihr habt den Namen gewechselt, die Kleidung gewechselt, jetzt wechselt Ihr die Seele. Das heißt doch den Carneval zu weit treiben! Das geht über meinen schwachen Verstand! Was ist die Ursache dieses Benehmens?

Lucretia (ergreift heftig seinen Arm und zieht ihn zu dem schlafenden Gennaro). Siehst Du diesen jungen Mann?

Gubetta. Ich sehe diesen jungen Mann nicht zum erstenmal, und ich weiß wohl, daß Ihr ihm seit unserer Ankunft in Venedig jeden Abend maskirt nachlauft.

Lucretia. Was sagst Du zu diesem jungen Manne?

Gubetta. Ich sage, daß es ein junger Mann ist, der auf einer Bank schläft, und der stehend schlafen würde, wenn er nur den dritten Theil der moralischen und erbaulichen Unterhaltung, die ich mit Euer Durchlaucht habe, angehört hätte.

Lucretia. Findest Du ihn nicht sehr schön?

Gubetta. Er wäre noch schöner, wenn er die Augen offen hätte. Ein Gesicht ohne Augen ist ein Haus ohne Fenster.

Lucretia. Wenn Du wüßtest, wie ich ihn liebe!

Gubetta. Das geht mich nichts an, sondern Don Alfonso, Euern erlauchten Gemahl. Ich muß inzwischen Euer Durchlaucht benachrichtigen, daß Ihr Euch umsonst bemüht. Dieser junge Mann liebt, wie ich erfahren habe, ein schönes junges Mädchen, Namens Fiammetta.

Lucretia. Und liebt ihn das junge Mädchen auch?

Gubetta. So heißt es.

Lucretia. Desto besser! Ich möchte ihn so gerne glücklich sehen!

Gubetta. Das ist sonderbar und ganz gegen Eure Art. Ich hielt Euch für eifersüchtiger.

Lucretia (Gennaro betrachtend). Welche edeln Züge!

Gubetta. Ich finde, daß er Irgendeinem gleicht . . .

Lucretia. Nenne mir diesen Irgendeinen nicht! Laß mich allein!

(Gubetta geht ab. Donna Lucretia bleibt einige Augenblicke wie in Entzückung vor Gennaro stehen. Sie sieht nicht, daß zwei maskirte Männer im Hintergrund der Bühne auftreten und sie beobachten.)

Lucretia (sich allein glaubend). Das ist er also! Es ist mir vergönnt, ihn einen Augenblick ohne Gefahr zu sehen! Nein, schöner ist er mir nicht im Traume erschienen! O, Gott im Himmel! Erlaß mir die Angst, jemals von ihm gehaßt und verachtet zu werden! Du weißt, o Gott, daß ich auf der ganzen weiten Erde nur ihn, ihn allein liebe! Ich wage kaum meine Maske abzunehmen, und doch muß ich es, um meine Thränen zu trocknen.

(Sie nimmt die Maske ab und wischt sich die Augen. Während sie Gennaro's Hand küßt, sprechen die beiden maskirten Männer leise.)

Erste Maske. Ich habe genug gesehen und kann jetzt zurück nach Ferrara. Ich wollte mich nur selbst von ihrer Untreue überzeugen, darum kam ich nach Venedig. Ich kann nicht länger von Ferrara abwesend sein. Dieser junge Mann also ist ihr Geliebter. Rustighello, wie heißt er?

Zweite Maske. Er heißt Gennaro. Er ist ein namenloser Capitano, nicht von Familie, aber ein tapferer Mann. Er steht gegenwärtig im Dienste der Republik Venedig.

Erste Maske. Suche ihn nach Ferrara zu locken.

Zweite Maske. Das macht sich von selbst, gnädigster Herr! Er geht übermorgen mit mehreren seiner Freunde, die

zur Gesandtschaft der Senatoren Tiepolo und Grimani gehören, nach Ferrara ab.

**Erste Maske.** Gut. Die Berichte, die ich erhielt, waren genau. Ich habe jetzt selbst gesehen, und wir können gehen.

(Beide Masken ab.)

**Lucretia** (mit gefalteten Händen und fast knieend vor Gennaro). Schenke ihm, o Gott, ebenso viel Glück, als Du Unglück über mich verhängt hast!

(Sie küßt ihn auf die Stirne. Er erwacht und fährt auf.)

**Gennaro** (die verlegene Lucretia mit beiden Armen fassend). Ein Kuß! Ein Weib! Bei meiner Ehre, Madame, wenn Ihr Königin wäret, und ich Dichter, so hätten wir hier das wahrhafte Abenteuer von Meister Alain Chartier, dem französischen Poeten. Ich weiß aber nicht, wer Ihr seid, und ich bin nur ein Soldat.

**Lucretia.** Laß mich, Signor Gennaro!

**Gennaro.** Nicht doch, Madame!

**Lucretia.** Es kommt Jemand!

(Sie flieht. Gennaro folgt ihr.)

---

## Dritter Auftritt.

### Jeppo. Hierauf Maffio.

**Jeppo** (von der entgegengesetzten Seite eintretend). Welches Gesicht! Sie ist es wirklich! Dieses Weib zu Venedig! Heda, Maffio!

**Maffio** (eintretend). Was gibt es?

**Jeppo.** Höre, welch seltsame Begegnung!

(Er spricht ihm leise in's Ohr.)

**Maffio.** Bist Du dessen auch gewiß?

**Jeppo.** So gewiß wir hier im Palaste Barbarigo und nicht im Palaste Labbia sind.

**Maffio.** Sie war in einer verliebten Plauderei mit Gennaro begriffen?

Jeppo. Ja, mit Gennaro.

Maffio. Man muß meinen Bruder Gennaro aus dem Netz dieser Spinne ziehen.

Jeppo. Komm, daß wir unsere Freunde davon benachrichtigen!

(Sie gehen ab. Die Bühne bleibt einige Zeit leer. Von Zeit zu Zeit fahren im Hintergrund der Bühne Gondeln mit Musik vorüber. Gennaro und Donna Lucretia, beide maskirt, treten wieder ein.)

---

## Vierter Auftritt.

Gennaro. Donna Lucretia.

Lucretia. Diese Terrasse ist finster und verlassen; ich kann hier die Maske abnehmen. Ich will Euch mein Gesicht zeigen, Gennaro. (Sie nimmt die Maske ab.)

Gennaro. Ihr seid sehr schön!

Lucretia. Betrachte mich, Gennaro, und sage mir, ob ich Dir nicht Abscheu einflöße?

Gennaro. Ihr, schöne Dame, mir Abscheu einflößen? Und weßhalb? Im Gegentheil fühle ich im Grunde meines Herzens etwas, das mich zu Euch hinzieht.

Lucretia. Du glaubst also, Gennaro, daß Du mich lieben könntest.

Gennaro. Warum nicht? Gleichwohl, Madame, muß ich Euch gestehen, daß es ein weibliches Wesen gibt, das ich immer noch mehr lieben werde als Euch.

Lucretia (lächelnd). Ich weiß es, die kleine Fiammetta.

Gennaro. Nein!

Lucretia. Wen denn?

Gennaro. Meine Mutter.

Lucretia. Deine Mutter! Deine Mutter! mein Gennaro! Nicht wahr, Du liebst Deine Mutter von Herzen?

**Gennaro.** Ich liebe sie von Herzen, und doch habe ich sie noch niemals mit Augen gesehen. Das wird Euch sonderbar scheinen, nicht wahr? Ich weiß nicht, warum es mich zu Euch hinzieht, daß ich Euch Vertrauen schenke. Ich will Euch ein Geheimniß mittheilen, das ich noch Niemand gesagt habe, selbst meinem vertrautesten Waffenbruder, Maffio Orsini, nicht. Es ist seltsam, daß ich mich einer Unbekannten anvertraue, die ich heute zum erstenmal sehe; aber Ihr habt mir etwas so Bekanntes, Vertrautes, als ob ich Euch schon vor langen Jahren gekannt hätte. Ich bin ein namenloser Capitano, der seine Familie nicht kennt. Ein Fischer in Calabrien hat mich erzogen, und ich hielt mich für seinen Sohn. An meinem sechzehnten Geburtstage entdeckte mir dieser Fischer, daß er nicht mein Vater sei. Einige Zeit darauf kam ein Edelmann, der mich zum Ritter schlug und sich wieder entfernte, ohne das Visir seines Helms zu heben. Später brachte mir ein schwarzgekleideter Mann einen Brief. Ich öffnete ihn. Es war meine Mutter, die an mich schrieb, meine Mutter, die ich nicht kannte, meine Mutter, die mir im Traume so gut, so sanft, so zart und schön erschien, wie Ihr seid! Meine Mutter, die ich mit der Kraft meiner Seele anbetete! Durch diesen Brief erfuhr ich, daß ich von Adel und von einem hohen Geschlecht sei; aber meinen Namen nannte man mir nicht. Meine Mutter schilderte mir aufs Rührendste, wie unglücklich sie sei. Arme Mutter!

**Lucretia.** Du guter Gennaro!

**Gennaro.** Von diesem Tage an ging ich auf Abenteuer aus, denn da die Geburt mich zu etwas gemacht hatte, so wollte ich auch durch mein Schwert etwas werden. Ich bin durch ganz Italien gezogen. Jeden ersten Tag jedes Monats, wo ich mich auch befinden möge, stellt sich jedesmal der nämliche schwarzgekleidete Bote bei mir ein, übergibt mir einen Brief meiner Mutter, nimmt meine Antwort und geht. Er

spricht nichts mit mir, ich nichts mit ihm, denn er ist taub und stumm.

Lucretia. Du weißt also nichts von Deiner Familie?

Gennaro. Ich weiß nichts, als daß ich eine Mutter habe, daß diese Mutter unglücklich ist, und daß ich mein Leben in dieser Welt hingeben würde, um sie weinen, und meine ewige Seligkeit in jener Welt, um sie lächeln zu sehen. Das ist Alles, was ich sagen kann.

Lucretia. Was machst Du mit ihren Briefen?

Gennaro. Hier sind sie alle, hier auf meinem Herzen. Ich trage sie auf meiner Brust. Ich bin ein Kriegsmann, und manche Degenspitze kehrt sich meiner Brust zu. Die Briefe einer Mutter sind das beste Panzerhemd.

Lucretia. Edle Natur!

Gennaro. Hier, wollt Ihr ihre Handschrift sehen? Hier ist einer ihrer Briefe. (Er zieht ein Papier aus dem Busen, küßt es und gibt es Donna Lucretia). Lest ihn!

Lucretia (lesend). „Suche mich nicht kennen zu lernen, mein Gennaro, ehe Tag und Stunde da sind. Ich werde Dir selbst sagen, wann es Zeit ist. Ich bin ein bejammernswerthes Geschöpf. Unbarmherzige Verwandte umgeben mich. Sie würden Dich tödten, wie sie Deinen Vater getödtet haben. Ich, ich allein, mein liebes Kind, will um das Geheimniß Deiner Geburt wissen. Wenn Du es wüßtest, Du würdest es nicht verschweigen können, so traurig erhaben ist diese Geschichte. Die Jugend ist zutraulich, Du kennst nicht, wie ich, die Gefahren, die Dich umgeben. Das junge muthige Blut kocht in Deiner Brust, Du würdest ihnen Trotz bieten wollen, Du würdest das Geheimniß entdecken, es errathen lassen, und Du hättest nicht zwei Tage mehr zu leben. Nein! Es genüge Dir, zu wissen, daß Du eine Mutter hast, die Dich anbetet und Tag und Nacht über Dein Leben wacht. Gennaro, mein Sohn, Du bist das

Einzige, was ich auf der Welt lieb habe, mein Herz bricht, so oft ich an Dich denke . . ."

(Sie unterbricht sich und verschluckt eine Thräne.)

Gennaro. Wie Ihr das Alles so ausdrucksvoll lest, man könnte glauben, Ihr leset nicht, sondern sprecht. Ihr weint? Ihr habt ein gutes Herz, und ich sehe Euch gerne über das weinen, was meine Mutter schreibt. (Er nimmt den Brief wieder, küßt ihn abermals und steckt ihn in seinen Busen.) Ihr seht, wie viele Verbrechen meine Wiege umgeben. Meine arme Mutter! Jetzt werdet Ihr begreifen, daß ich mich wenig mit Galanterien und Liebschaften abgebe, ich habe nur einen Gedanken: meine Mutter und Ihr Unglück! Sie befreien, ihr dienen, sie rächen, trösten — welches Glück! Dann erst könnte ich an Liebe denken. Alles, was ich thue, geschieht, um meiner Mutter würdig zu werden. Es gibt viele gewissenlose Abenteurer, die sich heute für Gott und morgen für den Teufel schlagen. Ich aber leihe meinen Arm nur der gerechten Sache. Ich will eines Tages einen Degen, so rein und gerecht, wie der eines Kaisers, zu den Füßen meiner Mutter niederlegen. Hört Madame, man hat mir eine hohe Stelle im Dienste der schändlichen Lucretia Borgia angeboten, ich schlug sie aus.

Lucretia. Gennaro! Gennaro! Habe Mitleid mit den Bösen! Du weißt nicht, wie es in ihrem Herzen aussieht.

Gennaro. Wer selbst ohne Mitleiden ist, findet auch bei mir keines. Aber lassen wir das, Madame, Ihr wißt jetzt, wer ich bin, sagt mir nun, wer Ihr seid?

Lucretia. Ich bin ein Weib, das Dich liebt, mein Gennaro!

Gennaro. Aber Euer Name?

Lucretia. Frage mich nicht weiter!

(Fackeln. Jeppo und Maffio treten mit Geräusch ein. Donna Lucretia nimmt schnell ihre Maske vor.)

## Fünfter Auftritt.

**Die Vorigen. Maffio Orsini. Jeppo Liveretto. Ascanio Petrucci. Oloferno Vitellozzo. Apostolo Gazella.**

Herren und Damen. Pagen mit Fackeln.

**Maffio** (eine Fackel in der Hand). Gennaro! Willst Du wissen, wer dieses Weib ist, mit der Du von Liebe sprichst?

**Lucretia** (für sich unter der Maske). Gerechter Gott!

**Gennaro.** Ihr seid alle meine Freunde, aber wer die Maske dieser Frau berührt, das schwöre ich bei Gott im Himmel, ist ein Kind des Todes. Die Maske eines Weibes muß heilig sein, wie das Angesicht eines Mannes.

**Maffio.** Gennaro, vor allen Dingen muß das Weib ein Weib sein! Aber wir wollen dieses Weib nicht beleidigen, sondern Ihr bloß unsere Namen nennen. (Er tritt einen Schritt gegen Donna Lucretia vor.) Madame, ich bin Maffio Orsini, Bruder des Herzogs von Gravina, den Eure Sbirren in der Nacht erwürgten, als er schlief.

**Jeppo.** Madame, ich bin Jeppo Liveretto, Neffe von Liveretto Vitelli, den Ihr in den Kerkern des Vatikans erdolchen ließt.

**Ascanio.** Madame, ich bin Ascanio Petrucci, Vetter von Pandolfo Petrucci, Herrn von Siena, den Ihr ermorden ließt, um ihm seine Stadt zu nehmen.

**Oloferno.** Madame, ich bin Oloferno Vitellozzo, Neffe von Jago Appiani, den Ihr bei einem Festmahl vergiftet habt, nachdem Ihr ihn seiner guten Citadelle von Piombino verrätherisch beraubt.

**Apostolo.** Madame, Ihr habt auf dem Blutgerüste hinrichten lassen Don Francisco Gazella, Oheim von mütterlicher Seite von Don Alfonso von Arragonien, Eures dritten Gemahls, den Ihr auf der Treppe des päpstlichen Palastes mit

Lanzen niederstechen ließt. Ich bin Don Apostolo Gazella, Vetter des einen und Sohn des andern. —

**Lucretia.** O Gott!

**Gennaro.** Wer ist dieses Weib?

**Maffio.** Und nun, Madame, da wir Euch unsere Namen genannt, sollen wir Euch auch den Eurigen sagen?

**Lucretia.** Nein! Nein! Habt Barmherzigkeit! Nicht vor ihm!

**Maffio** (ihr die Maske abnehmend). Weg mit der Maske, daß man sehe, ob Ihr noch erröthen könnt!

**Apostolo.** Gennaro, dieses Weib, mit der Du von Liebe sprachst, ist eine Ehebrecherin und Giftmischerin!

**Jeppo.** Blutschänderisch durch alle Grade der Verwandtschaft. In Blutschande mit ihren beiden Brüdern, wovon einer den andern ermordet hat!

**Lucretia.** Gnade!

**Ascanio.** In Blutschande mit ihrem Vater, der Papst ist.

**Lucretia.** Barmherzigkeit!

**Oloferno.** In Blutschande mit ihren Kindern, wenn sie deren hätte, aber ein Ungeheuer kann keine gebären.

**Lucretia.** Genug! Genug!

**Maffio.** Willst Du ihren Namen wissen, Gennaro?

**Lucretia.** Gnade! Gnade!

**Maffio.** Gennaro, willst Du ihren Namen wissen?

**Lucretia** (schleppt sich auf ihren Knieen zu Gennaro's Füßen). Höre sie nicht, mein Gennaro!

**Maffio** (streckt seinen Arm gegen Lucretia aus). Es ist Lucretia Borgia!

**Gennaro** (stößt sie mit Abscheu von sich). Oh!

**Alle.** Lucretia Borgia!

(Sie sinkt ohnmächtig zu seinen Füßen nieder.)

---

## Erster Akt.

### Zweite Abtheilung.

Ein öffentlicher Platz zu Ferrara. Rechts ein Palast mit einem Balkon und Jalousien und eine niedere Thüre. Unterhalb des Balkons ein großer steinerner Wappenschild, auf welchem in großer Schrift, mit kupfernen und vergoldeten Buchstaben, zu lesen ist: Borgia. Links ein kleines Haus, dessen Thüre auf den Platz geht. Im Hintergrund Häuser und Thürme.

---

### Erster Auftritt.

**Donna Lucretia. Gubetta.**

**Lucretia.** Ist Alles bereit für diesen Abend?

**Gubetta.** Ja, Madame.

**Lucretia.** Kommen sie alle Fünf?

**Gubetta.** Alle Fünf.

**Lucretia.** Sie haben mich grausam beschimpft, Gubetta!

**Gubetta.** Ich war nicht dabei.

**Lucretia.** Sie waren ohne alles Mitleid.

**Gubetta.** Sie haben Euch nur so ohne Weiteres Euern Namen gesagt?

**Lucretia.** Sie haben mir meinen Namen nicht gesagt, sondern ins Gesicht gespieen!

**Gubetta.** Und das auf einem öffentlichen Ball?

**Lucretia.** Vor Gennaro!

**Gubetta.** Das sind rechte Einfaltspinsel, daß sie nach Ferrara kommen! Sie konnten freilich nicht wohl anders, da sie vom Senat zur Begleitung der Botschaft bezeichnet waren.

**Lucretia.** Jetzt haßt und verachtet er mich, und daran sind sie Schuld! Gubetta, meine Rache soll schrecklich sein!

**Gubetta.** Gott Lob und Dank! Das heiße ich doch wieder einmal vernünftig sprechen. Euer Schwindel von Barmherzigkeit ist vorüber, unser Herr im Himmel sei gepriesen! Es ist mir viel wohler in Eurer Nähe, wenn Ihr Eurer Natur getreu bleibt, wie jetzt. Jetzt kann ich mich wieder in Euch finden. Seht, gnädigste Frau, ein See ist das Gegentheil einer Insel, ein Thurm das Gegentheil eines Brunnens, eine Wasserleitung das Gegentheil einer Brücke, und ich, ich habe die Ehre, das Gegentheil der Tugend zu sein.

**Lucretia.** Gennaro ist bei ihnen, trag Sorge, daß ihm kein Leid widerfährt.

**Gubetta.** Wenn wir Beide tugendhaft würden, Ihr eine tugendhafte Frau und ich ein tugendhafter Mann, das wäre etwas Entsetzliches, und Niemand würde es glauben!

**Lucretia.** Trag Sorge, daß Gennaro kein Leid widerfährt.

**Gubetta.** Seid ruhig deßhalb.

**Lucretia.** Ich möchte ihn doch noch einmal sehen.

**Gubetta.** Ihr seht ihn ja alle Tage mit Gottes und seines Dieners Hülfe, den Ihr bestochen habt, damit er seinen Herrn überrede, sich in diesem elenden Nest da drüben, Eurem Balkon gegenüber, einzuquartiren, und so habt Ihr das unaussprechliche Glück, hinter Euern Jalousien, besagten Edelmann täglich aus- und eingehen zu sehen.

**Lucretia.** Mit ihm sprechen möchte ich. Versteh mich recht, Gubetta!

**Gubetta.** Nichts einfacher als das. Laßt ihm durch Euern Schleppträger Astolfo sagen, daß Ihr ihn zu einer beliebigen Stunde im Palast erwartet.

**Lucretia.** Das will ich thun, Gubetta. Wenn er aber nicht kommen will?

**Gubetta.** Geht hinein, Madame, ich glaube, er kommt eben mit den Vögeln, die Ihr kennt.

**Lucretia.** Halten sie Dich noch immer für den Grafen Belverana?

**Gubetta.** Sie halten mich für spanisch von Kopf bis zu Fuß. Ich bin ihr bester Freund, ich leihe ihnen Geld.

**Lucretia.** Geld? wozu?

**Gubetta.** Welche Frage! Damit sie Geld haben. Im Uebrigen ist nichts spanischer, als das Ansehen eines Bettlers zu haben und den Teufel am Schwanze zu ziehen.

**Lucretia** (leise für sich). Lieber Gott! Laß doch meinem Gennaro nichts geschehen.

**Gubetta.** Hiebei komme ich auf eine Betrachtung.

**Lucretia.** Auf welche?

**Gubetta.** Daß der Schwanz des Teufels sehr fest angewachsen sein muß, weil ihn noch keiner der vielen Tausende ausgerissen hat, die täglich daran zerren.

**Lucretia.** Einfältiger Spaßmacher!

**Gubetta.** Nun, Spaß ist Spaß.

**Lucretia.** Da kommen sie — sorge für Alles.

(Sie geht durch die niedere Thüre unter dem Balkon in den Palast.)

---

## Zweiter Auftritt.

**Gubetta.** Hierauf **Gennaro. Maffio. Jeppo. Ascanio. Apostolo. Oloferno.**

**Gubetta** (allein). Was ist es mit diesem Gennaro? Was Teufels will sie aus ihm machen? Ich weiß nicht um alle Geheimnisse meiner gebietenden Dame, da fehlt noch viel; aber dieses reizt meine Neugierde. Meiner Treu, sie hat diesmal kein Vertrauen zu mir gehabt, und sie wird sich doch nicht ein-

bilden, daß ich ihr dennoch in dieser Sache dienen werde. Mag sie sich aus dieser Intrigue mit ihrem Gennaro ziehen wie sie will. Diese Art zu lieben scheint mir seltsam von einem Weibe, das die Tochter des Roderigo Borgia und der Vanozza ist, und in deren Adern das Blut einer Hure und eines Papstes fließt! Frau Lucretia wird am Ende gar noch platonisch. Von nun an will ich mich auch über nichts mehr wundern, und wenn heute Einer kommt und mir sagt, der Papst Alexander VI. glaube an Gott, so will ich es für wahr halten! Da kommen ja meine jungen Narren vom Venediger Carneval. Sie haben da einen guten Gedanken gehabt, ein neutrales und freies Land zu verlassen und nach Ferrara zu kommen, nachdem sie die Herzogin von Ferrara tödtlich beleidigt! An ihrer Stelle hätte ich um keinen Preis mich an die Gesandtschaft angeschlossen. Aber so sind nun einmal die jungen Leute, sie stürzen sich wie blind und toll in den offenen Rachen des Tigers.

(Die Obigen treten ein, ohne Gubetta zu sehen, der sich hinter einen der Pfeiler, welche den Balkon stützen, gestellt hat, um sie zu beobachten. Sie unterhalten sich leise und scheinen beunruhigt zu sein.)

**Maffio** (leise). Sagt was Ihr wollt, es bleibt doch wahr, daß man nicht nach Ferrara kommen sollte, wenn man Frau Lucretia Borgia tödtlich beleidigt hat.

**Apostolo.** Was konnten wir thun? Der Senat hat uns hieher geschickt. Und wenn der durchlauchtigste Senat von Venedig einen Befehl gegeben hat, so gilt keine Widerrede. Einmal bezeichnet, mußten wir gehen. Inzwischen verhehle ich mir nicht, daß Lucrètia Borgia in der That eine furchtbare Feindin ist, und sie gebietet hier.

**Jeppo.** Was kann sie uns thun? Stehen wir nicht im Dienste der Republik Venedig? Gehören wir nicht zu ihrer Gesandtschaft? Ein Haar auf unserem Haupte berühren, hieße der Republik den Krieg erklären, und Ferrara reibt sich nicht gerne an Venedig.

**Gennaro** (träumend in einem Winkel der Bühne, ohne an der Unterhaltung Antheil zu nehmen). Meine Mutter! Meine Mutter! Könnte ich doch etwas für meine arme Mutter thun!

**Maffio.** Man kann Dich Deiner ganzen Länge nach ins Grab legen, Jeppo, ohne ein Haar auf Deinem Haupte zu berühren. Es gibt Gifte, die ohne Aufsehen und Geräusch, und viel besser als Beil und Dolch, diejenigen aus der Welt befördern, welche den Borgia im Wege stehen. Erinnere Dich, auf welche Weise Alexander VI. den Sultan Zizini, Bajazets Bruder, aus der Welt geschafft hat.

**Oloferno.** Und noch so viele Andere.

**Apostolo.** Was Bajazets Bruder betrifft, so ist seine Geschichte so seltsam als furchtbar. Der Papst überredete ihn, daß König Karl von Frankreich ihn bei einem gemeinschaftlichen Gastmahl vergiftet habe. Zizini glaubte ihm und nahm aus Lucretias Händen ein angebliches Gegengift, das innerhalb zwei Stunden seinen Bruder Bajazet von ihm befreite.

**Maffio.** Die Borgia haben Gifte aller Art; die einen tödten in einem Tag, die andern in einem Monat, die dritten in einem Jahr, ganz nach Belieben. Es sind abscheuliche Gifte, die den Wein schmackhafter machen, so daß man mit mehr Lust davon trinkt. Ihr glaubt Euch betrunken, Ihr seid todt. Oder auch schwindet ein Mensch plötzlich dahin, seine Haut wird runzlich, seine Augen hohl, seine Haare weiß, die Zähne fallen ihm aus, er kann nicht mehr gehen und schleppt sich nur mühsam hin. Er athmet nicht mehr, sondern röchelt; er lacht nicht mehr, er schläft nicht mehr, der Frost schüttelt ihn in der warmen Mittagssonne, ein junger Mann bekommt das Ansehen eines Greises, so zehrt er allmählig ab, bis er stirbt. Nachdem er todt ist, erinnert man sich, daß er vor sechs Monaten oder einem Jahr ein Glas Cyperwein bei einem Borgia getrunken hat. (Sich umwendend.) Seht, Ihr Herren, da kommt gerade

Montefeltro, den Ihr vielleicht kennt, er ist aus dieser Stadt und hat das Gift der Borgia im Leibe. Seht, wie er da unten vorüber schwankt.

(Im Hintergrund der Bühne geht ein Mann mit weißen Haaren, mager, schwankend, hinkend, sich auf einen Stock stützend und in einen Mantel gewickelt, vorüber.)

Ascanio. Armer Montefeltro!

Apostolo. Wie alt ist er?

Maffio. So alt wie ich, neunundzwanzig Jahre.

Olsferno. Ich sah ihn im vergangenen Jahre frisch und blühend, wie Ihr seid.

Maffio. Er hat vor drei Monaten mit unserem heiligsten Vater, dem Papst, in seinem Weinberg von Belvedere zu Nacht gespeist.

Ascanio. Das ist entsetzlich.

Maffio. Oh! Man erzählt sich wunderbare Dinge von diesen Gastmählern der Borgia.

Ascanio. Es sind zügellose Ausschweifungen, mit Giften gewürzt.

Maffio. Seht, Ihr Herren, wie verlassen dieser Platz um uns her ist. Das Volk wagt sich nicht zu nahe zum Palast seines Herzogs, aus Furcht, die Gifte, die man Tag und Nacht darin bereitet, möchten tödtlich durch die Mauern dringen.

Ascanio. Ihr Herren, Alles wohl erwogen, die Gesandten haben gestern ihre Abschiedsaudienz beim Herzog gehabt, unser Dienst kann als beendigt betrachtet werden, das Gefolge der Gesandten besteht aus fünfzig Cavalieren, in dieser Zahl würde man unser Verschwinden kaum gewahr werden, und ich glaube, daß wir wohl daran thun würden, Ferrara zu verlassen.

Maffio. Heute noch.

Jeppo. Ihr Herren, morgen ist es auch noch Zeit. Ich bin heute bei der Prinzessin Negroni, in welche ich bis zum

Tollwerden verliebt bin, zum Nachtessen eingeladen, und ich möchte nicht, daß man von mir sagte, ich sei vor der schönsten Frau von Ferrara geflohen.

**Oloferno.** Du bist auf diesen Abend bei der Prinzessin Negroni zum Nachtessen eingeladen?

**Jeppo.** Ja!

**Oloferno.** Ich auch.

**Ascanio.** Ich auch.

**Apostolo.** Ich auch.

**Maffio.** Ich auch.

**Gubetta.** Und ich auch, meine Herren!

**Jeppo.** Seht da, der Herr Graf von Belverana! Je nun, wir gehen alle zusammen hin, das wird ein lustiger Abend werden. Guten Tag, Herr von Belverana!

**Gubetta.** Gott erhalte Euch lange Jahre, Signor Jeppo!

**Maffio** (leise zu Jeppo). Ich bin noch nicht entschlossen, und wenn Du mir glauben wolltest, so gingen wir nicht zu diesem Nachtessen. Der Palast Negroni stößt an den herzoglichen Palast, und die liebenswürdigen Manieren dieses Grafen Belverana flößen mir kein sonderliches Vertrauen ein.

**Jeppo.** Du bist ein Narr, Maffio. Die Negroni ist ein liebenswürdiges Weib und dieser Belverana ein braver Mann. Ich habe mich nach ihm und seiner Familie erkundigt. Mein Vater war mit dem seinigen in den 1480er Jahren bei der Belagerung von Granada.

**Maffio.** Das beweist nicht, daß dieser hier der Sohn des Vaters ist, der mit Eurem Vater Granada belagern half.

**Jeppo.** Es steht zu Dir, Maffio, zu kommen oder nicht.

**Maffio.** Wenn Du kommst, so komme ich auch.

**Jeppo.** Nun, so lebe Jupiter hoch! Und Du, Gennaro, wirst Du nicht auch diesen Abend mit uns sein?

**Ascanio.** Hat Dich die Negroni nicht eingeladen?

**Gennaro.** Nein, die Prinzessin wird mich nicht adelig genug gefunden haben.

**Maffio** (lächelnd). Dann, Bruder, wirst Du diesen Abend für Dich zu einem kleinen Liebesabenteuer gehen, nicht wahr?

**Jeppo.** Ei! Erzähle uns doch ein wenig, was Du neulich mit Frau Lucretia geredet hast. Sie ist, wie es scheint, bis zum Wahnsinn in Dich verliebt. Die Maskenfreiheit war eine gute Gelegenheit für sie. Die Weiber maskiren sich nur, um ihr Herz desto bequemer entkleiden zu können. Maskirtes Gesicht, nacktes Herz.

Seit einigen Augenblicken ist **Donna Lucretia** auf dem Balkon, dessen Jalousien sie halb geöffnet hat. Sie hört zu.

**Maffio.** Ah! Du hast Dich gerade ihrem Balkon gegenüber einquartirt. Gennaro! Gennaro!

**Apostolo.** Das ist nicht ohne Gefahr, lieber Freund, denn, wie man hört, so ist der würdige Herzog von Ferrara ein sehr eifersüchtiger Ehemann.

**Oloferno.** Nun, Gennaro, gestehe uns offen, wie weit Du in Deiner Liebschaft mit Lucretia Borgia gekommen bist.

**Gennaro.** Ihr Herren! Noch ein Wort zu mir von dieser abscheulichen Frau, so werden Schwerter in der Sonne blitzen!

**Lucretia** (auf dem Balkon für sich). Hah!

**Maffio.** Bloßer Spaß, Gennaro. Aber man sollte doch, wie es mir scheint, von dieser Frau reden dürfen, da Du ihre Farben trägst.

**Gennaro.** Was willst Du damit sagen?

**Maffio** (auf Gennaro's Schärpe deutend). Diese Schärpe!

**Jeppo.** Das sind in der That Lucretia Borgia's Farben.

**Gennaro.** Fiammetta hat sie mir geschickt.

**Maffio.** Das glaubst Du. Lucretia hat es Dir sagen

lassen. Aber Lucretia hat diese Schärpe mit eigenen Händen für Dich gestickt.

**Gennaro.** Weißt Du das gewiß, Maffio! Von wem hast Du das erfahren?

**Maffio.** Von Deinem Diener, der Dir die Schärpe gegeben, und den sie bestochen hat.

**Gennaro.** Verflucht! (Er nimmt die Schärpe ab, zerreißt sie und tritt sie mit Füßen.)

**Lucretia** (für sich). Ha! (Sie schließt den Laden und zieht sich zurück.)

**Maffio.** Sie ist gleichwohl ein schönes Weib.

**Jeppo.** Ja, aber ihre Schönheit hat etwas Unheimliches.

**Maffio.** Es ist ein Goldstück mit dem Bildniß des Satans.

**Gennaro.** Verflucht sei diese Lucretia Borgia! Ihr sagt, dieses Weib liebe mich! Desto besser, das soll ihre Strafe sein! Ihr Anblick erfüllt mich nur mit Abscheu! So ist es, gegen ein Weib, das uns liebt, kann man nicht gleichgültig sein, man muß sie wieder lieben oder hassen. Und wie sollte man diese lieben! Solche Weiber verfolgen Einen mit ihrer Liebe, je mehr man sie haßt. Dieses Weib stellt mir auf Schritt und Tritt nach. Wodurch habe ich wohl die Liebe einer Lucretia Borgia verdient? Das ist ein schmähliches Unglück! Ihr könnt nicht glauben, wie verhaßt mir dieses gottlose Weib ist, seit ich in jener Nacht auf eine so eindringliche Weise ihren Namen erfahren. Sonst sah ich Lucretia Borgia nur von ferne, durch tausend Zwischenräume, wie ein furchtbares Gespenst, das, ein Schrecken der ganzen Welt, Italien überschattet. Jetzt ist dieses Gespenst dasjenige, das mich verfolgt, das zu den Häupten meines Bettes sitzt. Das ist abscheulich! Hier steht ihr schändlicher Palast, Palast der Ausschweifung, des Verraths, des Meuchelmords, des Ehebruchs, der Blutschande, aller Verbrechen, Palast der Lucretia Borgia! Da ich

das Schandzeichen nicht auf die Stirne dieses Weibes drücken kann, so will ich es wenigstens ihrem Palast eindrücken.

(Er steigt auf die steinerne Bank, die unterhalb des Balkons ist, und grabt mit seinem Dolche den ersten Buchstaben des Namens Borgia aus, so daß nur noch das Wort: Orgia übrig bleibt.)

**Maffio.** Was Teufels macht er da?

**Jeppo.** Gennaro, dieser Buchstabe weniger in Lucretia Borgia's Namen ist ein Kopf weniger auf Deinen Schultern.

**Gubetta.** Signor Gennaro, dieses Wortspiel wird morgen die Hälfte der Stadt auf die Folter bringen.

**Gennaro.** Wenn man den Schuldigen sucht, werde ich meinen Namen nennen.

**Gubetta** (für sich). Das wäre mir lieb, denn es würde Dame Lucretia in Verlegenheit bringen.

(Seit einiger Zeit gehen zwei schwarzgekleidete Männer auf dem Platze auf und ab und beobachten.)

**Maffio.** Ihr Herren, das sind ein paar Leute von verdächtigem Aussehen, die uns etwas neugierig betrachten. Wir würden, glaube ich, wohl thun, uns zu trennen. Mach keine dummen Streiche mehr, Bruder Gennaro!

**Gennaro.** Sei ruhig, Maffio, Deine Hand! Ihr Herren, viel Vergnügen auf diese Nacht!

(Er geht in sein Haus. Die Andern zerstreuen sich.)

---

## Dritter Auftritt.

### Die beiden schwarzgekleideten Männer.

**Erster Mann.** Was Teufels machst Du da, Rustighello?

**Zweiter Mann.** Ich warte, bis Du gehst, Astolfo.

**Erster Mann.** Wirklich?

**Zweiter Mann.** Und Du, was machst Du da, Astolfo?

**Erster Mann.** Ich warte, bis Du gehst, Rustighello!

**Zweiter Mann.** Mit wem hast Du es denn zu thun, Astolfo?

**Erster Mann.** Mit dem Menschen, der in dieses Haus gegangen ist. Und Du, mit wem hast Du zu thun?

**Zweiter Mann.** Mit dem nämlichen.

**Erster Mann.** Der Teufel!

**Zweiter Mann.** Was willst Du mit ihm machen?

**Erster Mann.** Ich will ihn zur Herzogin führen. Und Du?

**Zweiter Mann.** Ich will ihn zum Herzog führen.

**Erster Mann.** Der Teufel!

**Zweiter Mann.** Was wartet seiner bei der Herzogin?

**Erster Mann.** Die Liebe, ohne Zweifel. Und bei dem Herzog?

**Zweiter Mann.** Wahrscheinlich der Galgen.

**Erster Mann.** Was ist jetzt zu thun? Er kann nicht bei dem Herzog und der Herzogin zugleich sein, nicht zugleich geliebt und gehängt werden.

**Zweiter Mann.** Hier ist ein Goldstück. Kopf oder Rücken, wer ihn haben soll?

**Erster Mann.** Meinetwegen.

**Zweiter Mann.** Verliere ich, so sage ich dem Herzog, der Vogel sei bereits ausgeflogen gewesen. Was gehen mich des Herzogs Händel an! (Er wirft das Goldstück in die Luft.)

Erster Mann. Rücken.

Zweiter Mann (auf den Boden blickend). Kopf!

Erster Mann. So wird er gehängt. Nimm ihn! Adieu!

Zweiter Mann. Schönen Dank! guten Abend!

(Erster Mann geht ab. Zweiter Mann öffnet die niedere Thüre under dem Balkon, geht hinein und kommt gleich darauf mit vier Sbirren wieder heraus, mit denen er an die Thüre des Hauses klopft, in welches Gennaro gegangen ist. Der Vorhang fällt.)

---

# Zweiter Akt.

# Das Ehepaar.

## Personen.

Donna Lucretia Borgia.
Don Alfonso d'Este.
Gennaro.
Maffio Orsini.
Rustighello.
Ein Thürsteher.

# Zweiter Akt.

## Erste Abtheilung.

Ein Saal im herzoglichen Palaste zu Ferrara. Prächtige Möbel im Geschmacke des Schlusses des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien. Der herzogliche Lehnstuhl von rothem Sammt, mit dem Wappen des Hauses d'Este gestickt. Daneben ein mit rothem Sammt bedeckter Tisch. Im Hintergrund eine große Thüre. Rechts eine kleine Thüre. Links eine andere kleine maskirte Thüre. Hinter der kleinen maskirten Thüre erblickt man den Anfang einer Schneckentreppe, die sich unter dem Gebälke verliert und durch ein langes enges Gitterfenster beleuchtet ist.

---

## Erster Auftritt.

**Don Alfonso d'Este** in prächtigem Anzug mit den Farben seines Hauses. **Rustighello** in die nämlichen Farben gekleidet, aber von geringerem Stoffe.

**Rustighello.** Eure ersten Befehle sind vollzogen, gnädigster Herr! Jetzt erwarte ich die weiteren.

**Don Alfonso.** Nimm diesen Schlüssel, gehe in die Galerie Numa, zähle alle Fächer des Tafelwerks, von der großen gemalten Figur an, die zunächst an der Thüre ist und Herkules, Jupiters Sohn, einen unserer Vorfahren, vorstellt. Wenn Du an das dreiundzwanzigste Fach kommst, wirst Du unter einer Goldborte eine kleine Oeffnung finden. Stecke den Schlüssel in diese Oeffnung. Das Fach wird sich in seinen Angeln drehen, wie eine Thüre. In dem geheimen Schubfach, das darunter versteckt ist, wirst Du auf einer Krystallplatte eine goldene und eine silberne Flasche mit zwei Bechern von Email finden. In

der silbernen Flasche ist reines Wasser, in der goldenen geschwängerter Wein. Du trägst die Krystallplatte, so wie sie ist, in das hier anstoßende Kabinet, und, Rustighello, wenn Du je von dem berüchtigten Gifte der Borgia mit Schrecken vernommen, so wirst Du Dich wohl hüten, die goldene Flasche zu berühren.

**Rustighello.** Weiter nichts, gnädigster Herr?

**Don Alfonso.** Nein! Du nimmst Deinen besten Degen und machst Dich fertig in diesem Kabinet, bleibst hinter der Thüre stehen, so daß Du Alles hören kannst, was hier vorgeht. Auf das erste Zeichen, das ich mit dieser silbernen Glocke, deren Ton Du kennst, geben werde, kommst Du herein. Wenn ich bloß rufe: Rustighello! so kommst Du mit der Krystallplatte. Wenn ich aber die Glocke läute, so kommst Du mit dem Schwert.

**Rustighello.** Ganz wohl, gnädigster Herr!

**Don Alfonso.** Du kommst mit dem bloßen Schwert, damit Du mit dem Ziehen keine Zeit verlierst.

**Rustighello.** Wohl!

**Don Alfonso.** Rustighello! Nimm zwei Schwerter. Eines kann zerbrechen. Jetzt geh. (Rustighello ab durch die kleine Thüre.)

**Ein Thürsteher** (durch die Thüre im Hintergrund eintretend). Unsere gnädigste Frau die Herzogin wünscht unsern gnädigsten Herrn den Herzog zu sprechen.

**Don Alfonso.** Laßt unsere gnädigste Frau eintreten.

---

## Zweiter Auftritt.

### Don Alfonso. Donna Lucretia.

**Lucretia** (ungestüm eintretend). Herr, Herr, das ist unwürdig, gehässig, schändlich! Jemand aus Eurem Volke, hört Ihr, Don

Alfonso? — Jemand aus Eurem Volke hat den Namen Eures Weibes verstümmelt, der unterhalb meinem Familienwappen auf der Vorderseite Eures Palastes eingegraben ist. Und dies ist öffentlich, am hellen Tage geschehen! Von wem? — Ich weiß es nicht, aber es ist ein schändlicher und verwegener Streich. Man hat aus meinem Namen einen schmachvollen Aushängeschild gemacht, und Euer Pöbel von Ferrara, der schändlichste Pöbel in ganz Italien, steht da vor meinem Wappen, wie vor einem Pranger, und macht sich lustig. Glaubt Ihr wohl, Don Alfonso, daß ich mir das werde gefallen lassen, und daß ich nicht lieber auf einmal an einem Dolchstich sterben würde, als an den tausendfältigen vergifteten Nadelstichen der Satyre und des Spottes? Bei Gott, gnädigster Herr, man geht seltsam mit mir um in Eurem Herzogthum Ferrara! Ich fange an, es satt zu werden, und ich finde an Euch ein gar zu ruhiges und gnädiges Wesen, während man den guten Ruf Eures Weibes durch alle Pfützen Eurer Stadt schleppt. Für diesen Schimpf muß ich blutige Genugthuung haben, das sage ich Euch hiemit, Herr Herzog! Haltet Euch bereit, strenges Recht zu üben. Was da geschehen ist, ist nichts Geringes. Glaubt Ihr etwa, daß mir an Niemands Achtung liegt, und daß mein Gemahl aufhören kann, mein Ritter zu sein? Nein, nein, gnädigster Herr! Wer heirathet, schützt, wer die Hand gibt, gibt den Arm. Drum zähle ich auf Euch. Jeden Tag neue Beleidigungen, und ich sehe Euch nie besonders davon ergriffen. Bespritzt denn dieser Koth, womit man mich wirft, nicht auch Euch, Don Alfonso? Kommt doch einmal ein wenig in Harnisch, daß ich endlich einmal sehe, wie Ihr Euch mir zu lieb erzürnt! Wenn ich durch meine Mitgift Eure Erbstaaten verdoppelt, wenn ich Euch nicht bloß die goldene Rose und den Segen des heiligen Vaters, sondern, was mehr Platz auf der Oberfläche der Welt einnimmt, Siena, Rimini, Cesena, Spoleto, Piombino und mehr Städte,

als Ihr Schlösser hattet, und mehr Herzogthümer, als Ihr Baronien besaßet, zugebracht; wenn ich Euch zum mächtigsten Edelmann in ganz Italien gemacht habe, so werde ich wohl verlangen dürfen, daß Ihr meinen Namen nicht von dem Pöbel Eurer Hauptstadt im Koth schleifen lasset! Darum, Don Alfonso, erkläre ich Euch, daß dieses Verbrechen auf's Strengste bestraft werden muß, oder ich werde mich beim Papst und dem Herzog von Valentinois beklagen, der mit fünfzehntausend Mann zu Forli steht. Und nun seht zu, Herr Herzog von Ferrara, ob es der Mühe lohnt, Euch deßhalb von Eurem herzoglichen Lehnstuhl zu erheben!

**Don Alfonso.** Madame, das Verbrechen, worüber Ihr Euch beklagt, ist mir bekannt.

**Lucretia.** Wie, mein Herr? Ihr kennt das Verbrechen, und der Verbrecher ist noch nicht entdeckt?

**Don Alfonso.** Der Verbrecher ist entdeckt.

**Lucretia.** Wenn er entdeckt ist, warum ist er noch nicht verhaftet?

**Don Alfonso.** Er ist verhaftet.

**Lucretia.** Wenn er verhaftet ist, warum ist er noch nicht bestraft?

**Don Alfonso.** Er wird es werden. Ich wollte nur zuvor Eure Meinung über die Strafe hören.

**Lucretia.** Daran habt Ihr wohl gethan, Herr Herzog. Wo ist er?

**Don Alfonso.** Hier im Schlosse.

**Lucretia.** Hier? — Ha! Man muß ein Beispiel geben, hört Ihr, mein Herr? Es ist ein Majestäts-Verbrechen. Solche Verbrechen kosten Kopf und Hand, welche sie ausgedacht und begangen haben. So, er ist hier? So will ich ihn doch sehen.

**Don Alfonso.** Das ist gleich geschehen. Bautista!

(Der Thürsteher tritt ein.)

**Lucretia.** Noch ein Wort, bevor der Schuldige eingeführt wird. Wer dieser Mensch auch sei, ob aus Eurer Stadt, ob von Eurem Hof, so gebt mir Euer Wort als gekrönter Herzog, daß er dieses Haus nicht lebend verlassen wird.

**Don Alfonso.** Ich gebe Euch darauf mein herzogliches Wort. Ich gebe es Euch, merkt es wohl, Madame!

**Lucretia.** Ich will es mir merken, das versteht sich. Jetzt führt den Verbrecher vor, daß ich ihn selbst verhören kann.

**Don Alfonso** (zum Thürsteher). Laßt den Gefangenen eintreten! (Die Thüre im Hintergrund öffnet sich. Gennaro, ohne Waffen, tritt zwischen zwei Trabanten ein. Zu gleicher Zeit sieht man Rustighello in dem kleinen Gemache hinter der maskirten Thüre erscheinen; er trägt eine Krystallplatte, worauf eine goldene und eine silberne Flasche und zwei Becher stehen. Er stellt die Platte auf das Fenstergesimse, zieht sein Schwert und hält sich hinter der Thüre bereit.)

---

## Dritter Auftritt.

### Die Vorigen. Gennaro.

**Lucretia.** Gennaro!

**Don Alfonso** (nähert sich ihr, leise und mit einem Lächeln). Kennt Ihr diesen Menschen?

**Lucretia.** Gennaro! Welches Unglück, großer Gott! (Sie betrachtet ihn angstvoll. Er wendet die Augen von ihr ab.)

**Gennaro.** Gnädigster Herr, ich bin ein unbekannter Capitano und spreche zu Euch mit der gebührenden Achtung. Eure Durchlaucht haben mich diesen Morgen in meiner Wohnung verhaften lassen. Was wollt Ihr von mir?

**Don Alfonso.** Signor Capitano, ein Majestätsverbrechen ist diesen Morgen dem Hause gegenüber begangen worden, das Ihr bewohnt. Der Name unserer vielgeliebten Gemahlin und Base, Donna Lucretia Borgia, ist auf der Vorderseite Unseres

herzoglichen Palastes schändlich verstümmelt worden. Wir suchen den Schuldigen.

**Lucretia.** Dieser hat es nicht gethan! Es ist ein Mißverständniß, Don Alfonso! Dieser junge Mann ist es nicht!

**Don Alfonso.** Woher wißt Ihr das?

**Lucretia.** Ich weiß es gewiß. Dieser junge Mann ist nicht aus Ferrara, sondern aus Venedig. Also . . .

**Don Alfonso.** Was beweist das?

**Lucretia.** Das Verbrechen ist diesen Morgen geschehen, und ich weiß, daß er den Morgen bei einer gewissen Fiammetta zugebracht hat.

**Gennaro.** Nein, Madame!

**Don Alfonso.** Ihr seht wohl, gnädigste Frau, daß Ihr übel berichtet seid. Ich will ihn verhören. Signor Gennaro, seid Ihr derjenige, der das Verbrechen begangen hat?

**Lucretia** (trostlos). Man erstickt hier. Luft! Luft! Ich muß ein wenig Luft haben! (Sie geht ans Fenster. Im Vorübergehen sagt sie schnell und leise zu Gennaro:) Sage, Du seist es nicht!

**Don Alfonso** (für sich). Sie hat leise mit ihm gesprochen.

**Gennaro.** Herzog Alfonso, die Fischer von Calabrien, die mich erzogen und von früher Jugend in das Meer getaucht haben, um mich stark und muthig zu machen, flößten mir einen Grundsatz ein, mit dem man oft sein Leben, niemals seine Ehre wagt: Thue was Du sagst, sage was Du thust. Herzog Alfonso, ich bin der Mann, den Ihr sucht.

**Don Alfonso** (sich zu Lucretia wendend). Ihr habt mein Wort, das Wort eines gekrönten Herzogs, gnädigste Frau!

**Lucretia.** Ich habe zwei Worte unter vier Augen mit Euch zu sprechen, gnädigster Herr. (Der Herzog gibt dem Thürsteher und der Wache ein Zeichen, sich zu entfernen.)

## Vierter Auftritt.

**Don Alfonso. Donna Lucretia.**

**Don Alfonso.** Was wollt Ihr von mir, gnädigste Frau?

**Lucretia.** Was ich von Euch will, Don Alfonso? Ich will nicht, daß dieser junge Mann sterbe.

**Don Alfonso.** Erst vor einem Augenblicke seid Ihr wie ein Sturmwind hier eingetreten, vor Zorn weinend, habt Euch beklagt, daß Ihr beschimpft worden seid, habt mit Geschrei und beleidigenden Reden das Haupt des Schuldigen gefordert, habt mir mein herzogliches Wort abgenommen, daß er nicht lebendig dieses Haus verlassen solle, ich habe Euch dieses Wort gegeben, und jetzt wollt Ihr nicht, daß er sterbe. Bei Christi Wunden, Madame, das ist seltsam!

**Lucretia.** Ich will nun einmal, daß dieser junge Mann nicht sterben soll, Herr Herzog.

**Don Alfonso.** Madame, Edelleute von meinem Rang und Ruf pflegen ihr Wort nicht verpfändet zu lassen. Ihr habt mein Wort, ich muß es lösen. Ich habe geschworen, daß der Schuldige sterben soll, er wird sterben. Und Ihr, Madame, könnt die Art seines Todes wählen.

**Lucretia** (lächelnd und mit angenommener Munterkeit). Don Alfonso, Don Alfonso, in der That, wir Beide sprechen da närrische Dinge. Ihr habt allerdings Recht, ich bin ein unvernünftiges Weib. Mein Vater hat mich verwöhnt. Das ist nun einmal so. Von meiner Kindheit an hat man alle meine Launen befriedigt. Was ich vor einer Viertelstunde wollte, will ich jetzt nicht mehr. Ihr wißt ja, Don Alfonso, daß ich immer so war. Sitzt ein wenig zu mir her und laßt uns plaudern, zärtlich, traulich, wie Mann und Weib!

**Don Alfonso** (den Galanten spielend). Donna Lucretia, Ihr

seid meine Dame, und ich fühle mich höchst glücklich, wenn es Euch gefällt, mich einen Augenblick zu Euren Füßen zu sehen.

(Er setzt sich neben sie.)

**Lucretia.** Wie ist es doch so schön, wenn man sich gegenseitig versteht! Wißt Ihr auch, Alfonso, daß ich Euch noch eben so liebe, wie am ersten Tage unserer Heirath, an dem Tage, wo Ihr einen so glänzenden Einzug in Rom hieltet, zwischen dem Herzog von Valentinois, meinem Bruder, und dem Kardinal Hippolyt d'Este, dem Eurigen. Ich stand auf dem Balkon des päpstlichen Palastes. Ich denke noch immer an den schönen Schimmel, den Ihr rittet, an sein goldenes Sattelzeug, und daß Ihr darauf aussaht wie ein König!

**Don Alfonso.** Gnädigste Frau, Ihr wart noch viel schöner, viel glänzender unter Eurem silbernen Thronhimmel.

**Lucretia.** Oh! sprecht nicht von mir, gnädigster Herr, wenn ich von Euch rede. Alle Prinzessinen Europas beneiden mich um meinen Gemahl, den ersten Ritter der Christenheit. Und ich liebe Euch in der That wie ein Mädchen von achtzehn Jahren. Ihr wißt, daß ich Euch liebe, nicht wahr, Alfonso? Ich will nicht hoffen, daß Ihr je daran zweifelt. Ich bin bisweilen kalt und zerstreut, das liegt in meinem Charakter, nicht in meinem Herzen. Hört, Alfonso, wenn Ihr mich darüber mit sanften Worten tadeltet, so würde ich diesen Fehler bald ablegen. Oh, wie süß ist es, sich zu lieben, wie wir Beide! Gebt mir Eure Hand. Alfonso, umarmt mich! In der That, wenn ich jetzt daran denke, so kommt es mir sehr lächerlich vor, daß ein Fürst und eine Fürstin, wie Ihr und ich, die auf dem schönsten herzoglichen Throne sitzen, den es auf der Welt gibt, und die sich lieben, im Begriffe waren, sich um eines ärmlichen Abenteurers, um eines jämmerlichen venetianischen Capitano willen, zu zanken! Man muß diesen Menschen fortjagen und nicht mehr an ihn denken. Er soll sich packen, der Schuft, nicht

wahr, Alfonso? Was kümmern sich der Löwe und die Löwin um eine summende Fliege? Wißt Ihr auch, gnädigster Herr, daß, wenn diese herzogliche Krone der Preis für den schönsten Ritter wäre, Ihr sie abermals bekommen würdet! Ich will nur gleich in Eurem Namen Bautista sagen, daß er diesen Gennaro alsbald aus Ferrara fortjagen lasse!

**Don Alfonso.** Es hat keine solche Eile.

**Lucretia** (mit affektirtem Frohsinn). Es ist mir nur darum, daß ich nicht mehr an die Sache denken dürfte. Laßt mich diese Geschichte nach meinem Gefallen ausmachen.

**Don Alfonso.** Ich will sie nach meinem Gefallen beenden.

**Lucretia.** Mein lieber Alfonso, Ihr habt ja gar keinen Grund, den Tod dieses Menschen zu wünschen.

**Don Alfonso.** Und mein herzogliches Wort, das ich Euch gegeben habe? Das Wort eines Fürsten ist heilig.

**Lucretia.** Das sind Redensarten für das Volk. Aber unter uns, Alfonso, wissen wir ja, was daran ist. Der heilige Vater hatte Karl VIII. von Frankreich Zizini's Leben zugesagt, Seine Heiligkeit hat ihn darum nicht minder vergiften lassen. Der Herzog von Valentinois hat sich auf Ehrenwort als Geisel gestellt und ist nichtsdestoweniger bei der ersten Gelegenheit aus dem französischen Lager entflohen. Ihr selbst habt den Petrucci versprochen, ihnen Siena zurückzugeben, Ihr habt es nicht gethan, und es war auch nicht nöthig. Die Geschichte wimmelt von Beispielen dieser Art. Wenn man alle Schwüre halten müßte, so könnten weder Fürsten noch Völker mehr bestehen. Unter uns, Alfonso, ein Eid und Schwur wird nur dann gehalten, wenn man nicht anders kann.

**Don Alfonso.** Gleichwohl, Donna Lucretia, ist ein Eid ...

**Lucretia.** Verschont mich mit den üblichen Redensarten, die für den Pöbel gut sind. Ich bin nicht so dumm. Sagt mir lieber, Don Alfonso, ob Ihr irgend einen Grund habt,

diesem Gennaro übel zu wollen. Nicht? Je nun, so bewilligt mir sein Leben. Ihr hattet mir seinen Tod bewilligt. Was liegt Euch am Leben oder Tod dieses Menschen? Ich bin der beleidigte Theil, und wenn es mir nun gefällig ist, den Verbrecher zu begnadigen, was liegt Euch daran?

**Don Alfonso.** Gerade weil er Euch, meine geliebte Gattin, beleidigt hat, will ich ihn nicht begnadigen.

**Lucretia.** Wenn Ihr mich liebt, Alfonso, werdet Ihr mir diese Bitte nicht länger abschlagen. Ich will nun einmal gnädig sein, und das wird mich bei Eurem Volke beliebt machen. Ich will von Eurem Volke geliebt sein. Durch Barmherzigkeit müssen Könige dem Bilde Gottes gleich werden. Wir wollen gnadenvoll regieren. Dieses arme Italien hat ohne uns Tyrannen genug. Damit sei die Sache beendigt. Setzt diesen Gennaro in Freiheit. Es ist eine Laune von mir, wenn Ihr so wollt, aber Weiberlaunen haben etwas Heiliges und Erhabenes, wenn sie das Haupt eines Menschen retten.

**Don Alfonso.** Ich kann nicht, theure Lucretia.

**Lucretia.** Ihr könnt nicht? Und warum könnt Ihr mir nicht eine solche Kleinigkeit bewilligen, wie das Leben dieses Capitano ist?

**Don Alfonso.** Ihr fragt mich warum, mein Herzensschatz?

**Lucretia.** Ja, warum?

**Don Alfonso.** Darum, Madame, weil dieser Capitano Euer Liebhaber ist.

**Lucretia.** Himmel!

**Don Alfonso.** Darum, weil Ihr ihm nach Venedig nachgelaufen seid! Weil Ihr ihm durch die ganze Welt und bis in die Hölle nachlaufen würdet! Darum, weil ich Euch nachlief, während Ihr ihm nachliefet, weil ich Euch gesehen habe, wie Ihr maskirt und liebestrunken vor ihm standet! Weil Ihr erst noch vor wenigen Augenblicken einen Flammenblick, in Thränen

glänzend, auf ihn geworfen habt! Weil Ihr ihm, woran ich nicht zweifle, Euch ganz hingegeben habt! Weil es jetzt der Schande und des Ehebruchs genug ist! Weil ich meine Ehre rächen und einen Graben von Blut rings um mein Ehebett ziehen will, versteht Ihr's, Madame!

Lucretia. Don Alfonso . . .

Don Alfonso. Schweigt! Wacht nun über das Leben Eurer Liebhaber, Lucretia! Die Thüre, durch die man in Euer Schlafzimmer geht, mögt Ihr mit einem Thürsteher Eurer Wahl besetzen, aber an die Thüre, durch die man hinausgeht, werde ich einen Thürsteher nach meiner Wahl bestellen: einen Scharfrichter!

Lucretia. Gnädigster Herr, ich schwöre Euch . . .

Don Alfonso. Schwört nicht, Madame! Eid und Schwur sind nur für den dummen Pöbel. Verschont mich mit solchen Redensarten.

Lucretia. Wenn Ihr wüßtet . . .

Don Alfonso. Hört, Madame, ich hasse diese ganze abscheuliche Familie Borgia, und Euch, die ich so thöricht liebte, vor Allen! Es ist endlich einmal Zeit, daß ich Euch offen Alles ins Gesicht sage. Es ist eine Schande und Schmach, in unseren beiden Personen das Haus d'Este, das älter ist als die Valois und die Tudor, das Haus d'Este, sage ich, und die Familie Borgia, die nicht einmal Borgia heißt, sondern Lenzuoli oder Lenzolio, der Teufel weiß wie, vereinigt zu sehen! Ich verabscheue Euern Bruder Cäsar, der natürliche Blutflecken im Gesicht hat! Euern Bruder Cäsar, der Euern Bruder Johann umgebracht hat! Ich verabscheue Eure Mutter Rosa Vanozza, die alte spanische Hure, die jetzt zu Rom ein Aergerniß ist, wie ehemals zu Valencia! Und Eure angeblichen Neffen, die Herzoge von Sermoneto und Nepi; saubere Herzoge, meiner Treu! Herzoge von gestern! Herzoge mit gestohlenen Herzogthümern. Laßt mich zu Ende kommen! Ich verabscheue Euern Vater, der Papst

ist, und ein Serail von Weibern hat, wie der türkische Sultan Bajazet, Euern Vater, welcher der Antichrist ist, Euern Vater, der die Galeeren mit erlauchten Personen und das heilige Collegium mit Banditen bevölkert, Galeerensklaven und Kardinäle, beide roth gekleidet. Wer sind nun die Galeerensklaven und wer die Kardinäle? Jetzt könnt Ihr gehen!

**Lucretia.** Gnädigster Herr! Gnädigster Herr! Ich erflehe von Euch, auf den Knieen und mit gefalteten Händen, im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau, im Namen Eures Vaters und Eurer Mutter, das Leben dieses Mannes.

**Don Alfonso.** Das heiße ich lieben! Seinen Leichnam könnt Ihr haben, und das, ehe eine Stunde vergeht.

**Lucretia.** Gnade für Gennaro!

**Don Alfonso.** Wenn Ihr wüßtet, wie fest sein Tod bei mir beschlossen ist, so würdet Ihr kein Wort mehr darüber verlieren. Ich sage Euch, er ist schon so gut als todt.

**Lucretia** (aufstehend). Ah! Hüte Dich, Don Alfonso von Ferrara, mein vierter Mann!

**Don Alfonso.** Spielt nicht die Furchtbare, Madame. Bei meiner Seele, ich fürchte Euch nicht! Ich kenne Eure Schliche. Ich werde mich nicht vergiften lassen, wie Euer erster Mann, jener arme spanische Edelmann, dessen Namen ich nicht mehr weiß, und Ihr auch nicht! Ich werde mich nicht fortjagen lassen, wie Euer zweiter Mann, Johann Sforza, Herr von Pesaro, der Einfaltspinsel! Ich werde mich nicht auf irgend einer Treppe mit Lanzen todtstechen lassen, wie Euer dritter Mann, Don Alfonso von Arragonien, dieser schwächliche Knabe, dessen Blut die Dielen kaum etwas mehr besudelt hat, als Quellwasser! Ich, Madame, ich bin ein Mann! Der Name Herkules kommt nicht selten vor in meiner Familie. Beim Himmel! Meine Stadt und mein Herzogthum wimmeln von Soldaten, und ich selbst bin ein Soldat, und ich habe noch nicht, wie

dieser arme König von Neapel, mein gutes Geschütz an den Papst, Euern heiligsten Vater, verkauft!

Lucretia. Herr, Ihr werdet bereuen, was Ihr da gesagt habt, Ihr vergeßt, wer ich bin!

Don Alfonso. Ich weiß gar wohl, wer Ihr seid, aber ich weiß auch, wo Ihr seid. Ihr seid die Tochter des Papstes, aber Ihr seid nicht zu Rom; Ihr seid Regentin zu Spoleto, aber Ihr seid nicht zu Spoleto; Ihr seid Weib, Unterthanin und Magd des Don Alfonso, Herzogs von Ferrara, und Ihr seid zu Ferrara! (Donna Lucretia, bleich vor Zorn und Schrecken, blickt den Herzog starr an und weicht langsam vor ihm zurück, bis zu einem Lehnsessel, in den sie wie vernichtet niedersinkt.) Ah! das wundert Euch, Ihr habt Furcht vor mir, Madame, bis jetzt fürchtete ich Euch. Von nun an soll es also sein, und zum guten Anfang soll jetzt der erste Eurer Liebhaber sterben.

Lucretia (mit schwacher Stimme). Seid doch vernünftig, Don Alfonso. Wenn dieser Mensch der nämliche ist, der ein Majestätsverbrechen an mir begangen hat, so kann er nicht zugleich mein Liebhaber sein.

Don Alfonso. Warum denn nicht? In einem Anfall von Verdruß, von Zorn, von Eifersucht, er ist vielleicht auch eifersüchtig. Was kann ich wissen? Kurz und gut, dieser Mensch muß sterben. So will ich es haben. Dieser Palast ist mit Soldaten angefüllt, die mir ergeben sind und nur mich kennen. Er kann nicht entrinnen. Ihr könnt nichts hindern, Madame. Ich habe Euch die Wahl der Todesart gelassen, entschließt Euch!

Lucretia (die Hände ringend). O mein Gott! O mein Gott! O mein Gott!

Don Alfonso. Ihr gebt keine Antwort? So will ich ihn denn im Vorzimmer niederstechen lassen.

(Er will gehen, sie hält ihn am Arm zurück.)

Lucretia. Halt!

Don Alfonso. Oder wollt Ihr ihm lieber selbst ein Glas Syrakuser einschenken?

Lucretia. Gennaro!

Don Alfonso. Er muß sterben.

Lucretia. Nicht durch das Schwert.

Don Alfonso. Mir gleichviel, wie er stirbt. Welche Todesart wählt Ihr?

Lucretia. Die andere.

Don Alfonso. Habt wohl Acht, daß Ihr Euch nicht vergreift! Ihr werdet ihm aus der goldenen Flasche einschenken, die Euch wohl bewußt ist. Ich werde dabei sein. Glaubt ja nicht, daß ich dieses Zimmer verlassen werde.

Lucretia. Ich werde thun, was Ihr verlangt.

Don Alfonso. Bautista! (Der Thürsteher tritt ein.) Bringt den Gefangenen!

Lucretia. Ihr seid ein schrecklicher Mensch!

---

## Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Gennaro. Wache.

Don Alfonso. Was höre ich, Signor Gennaro? Was Ihr diesen Morgen thatet, ist bloß aus Unbesonnenheit geschehen, nicht aus böser Absicht. Ihr seid sonst ein braver und tapferer Mann, und die Frau Herzogin verzeiht Euch. Ihr könnt frisch und gesund nach Venedig zurückkehren. Gott behüte mich, daß ich die erlauchte Republik Venedig eines guten Dieners und die Christenheit eines tapferen Armes berauben sollte, wenn die Gewässer von Cypern und Candia von Götzendienern und Sarazenen wimmeln!

Gennaro. Ich muß gestehen, daß ich einen andern Aus-

gang erwartet habe, gnädigster Herr! Inzwischen danke ich Euer Durchlaucht. Die Gnade ist eine fürstliche Tugend, und wer hienieden Gnade übt, dem wird Gott jenseits barmherzig sein.

**Don Alfonso.** Capitano, ist der Dienst der Republik Venedig gut, und wie viel trägt er im Durchschnitt jährlich ein?

**Gennaro.** Ich habe eine Compagnie von fünfzig Lanzen, die ich kleide und unterhalte. Die durchlauchtigste Republik bezahlt mir dafür, Gnadengeschenke und zufällige Einnahmen ungerechnet, jährlich zweitausend Zechinen.

**Don Alfonso.** Und wenn ich Euch viertausend anböte, würdet Ihr dann bei mir Dienste nehmen?

**Gennaro.** Ich könnte nicht. Ich bin noch für fünf Jahre im Dienste der Republik. Ich bin gebunden.

**Don Alfonso.** Gebunden! Wodurch?

**Gennaro.** Durch einen Eid.

**Don Alfonso** (leise zu Lucretia). Es scheint, daß diese Leute ihre Eide halten, Madame! (Laut.) Laßt uns nicht weiter davon reden, Signor Gennaro!

**Gennaro.** Ich habe nicht feig um mein Leben gebeten; da Ihr es mir aber freiwillig laßt, so will ich Euch jetzt etwas sagen. Euer Durchlaucht erinnert sich des Sturms von Faenza, es sind jetzt zwei Jahre. Der Herr Herzog Herkules d'Este, Euer Vater, stand in großer Gefahr, von zwei Bogenschützen niedergemacht zu werden. Ein unbekannter Soldat rettete ihm das Leben.

**Don Alfonso.** Ja, und man hat diesen Soldaten nie auffinden können.

**Gennaro.** Ich war es.

**Don Alfonso.** Das verdient Belohnung, Signor Capitano. Wollt Ihr nicht diese Börse voll Zechinen annehmen?

**Gennaro.** Wir schwören beim Eintritt in den Dienst der Republik, nie Geld von fremden Fürsten anzunehmen. Wenn

Ihr aber erlaubt, so nehme ich diese Börse an und gebe sie in meinem Namen diesen wackeren Soldaten.

(Er deutet auf die Wache.)

**Don Alfonso.** Nach Eurem Belieben. (Gennaro nimmt die Börse.) Jetzt aber müßt Ihr, nach altem löblichem Gebrauch, auf gute Freundschaft ein Glas Syrakuser mit mir leeren.

**Gennaro.** Mit Vergnügen, gnädigster Herr!

**Don Alfonso.** Und um Euch, als dem Retter meines Vaters, Ehre zu erweisen, so soll ihn Euch die Herzogin mit eigener Hand einschenken. (Gennaro verbeugt sich und geht in den Hintergrund, um das Geld unter die Wache auszutheilen. Der Herzog ruft:) Rustighello! (Rustighello tritt mit der Krystallplatte ein.) Stelle die Platte auf diese Tafel! — Gut! (Nimmt Donna Lucretia an der Hand.) Madame, merkt wohl, was ich diesem Manne sagen werde. Rustighello, kehre an Deinen Platz hinter der Thüre, mit dem bloßen Schwert in der Faust, zurück, und wenn Du den Ton dieser Glocke hörst, so tritt herein. Jetzt geh! (Rustighello geht ab, und man sieht ihn hinter die Thüre treten.) Madame, Ihr werdet diesem jungen Manne selbst einschenken. Habt wohl Acht, daß Ihr ihn aus dieser goldenen Flasche bedient!

**Lucretia** (bleich und mit schwacher Stimme). Ja! Wenn Ihr wüßtet, was Ihr in diesem Augenblicke thut, welche entsetzliche That, so würdet Ihr, so entartet Ihr auch seid, davor zurückschaudern.

**Don Alfonso.** Habt Acht, daß Ihr Euch nicht in der Flasche täuscht. He, Capitano!

(Gennaro, der inzwischen sein Geld vertheilt hat, kehrt auf den Vordergrund der Bühne zurück. Der Herzog schenkt sich in einen der beiden Becher aus der silbernen Flasche ein und bringt den Becher an den Mund.)

**Gennaro.** Ich bin beschämt, gnädigster Herr, durch so viele Güte!

**Don Alfonso.** Madame, schenkt dem Herrn Gennaro ein. Wie alt seid Ihr, Capitano?

**Gennaro** (nimmt den anderen Becher und reicht ihn der Herzogin dar). Zwanzig Jahre.

**Don Alfonso** (leise zur Herzogin, welche die silberne Flasche zu nehmen versucht). Die goldene Flasche, Madame! (Sie nimmt zitternd die goldene Flasche.) Da müßt Ihr noch recht verliebt sein?

**Gennaro.** Wer ist es nicht ein wenig, gnädigster Herr?

**Don Alfonso.** Wißt Ihr auch, Madame, daß es höchst grausam gewesen wäre, im schönen Alter von zwanzig Jahren diesen Capitano dem Leben, der Liebe, dem blauen Himmel Italiens, dem Ruhm der Waffen, denen alle fürstlichen Häuser ihren Anfang verdanken, den Festen, den Maskenbällen, dem lustigen Carneval von Venedig, wo so viele Ehemänner betrogen werden, den schönen Weibern, die dieser junge Mann lieben kann, und die diesen jungen Mann lieben müssen, zu entreißen, nicht wahr, Madame? So schenkt doch dem Herrn ein! (Leise.) Wenn Ihr noch länger zaudert, so rufe ich Rustighello.

(Sie schenkt Gennaro ein, ohne ein Wort zu sagen.)

**Gennaro.** Ich danke Euch, gnädigster Herr, daß Ihr mein Leben für meine arme Mutter erhalten habt.

**Lucretia.** Oh! Entsetzlich!

**Don Alfonso** (trinkend). Auf Eure Gesundheit, Hauptmann Gennaro! Gott erhalte Euch lange Jahre!

**Gennaro.** Gnädigster Herr, ich gebe Euch den Wunsch zurück! (Er trinkt.)

**Lucretia** (für sich). Himmel!

**Don Alfonso** (für sich). Es ist geschehen! (Laut.) Lebt wohl, Signor Capitano, Ihr könnt jetzt nach Venedig zurückkehren, wann Ihr wollt. (Leise zu Donna Lucretia.) Bedankt Euch schön bei mir, Madame, ich lasse Euch allein bei ihm. Ihr habt ihm vielleicht noch Eines und das Andere zu sagen. Benützt seine letzte Viertelstunde wohl! (Er geht ab. Die Wache folgt ihm.)

---

## Sechster Auftritt.

Man sieht immer noch im Nebengemache Rustighello unbeweglich hinter der maskirten Thüre stehen.

### Donna Lucretia. Gennaro.

**Lucretia.** Gennaro! Ihr seid vergiftet!

**Gennaro.** Vergiftet? Gnädigste Frau!

**Lucretia.** Vergiftet!

**Gennaro.** Ich hätte es mir denken sollen, da Ihr den Wein eingeschenkt habt.

**Lucretia.** Nicht also, Gennaro! Raube mir nicht das bischen Kraft, das mir noch übrig bleibt, und dessen ich mehr als je bedarf. Höre mich! Der Herzog ist eifersüchtig auf Dich, er hält Dich für meinen Liebhaber. Er hat mir keine andere Wahl gelassen, als Dich vor meinen Augen niederhauen zu sehen, oder Dir selbst das Gift zu reichen, das furchtbare Gift, dessen bloßer Gedanke jeden Italiener erbleichen macht, der die Geschichte der letzten zwanzig Jahre kennt.

**Gennaro.** Ja, das Gift der Borgia!

**Lucretia.** Du hast davon getrunken. Niemand auf der Welt kennt ein Gegengift dafür, Niemand, als der Papst, der Herzog von Valentinois und ich. Siehst Du dieses Fläschchen, das ich immer in meinem Gürtel verborgen trage? In diesem Fläschchen, Gennaro, ist Dein Leben, Deine Gesundheit, Deine Rettung. Ein einziger Tropfen über Deine Lippen, und Du bist gerettet. (Sie will das Fläschchen an Gennaro's Mund bringen. Er weicht zurück.)

**Gennaro** (sie starr anblickend). Madame, wer bürgt mir dafür, daß nicht das — Gift ist, was Ihr mir als Gegengift gebt?

**Lucretia** (fällt erschöpft auf einen Sessel). O mein Gott! Mein Gott!

**Gennaro.** Heißt Ihr nicht Lucretia Borgia? Meint Ihr, ich kenne die Geschichte von Bajazets Bruder nicht? Auch ihn überredete man, er sei von Karl VIII. vergiftet, und gab ihm ein Gegengift, woran er starb. Und die Hand, die ihm dieses Gegengift reichte, ist die nämliche, welche mir jetzt dieses Fläschchen darbietet! Und der Mund, der ihm zusprach, zu trinken, ist der nämliche, der jetzt zu mir spricht!

**Lucretia.** Oh, ich elendes Weib!

**Gennaro.** Glaubt ja nicht, daß ich mich durch den Aushängeschild Eurer Liebe für mich täuschen lasse. Ihr habt irgend eine unheilbringende Absicht mit mir. Das ist augenscheinlich. Ihr wißt ohne Zweifel, wer ich bin. In diesem Augenblicke selbst lese ich auf Eurem Gesicht, daß Ihr es wißt, und es ist leicht zu sehen, daß irgend ein unüberwindlicher Grund Euch abhält, es mir jemals zu sagen. Eure Familie muß die meinige kennen, und vielleicht wollt Ihr zu dieser Stunde, indem Ihr mich vergiftet, Euch nicht an mir, sondern, wer weiß, an meiner Mutter rächen.

**Lucretia.** Deine Mutter, Gennaro! Du siehst sie vielleicht anders, als sie ist. Was würdest Du sagen, wenn sie ein lasterhaftes Weib wäre, wie ich?

**Gennaro.** Verleumdet sie nicht. Nein, meine Mutter ist kein Weib, wie Lucretia Borgia. Ich fühle sie in meinem Herzen und träume sie in meiner Seele, so wie sie ist. Ihr Bild ist mir gegenwärtig. Ich würde sie nicht lieben, wie ich sie liebe, wenn sie meiner nicht würdig wäre. Das Herz eines Sohnes täuscht sich nicht über seine Mutter. Ich würde sie hassen, wenn sie Euch gliche. Aber dem ist nicht so! Eine innere Stimme sagt mir, daß meine Mutter kein Weib der Wollust, der Blutschande, daß sie keine Giftmischerin ist. Wenn es unter der Sonne ein unschuldiges, tugendhaftes, heiliges Weib gibt, so ist es meine Mutter. So ist sie und nicht

anders, das weiß ich gewiß! Ihr kennt sie ohne Zweifel, und Ihr werdet mich nicht Lügen strafen.

**Lucretia.** Nein, Gennaro, nein! Dieses Weib, diese Mutter, die Du schilderst, die kenne ich nicht!

**Gennaro.** Doch — an wen verschwende ich meine Worte! Was kümmern eine Lucretia Borgia die Freuden oder Schmerzen einer Mutter! Ihr habt, wie ich höre, nie Kinder gehabt, wohl Euch! Hättet Ihr Kinder gehabt, sie würden ihre Mutter verläugnen. Sucht den unglücklichsten, von Gott verlassensten Menschen auf, er würde eine solche Mutter verschmähen! Der Sohn einer Lucretia Borgia sein! Eine Lucretia Borgia Mutter nennen! Oh!

**Lucretia.** Gennaro! Du bist vergiftet. Der Herzog, der Dich todt glaubt, kann jeden Augenblick zurückkommen. Ich sollte nur an Deine Rettung denken, aber Du sagst mir so furchtbare Sachen, daß ich versteinert vor Dir stehe.

**Gennaro.** Madame . . .

**Lucretia.** Es muß ein Ende nehmen. Häufe Deine ganze Verachtung auf mich, aber nimm auf der Stelle diesen Trank, denn Du bist vergiftet!

**Gennaro.** Was soll ich glauben? Der Herzog ist ein ritterlicher Mann, und ich habe seinem Vater das Leben gerettet. Euch habe ich beleidigt, und man kennt Eure Rachsucht.

**Lucretia.** Mag man mich rachsüchtig nennen, gegen Dich bin ich es nicht, Gennaro! Sollte ich mein Leben hingeben, um dem Deinigen eine Stunde hinzuzufügen, sollte ich meinen letzten Blutstropfen vergießen, um Dir eine Thräne zu ersparen, sollte ich mich auf einen Pranger stellen, um Dich auf einen Thron zu setzen, sollte ich das geringste Deiner Vergnügen mit ewiger Höllenpein erkaufen, ich würde nicht zaudern, ich würde nicht murren, ich wäre glücklich, mein Gennaro! Nie sollst Du etwas von meinem armen elenden Herzen erfahren, als daß es

voll von Dir ist! Gennaro, die Zeit eilt, das Gift greift um sich; bald würdest Du seine Wirkung fühlen, dann wäre es nicht mehr Zeit! Das Leben öffnet in diesem Augenblicke zwei dunkle Räume vor Dir, aber der eine hat weniger Minuten, als der andere — Jahre. Du mußt Dich schnell für einen von beiden entscheiden. Die Wahl ist furchtbar. Ich will Dich leiten. Habe Mitleid mit Dir und mir! Trinke schnell, um Gottes Barmherzigkeit willen!

**Gennaro.** Wird hier ein Verbrechen begangen, so falle es auf Euer Haupt! Magst Du wahr reden oder nicht, mein Leben ist nicht so vieler Worte werth! Gib! (Er nimmt das Fläschchen und trinkt.)

**Lucretia.** Gerettet! Jetzt schnell nach Venedig, so schnell Dein Roß laufen kann! Hast Du Geld?

**Gennaro.** Ja!

**Lucretia.** Der Herzog hält Dich für todt. Es wird leicht sein, ihm Deine Flucht zu verbergen. Behalte dieses Fläschchen und trage es immer bei Dir. In den Zeiten, worin wir leben, kann jede Schüssel den Tod bringen. Du insbesondere hast Dich zu hüten. Jetzt schnell fort! (Sie deutet auf die maskirte Thüre und öffnet sie halb.) Steige diese Treppe hinab. Sie führt in einen der Höfe des Palastes Negroni. Von dort kannst Du leicht entkommen. Warte nicht bis morgen zum Aufgang der Sonne, warte nicht bis heute zu ihrem Untergang, warte keine Stunde, warte keine Minute! Laß Ferrara hinter Dir, wie ein brennendes Sodom, und blicke nicht um Dich! Lebe wohl! noch ein letztes Wort!

**Gennaro.** Redet!

**Lucretia.** Gennaro! Ich nehme jetzt Abschied von Dir auf ewig. Nie werde ich Dir in diesem Leben wieder begegnen. Es war mein einziges Glück auf Erden. Ich gebe es hin, daß Dein Haupt sicher sei. In dieser Welt sehen wir uns nicht

wieder, und auch in der andern nicht. Gennaro! Willst Du mir nicht ein einziges freundliches Wort sagen, ehe Du Abschied von mir nimmst auf Zeit und Ewigkeit?

**Gennaro.** Madame . . .

**Lucretia.** Ich habe Dir das Leben gerettet.

**Gennaro.** Ihr sagt es. Alles das ist so geheimnißvoll, daß ich nicht weiß, was ich davon denken soll. Ich kann Euch Alles verzeihen, nur Eines nicht.

**Lucretia.** Was?

**Gennaro.** Schwört mir bei Allem, was Euch theuer ist, bei meinem eigenen Haupt, da Ihr mich liebt, bei meiner ewigen Seligkeit, schwört mir, daß Eure Verbrechen mit dem Unglück meiner Mutter nichts zu schaffen haben.

**Lucretia.** Du sprichst ernste Worte, Gennaro. Das kann ich Dir nicht schwören.

**Gennaro.** Oh, meine arme Mutter! Das ist also das entsetzliche Weib, das Dich unglücklich gemacht hat!

**Lucretia.** Gennaro!

**Gennaro.** Du hast es selbst bekannt! Ich verfluche Dich!

**Lucretia.** Und Du, mein Gennaro, Du seist gesegnet!

(Er geht ab, sie fällt ohnmächtig in einen Sessel.)

---

# Zweiter Akt.

## Zweite Abtheilung.

Die zweite Dekoration. Platz von Ferrara mit dem herzoglichen Balkon auf der einen und Gennaro's Wohnung auf der anderen Seite. Es ist Nacht.

---

### Erster Auftritt.

**Don Alfonso. Rustighello**, in Mäntel verhüllt.

**Rustighello.** Ja, gnädigster Herr, so ist es gegangen. Sie hat ihm mit irgend einem Trank das Leben gerettet, und durch den Hof des Palastes Negroni ist er entkommen.

**Don Alfonso.** Und das hast Du zugegeben!

**Rustighello.** Wie konnte ich es hindern? Sie hatte die Thüre verriegelt. Ich war eingeschlossen.

**Don Alfonso.** Du hättest die Thüre eintreten sollen.

**Rustighello.** Eine Thüre von Eichenholz, eiserne Riegel! Das ist kein so leichtes Ding!

**Don Alfonso.** Gleichviel! Die Thüre eintreten und ihn niederhauen.

**Rustighello.** Hätte ich auch das vermocht, so würde ihn die Herzogin mit ihrem Körper gedeckt haben. Dann hätte ich auch Eure Gemahlin tödten müssen!

**Don Alfonso.** Nun, was wäre es gewesen?

**Rustighello.** Dazu hatte ich keinen Befehl.

**Don Alfonso.** Rustighello! Die besten Diener sind die-

jenigen, welche die Fürsten verstehen, ohne daß sie viele Worte machen.

**Rustighello.** Und dann hätte ich gefürchtet, Eure Durchlaucht mit dem Papst zu entzweien.

**Don Alfonso.** Dummkopf!

**Rustighello.** Es ist keine Kleinigkeit, die Tochter des heiligen Vaters zu tödten.

**Don Alfonso.** Konntest Du nicht wenigstens schreien, rufen, den Liebhaber an der Flucht hindern?

**Rustighello.** Ja, und am anderen Tage hättet Ihr Euch mit Eurer Gemahlin versöhnt, und am folgenden Tage hätte mich die Herzogin hängen lassen.

**Don Alfonso.** Genug hievon. Du hast mir gesagt, daß noch nichts verloren sei.

**Rustighello.** Noch ist nichts verloren. Ihr seht ein Licht an jenem Fenster. Gennaro ist noch nicht abgereist. Sein Diener, den die Herzogin bestochen hatte, ist jetzt von mir gewonnen, und sagt mir Alles. In diesem Augenblicke hält er mit zwei gesattelten Pferden hinter der Citadelle. Gennaro wird sogleich das Haus verlassen, um aus Eurem Gebiete zu entfliehen.

**Don Alfonso.** So wollen wir uns hinter dem Winkel seines Hauses verbergen. Es ist stockfinster. Wir machen ihn nieder, wenn er vorübergeht.

**Rustighello.** Wie es Euch gefällig ist.

**Don Alfonso.** Ist Dein Schwert gut?

**Rustighello.** Ja!

**Don Alfonso.** Hast Du einen Dolch?

**Rustighello.** Es gibt zwei Dinge, die sich auf der Welt nicht leicht finden lassen: Ein Italiener ohne Dolch, und eine Italienerin ohne Liebhaber.

**Don Alfonso.** Gut. Nimm Dein Schwert in beide Hände.

Rustighello. Warum laßt Ihr ihn nicht lieber einfach verhaften und durch Urtheil des Fiskals hängen, gnädigster Herr?

Don Alfonso. Er steht in venetianischen Diensten, und das hieße der Republik den Krieg erklären. Nein! Ein Dolchstich kommt, man weiß nicht woher, und Niemand ist dadurch in Verlegenheit gesetzt. Gift wäre noch besser gewesen, aber das hat fehlgeschlagen.

Rustighello. Oder, gnädigster Herr, soll ich vier Sbirren holen, um ihn aus der Welt zu befördern, ohne daß Ihr Euch Mühe damit gebt?

Don Alfonso. Signor Machiavell hat mir oft gesagt, daß es in solchen Fällen das Beste sei, wenn die Fürsten ihre Angelegenheiten selbst besorgen.

Rustighello. Gnädigster Herr, ich höre Jemand kommen.

Don Alfonso. Wir wollen uns an die Mauer drücken.

(Sie verbergen sich im Schatten des Balkons. Maffio in festlichem Anzug, er klopft an Gennaro's Thüre.)

---

## Zweiter Auftritt.

Don Alfonso und Rustighello (versteckt). Maffio. Gennaro.

Maffio. Gennaro!

(Die Thüre öffnet sich. Gennaro erscheint.)

Gennaro. Bist Du es, Maffio? Willst Du eintreten?

Maffio. Nein! Ich habe Dir nur zwei Worte zu sagen. Willst Du wirklich diesen Abend nicht zum Gastmahl der Negroni kommen?

Gennaro. Ich bin nicht eingeladen.

Maffio. Ich will Dich vorstellen.

Gennaro. Ich habe noch einen andern Grund, den ich nur Dir sage. Ich reise ab.

ich meinen Maffio nicht allein lassen. Entstehe daraus, was da wolle. Ich bin entschlossen, ich gehe mit Dir.

**Maffio** (ihm die Hand reichend). Bei Gott, Du bist ein Freund!

(Beide ab nach dem Hintergrund der Bühne. Don Alfonso und Rustighello treten aus ihrem Versteck.)

**Rustighello** (das bloße Schwert in der Hand.) Worauf wartet Ihr noch, gnädigster Herr? Sie sind nur zu zwei. Nehmt Euern Mann auf Euch, ich nehme den andern.

**Don Alfonso.** Nein, Rustighello! Sie essen bei der Negroni zu Nacht, und wenn ich wohl unterrichtet bin . . . (Er hält inne und sinnt einen Augenblick nach. Dann bricht er in lautes Gelächter aus.) Bei Gott! das wird eine spaßhafte Geschichte werden, und meine Sache ist so am besten verrichtet. Morgen wird es sich zeigen. (Sie gehen in den Palast.)

---

# Dritter Akt.

## Trunken oder todt.

## Personen.

Donna Lucretia Borgia.
Gennaro.
Gubetta.
Maffio Orsini.
Jeppo Liveretto.
Don Apostolo Gazella.
Ascanio Petrucci.
Oloferno Vitellozzo.
Die Prinzessin Negroni.
Damen. Pagen. Mönche.

# Dritter Akt.

Ein prächtiger Saal im Palaste Negroni. Rechts eine Seitenthüre. Im Hintergrund eine große Flügelthüre. Auf der Mitte der Bühne eine reich besetzte Tafel nach der Mode des fünfzehnten Jahrhunderts, von kleinen schwarzen Pagen in Goldstoffkleidern, bedient. Wenn der Vorhang aufgeht, so erblickt man vierzehn Gäste an der Tafel: Jeppo, Maffio, Ascanio. Oloferno, Apostolo, Gennaro und Gubetta, und sieben junge, schöne und reichgekleidete Damen. Es wird gegessen, getrunken, aus vollem Halse gelacht. Nur Gennaro sitzt still und nachdenklich am Tische.

---

## Erster Auftritt.

Jeppo. Maffio. Ascanio. Oloferno. Apostolo. Gubetta. Gennaro. Damen und Pagen.

**Oloferno** (das volle Glas in der Hand). Es lebe der Xeres! Xeres de la Frontera ist eine Stadt des Paradieses.

**Maffio** (mit dem Glas in der Hand). Der Wein, den wir trinken, ist mir lieber, als die Geschichten, die Ihr uns erzählt, Jeppo.

**Ascanio.** Jeppo hat die Sucht, Geschichten zu erzählen, wenn er betrunken ist.

**Apostolo.** Neulich zu Venedig, bei dem durchlauchtigsten Dogen Barbarigo, heute zu Ferrara, bei der göttlichen Prinzessin Negroni.

**Jeppo.** Neulich war es eine traurige Geschichte, heute ist es eine lustige Geschichte.

**Maffio.** Eine lustige Geschichte, Jeppo! Wie es kam,

daß Don Siliceo, ein schöner Cavalier von dreißig Jahren, der sein Vermögen im Spiel verloren hatte, die sehr reiche Marquise Calpurnia geheirathet, welche achtundvierzig Frühlinge zählte. Bei Bacchus und Silen! Das nennt Ihr eine lustige Geschichte?

**Gubetta.** Das ist betrübt und gemein. Ein ruinirter Mann heirathet ein Weib, das in Ruinen fällt. Das ist eine Geschichte, wie sie Jahr aus Jahr ein vorkommen.

(Er fährt fort zu essen. Von Zeit zu Zeit stehen Einige von der Tafel auf und plaudern auf dem Vordertheil der Bühne, während die Orgie fortdauert.)

**Prinzessin Negroni** (zu Maffio, auf Gennaro deutend). Herr Graf Orsini, Ihr habt da einen Freund, der mir sehr traurig scheint.

**Maffio.** Er ist immer so, Madame. Verzeiht, daß ich ihn ohne Eure Einladung mitgebracht habe. Er ist mein Waffenbruder und hat mir bei dem Sturme von Rimini das Leben gerettet. Dagegen habe ich auf der Brücke von Vicenza einen Säbelhieb empfangen, der ihm bestimmt war. Wir leben beisammen und trennen uns niemals. Ein Zigeuner hat uns wahrgesagt, daß wir am nämlichen Tage sterben würden.

**Prinzessin Negroni** (lachend). Hat er Euch nicht gesagt, ob Abends oder Morgens?

**Maffio.** Morgens, sagte er.

**Prinzessin Negroni** (noch heftiger lachend). Euer Zigeuner wußte nicht, was er sagte. Und liebt Ihr diesen jungen Mann?

**Maffio.** So sehr ein Mann den andern lieben kann.

**Prinzessin Negroni.** Ihr genügt also Einer dem Andern? Ihr seid glücklich.

**Maffio.** Die Freundschaft füllt nicht das ganze Herz aus, gnädige Frau!

**Prinzessin Negroni.** Mein Gott! Was braucht es denn noch weiter, um ein Herz zu füllen?

**Maffio.** Die Liebe.

**Prinzessin Negroni.** Ihr führt immer die Liebe im Munde.

**Maffio.** Und Ihr in den Augen.

**Prinzessin Negroni.** Sonderbarer Mensch!

**Maffio.** Schönste der Schönen! (Er umfaßt sie.)

**Prinzessin Negroni.** Graf Orsini, laßt mich!

**Maffio.** Einen Kuß auf Eure Hand!

**Prinzessin Negroni.** Nein! (Sie entwischt ihm.)

**Gubetta** (zu Maffio tretend). Ihr seid in gutem Zug bei der Prinzessin.

**Maffio.** Sie sagt immer Nein.

**Gubetta.** Im Munde eines Weibes ist Nein der ältere Bruder von Ja.

**Jeppo** (zu ihnen tretend). Wie findest Du die Prinzessin, Maffio?

**Maffio.** Zum Anbeten. Unter uns, sie macht mich ganz toll vor Liebe.

**Jeppo.** Und ihr Nachtessen?

**Maffio.** Eine vollkommene Orgie.

**Jeppo.** Die Prinzessin ist Wittwe.

**Maffio.** Man sieht es an ihrer muntern Laune.

**Jeppo.** Ich hoffe, daß Du jetzt ihrem Nachtessen nicht mehr mißtraust.

**Maffio.** Ich! Ich war ein Narr.

**Jeppo** (zu Gubetta). Herr von Belverana, könnt Ihr wohl glauben, daß Maffio sich fürchtete, bei der Prinzessin zu speisen?

**Gubetta.** Furcht? Warum?

**Jeppo.** Weil der Palast Negroni an den Palast Borgia stößt.

**Gubetta.** Zum Teufel die Borgia! Laßt uns trinken!

**Jeppo** (leise zu Maffio). Was mir an diesem Belverana gefällt, ist, daß er die Borgia nicht liebt.

**Maffio** (leise). In der That, er benützt jede Gelegenheit, sie zum Teufel zu wünschen. Inzwischen, mein lieber Jeppo . . .

**Jeppo.** Nun?

**Maffio.** Ich beobachte ihn seit dem Anfang des Nachtessens, diesen angeblichen Spanier, er hat noch nichts als Wasser getrunken.

**Jeppo.** Da kommt Dein alter Verdacht wieder, Freund Maffio! Der Wein läßt Dich sehr einsilbig.

**Maffio.** Du hast vielleicht Recht, ich bin ein Narr.

**Gubetta** (zurückkommend und Maffio vom Kopf bis zu den Füßen messend). Wißt Ihr auch, Signor Maffio, daß Ihr einen Körperbau habt, um neunzig Jahre alt zu werden, und daß Ihr einem meiner Großväter gleicht, der dieses Alter erreichte und, wie ich, Gil Basilio Fernan Ireneo Felipe Frasco Frasquito Graf von Belverana hieß?

**Jeppo** (leise zu Maffio). Jetzt wirst Du wohl nicht mehr zweifeln, daß er ein Spanier ist. Er hat ein ganzes Dutzend Taufnamen. Welche Litanei, Herr von Belverana!

**Gubetta.** Das ist unsere Weise. Unsere Eltern geben uns bei der Taufe mehr Namen, als bei der Hochzeit — Thaler. Was gibt es denn da unten zu lachen? (Für sich.) Die Weiber müssen doch einen Vorwand finden, sich zu entfernen. Wie ist das zu machen? (Er setzt sich wieder an den Tisch.)

**Oloferno** (trinkend). Beim Herkules! Ich habe noch nie einen köstlicheren Abend verlebt. Versucht doch diesen Wein, meine Damen! Er ist süßer, als Lacrymä Christi, und feuriger als Cyperwein. Es ist Syrakuser, Ihr Herren und Damen!

**Gubetta** (essend). Oloferno ist betrunken, wie es scheint.

**Oloferno.** Meine Damen, ich muß Euch einige Verse zum Besten geben, die ich gemacht habe. Ich möchte mehr Dichter sein als ich bin, um so liebenswürdige Damen zu besingen.

Gubetta. Und ich, ich möchte reicher sein, als ich bin, um meinen Freunden solche Feste geben zu können.

Oloferno. Nichts ist so angenehm, als ein schönes Weib und ein gutes Essen zu besingen.

Gubetta. Noch angenehmer ist, die eine zu küssen und das andere zu verzehren.

Oloferno. Ja, ich möchte Dichter sein. Ich möchte mich zu den Wolken erheben, ich möchte Flügel haben.

Gubetta. Fasanenflügel, wie einer auf meinem Teller liegt.

Oloferno. Ich will Euch mein Sonett mittheilen.

Gubetta. Zum Teufel mit Eurem Sonett, Herr Marquis Oloferno Vitellozzo! Laßt uns trinken! Ich schenke Euch Euer Sonett.

Oloferno. Ihr schenkt mir mein Sonett?

Gubetta. Ja, ich schenke es Euch, so gut, als einem tollen Hunde den Biß und dem Papst seinen Segen.

Oloferno. Beim Teufel! Ich glaube gar, dieser spanische Zwerg da will mir Grobheiten machen.

Gubetta. Ich mache Euch keine Grobheiten, plumper italienischer Koloß! Ich will nur Euer Sonett nicht hören. Mein Gaumen dürstet mehr nach Cyperwein, als meine Ohren nach Poesie.

Oloferno. Deine Ohren, Du schäbiger Kastilianer, die will ich Dir an Deine Fußsohlen nageln.

Gubetta. Hat man je einen solchen Lümmel gesehen, betrinkt sich in Syrakuser und geberdet sich, als ob er einen Bierrausch hätte!

Oloferno. Ich haue Dich in zehntausend Millionen Stücke.

Gubetta (ruhig einen Fasan zerlegend). Das lasse ich bei Dir bleiben; ich tranchire kein so dickes Federvieh. Darf ich Euch von diesem Fasan anbieten, meine Damen?

Oloferno (ein Messer nehmend). Beim Himmel! Ich steche

den Hund nieder, und wenn er ein besserer Edelmann wäre, als der Kaiser.

**Die Damen** (von der Tafel aufspringend). Himmel! Sie wollen sich schlagen!

**Die Herren.** Ruhig, Oloferno!

(Sie entwaffnen Olosferno, der sich auf Gubetta werfen will. Inzwischen verschwinden die Damen durch die Seitenthüren.)

**Oloferno** (sich sträubend). Gottes Wunden!

**Gubetta.** Ihr reimt so schön auf den Namen Gott, mein lieber Poet, daß Ihr diese Damen in die Flucht getrieben habt.

**Jeppo.** Das ist wahr. Wo Teufels sind sie hingekommen?

**Maffio.** Sie haben sich geflüchtet. Wenn die Klinge blitzt, flieht das Weib.

**Ascanio.** Bah! Sie werden schon wieder kommen.

**Oloferno** (Gubetta drohend). Morgen werde ich Dich schon finden, Du kleiner teufelhaftiger Belverana!

**Gubetta.** Morgen, so früh es Euch gefällt! (Oloferno schwankt, als er sich niedersetzen will. Gubetta berstet vor Lachen.) Dieser Einfaltspinsel! Die schönsten Damen von Ferrara um eines Sonetts willen mit blinkendem Messer davonjagen! Wegen Versen Händel anfangen! Ich glaube wohl, daß er Flügel hat. Er ist kein Mensch, sondern eine Gans.

**Jeppo.** Friede, Ihr Herren! Morgen könnt Ihr Euch einen Flügel vom Leibe hauen. Edelleute schlagen sich mit Degen, nicht mit Messern.

**Ascanio.** Da fällt mir gerade ein, wo haben wir denn unsere Degen?

**Apostolo.** Ihr vergeßt, daß man sie uns im Vorzimmer abgenommen hat.

**Gubetta.** Und diese Vorsicht war gut, denn sonst hätten

wir uns vor den Augen der Damen geschlagen, und müßten uns mehr schämen, als ein in Bier besoffener Flamänder.

**Gennaro.** Wirklich, eine löbliche Vorsicht!

**Maffio.** Das ist das erste Wort, Bruder Gennaro, das ich seit dem Anfang des Essens aus Deinem Munde höre, und Du trinkst auch nicht! Denkst Du vielleicht an Lucretia Borgia? Du hast bestimmt einen Liebeshandel mit ihr, Gennaro! Läugne es nicht!

**Gennaro.** Schenke mir zu trinken ein, Maffio! Ich verlasse meine Freunde eben so wenig an der Tafel, als in der Schlacht.

**Ein schwarzer Page** (zwei Flaschen in der Hand). Gnädige Herren, Cyperwein oder Syrakuser?

**Maffio.** Syrakuser, der ist der beste!

(Der Page füllt alle Gläser.)

**Jeppo.** Der Teufel hole diesen Oloferno! Die Damen kommen nicht zurück! (Er geht von einer Thüre zur andern.) Die Thüren sind von Außen geschlossen, Ihr Herren!

**Maffio.** Ich glaube, Jeppo, jetzt wandelt Dich die Furcht an. Sie haben geschlossen, damit wir sie nicht verfolgen, das ist ganz einfach.

**Gennaro.** Laßt uns trinken! (Sie stoßen an.)

**Maffio.** Auf Deine Gesundheit, Gennaro! Mögest Du bald Deine Mutter wiederfinden!

**Gennaro.** So Gott will! (Sie trinken Alle, ausgenommen Gubetta, der seinen Wein über die Achsel ausschüttet.)

**Maffio** (leise zu Jeppo). Zum Teufel, was ist das?

**Jeppo** (leise). Was?

**Maffio.** Der Spanier hat nicht getrunken.

**Jeppo.** Je nun!

**Maffio.** Er hat seinen Wein über die Achsel ausgegossen.

**Jeppo.** Er ist betrunken, und Du auch.

**Maffio.** Das ist möglich.

**Gubetta.** Ein Trinklied, Ihr Herren! Ich will Euch ein Trinklied singen, das mehr werth ist, als das Sonett des Marquis Oloferno. Dieses Trinklied ist an den heiligen Peter, berühmten Thürsteher des Paradieses, gerichtet, und hat zum Gegenstand den erhabenen Gedanken, daß der Himmel des lieben Gottes hauptsächlich für die Trinker da ist.

**Jeppo** (leise zu Maffio). Er ist mehr als betrunken, er ist toll und voll.

**Alle** (ausgenommen Gennaro). Das Lied! Das Lied!

**Gubetta** (singend).

Heil'ger Peter, tritt hervor,
Oeffne uns dein Himmelsthor!
Dann wollen wir hüpfen und springen,
Dann wollen wir trinken und singen:
Gloria Domino!

**Alle** (im Chor, ausgenommen Gennaro).

Gloria Domino!

(Sie stoßen lautlachend ihre Gläser zusammen. Plötzlich hört man entfernte Stimmen, die in klagendem Tone singen.)

**Stimmen von Außen.** Sanctum et terribile nomen ejus. Initium sapientiae timor Domini.

**Jeppo** (noch lauter lachend). Hört doch, Ihr Herren! Während wir ein Trinklied singen, singt das Echo die Vesper.

**Alle.** Hört!

**Stimmen von Außen** (ein wenig näher). Nisi Dominus custodierit civitatem, frustra vigilat qui custodit eam.

(Schallendes Gelächter.)

**Jeppo.** Ein reiner Kirchengesang!

**Maffio.** Irgend eine Prozession, die vorüberzieht.

**Gennaro.** Um Mitternacht! Das ist etwas spät.

**Jeppo.** Bah! Fahrt fort, Graf Belverana!

**Stimmen von Außen** (immer näher kommend). **Oculos habent, et non videbunt. Nares habent, et non odorabunt. Aures habent, et non audient.** (Alle lachen noch lauter).

**Jeppo.** Was diese Pfaffen brüllen!

**Maffio.** Sieh doch, Gennaro! Die Lichter erlöschen. Bald werden wir ganz in der Dunkelheit sein.

(Die Lichter brennen immer dunkler.)

**Stimmen von Außen** (noch näher). **Manus habent, et non palpabunt, pedes habent et non ambulabunt, non clamabunt in gutture suo.**

**Gennaro.** Es scheint mir, daß die Stimmen näher kommen.

**Jeppo.** Es ist mir, als ob die Prozession gerade unter unsern Fenstern wäre.

**Gennaro.** Es sind Todten-Gebete.

**Ascanio.** Irgend eine Beerdigung.

**Jeppo.** Laßt uns auf die Gesundheit dessen trinken, den man begrabt.

**Gubetta.** Wißt Ihr, ob es nicht ihrer Mehrere sind?

**Jeppo.** Je nun, auf die Gesundheit Aller!

**Apostolo** (zu Gubetta). Bravo! Und wir wollen unser Trinklied an den heiligen Peter fortsingen.

**Gubetta.** Sprecht doch höflicher! Man sagt: An den Herrn Sankt-Peter, höchstverehrlichen Thürsteher und Thorwart des heiligen Paradieses.

(Er singt.)

Heil'ger Peter, tritt hervor,
Oeffne mir dein Himmelsthor!
Dann wollen wir hüpfen und springen,
Dann wollen wir trinken und singen:
Gloria Domino!

**Alle.**

Gloria Domino!

Gubetta.

Niemand von uns weiß, wo
Er sterben muß, ob so
In dulci jubilo,
Ob hier, ob anderswo:
Gloria Domino!

Alle.

Gloria Domino.

Gubetta.

Er leert den letzten Becher
Und stirbt, der alte Zecher,
Klopft an an's Himmelsthor,
St. Peter schaut hervor.
Gloria Domino!

Alle.

Gloria Domino!

Gubetta.

Wer steht vor diesem Thor?
Es steht kein Mensch davor.
In dulci jubilo,
Es ist ein Faß! Hoho!
Gloria Domino!

Alle.

Gloria Domino!

Die Flügelthüre im Hintergrund öffnet sich plötzlich geräuschlos. Man erblickt außen einen großen schwarzbehängten Saal von wenigen Fackeln düster beleuchtet, und an dessen entferntestem Ende ein silbernes Kreuz. Eine lange Reihe **büßender Brüder**, zum Theil schwarz, zum Theil weiß gekleidet, von denen man nur die Augen durch die Oeffnungen ihrer Kapuzen sieht, treten durch die Flügelthüre, in klagendem Tone singend:

**De profundis clamavi ad te, Domine!**

(Die Prozession reiht sich stillschweigend auf beiden Seiten des Saals. Die Mönche bleiben unbeweglich wie Bildsäulen. Die jungen Edelleute betrachten sie wie versteinert.)

**Maffio.** Was soll das heißen?

**Jeppo** (mit erzwungenem Lachen). Es ist ein Scherz. Ich wette mein bestes Pferd gegen ein Schwein, und setze meinen Namen Liveretto gegen den Namen Borgia, daß es unsere liebenswürdigen Damen sind, die sich so verkleidet haben, um uns auf die Probe zu setzen, und daß wir unter jeder dieser Kapuzen ein schönes Gesicht finden werden. Laßt einmal sehen! (Er hebt lachend eine der Kapuzen auf und erblickt mit Schrecken darunter das bleiche Gesicht eines Mönch's. Er läßt die Kapuze fallen und wankt zurück.) Jetzt wird es mir unheimlich.

**Maffio.** Ich weiß nicht, warum mir das Blut in den Adern erstarrt.

**Die büßenden Brüder** (mit durchdringender Stimme singend).

**Conquassabit capita in terra multorum!**

**Jeppo.** Was hat man uns für eine schändliche Falle gelegt? Unsere Schwerter! Unsere Schwerter! Wir sind hier im Hause des Teufels!

---

## Zweiter Auftritt.

### Die Vorigen. Donna Lucretia.

**Lucretia** (erscheint plötzlich, schwarz gekleidet, unter der Thürschwelle). Ihr seid in meinem Hause.

**Alle** (ausgenommen Gennaro, der von einem Winkel des Theaters aus Alles beobachtet, ohne von Lucretia gesehen zu werden). Lucretia Borgia!

**Lucretia.** Vor wenigen Tagen erst spracht Ihr Alle, wie Ihr hier seid, diesen Namen mit übermüthigem Hohn aus. Heute

nennt Ihr ihn mit Schrecken. Ja, blickt mich nur an, mit Euern starren Augen! Ich bin es. Und ich komme, um Euch zu sagen, daß Ihr Alle vergiftet seid, und daß keiner von Euch eine Stunde mehr zu leben hat. Rührt Euch nicht! Alle Nebenzimmer sind voll von meinen Lanzen. Jetzt ist die Reihe an mir, ich trete Euch unter meine Füße! Jeppo Liveretto, gehe zu Deinem Oheim Vitelli, den ich in dem unterirdischen Kerker des Vatikans erdolchen ließ! Ascanio Petrucci, gehe zu Deinem Vetter Pandolfo, den ich ermorden ließ, um ihm seine Stadt zu stehlen! Oloferno Vitellozzo, gehe zu Deinem Oheim Jago Appiani, den ich bei einem Festmahl vergiftet habe! Maffio Orsini, gehe zu Deinem Bruder Gravina, den ich im Schlafe erwürgen ließ! Apostolo Gazella, gehe zu Deinem Vater Francisco Gazella, den ich enthaupten ließ! Geht! Geht! Ihr habt mir zu Venedig einen Ball gegeben, ich gab Euch zu Ferrara ein Nachtessen, jetzt sind wir quitt.

**Jeppo.** Das heißt ein furchtbares Erwachen, Maffio!

**Maffio.** Laßt uns an Gott denken!

**Lucretia.** Ah! Ihr Herren von der venetianischen Fastnacht! Darauf waret Ihr nicht gefaßt! Es scheint mir, daß ich mich vollwichtig räche. Was sagt Ihr dazu, Ihr Herren? Nicht wahr, das ist nicht übel für ein Weib? (Zu den Mönchen:) Ehrwürdige Väter, führt diese Herren in den anstoßenden Saal, hört sie Beichte und benützt die wenigen Augenblicke, die ihnen noch übrig sind, ihre armen Seelen zu retten.

Ihr Herren, ich gebe Eure Seelen in gute Hände. Diese würdigen Väter sind vom Orden des heiligen Sixtus, und unser heiligster Vater zu Rom hat ihnen erlaubt, mir in Gelegenheiten solcher Art ihren geistlichen Beistand zu leisten. Und wie für Eure Seelen, so habe ich auch für Eure Körper Sorge getragen. (Zu den Mönchen, die vor der Flügelthüre stehen.) Macht ein wenig Platz, ehrwürdige Väter, daß diese Herren sehen

können! (Die Mönche machen Platz und man sieht fünf mit schwarzem Tuch behängte Särge vor der Thüre stehen). Die Zahl ist richtig. Es sind ihrer fünf. Ihr wart sehr thöricht, zu glauben, daß ein unglückliches Weib, der ihr das Herz zerrissen habt, sich nicht rächen werde! Jeppo, Maffio, Oloferno, Apostolo, Ascanio, hier stehen Eure Särge!

**Gennaro** (plötzlich vortretend). Und wo ist der sechste Sarg?

**Lucretia.** Himmel! Gennaro!

**Gennaro.** Ich bin es.

**Lucretia.** Man lasse uns allein! Geht Alle fort! Gubetta, was auch geschehen möge, was man außen hören mag, Niemand darf herein!

**Gubetta.** Sehr wohl! (Die Mönche gehen in Prozession ab und führen die fünf Edelleute in ihrer Mitte mit sich.)

---

## Dritter Auftritt.

### Gennaro. Donna Lucretia.

Es brennen kaum noch einige schwache Lichter im Saal. Die Thüren sind wieder geschlossen. Gennaro und Donna Lucretia blicken sich einige Augenblicke schweigend an.

**Lucretia.** Himmel! Gennaro!

(Gesang der Mönche von außen.)

Nisi Dominus aedificaverit domum, in vanum laborant qui aedificant eam.

**Lucretia.** Abermals Du, Gennaro! Immer Du, wenn ich einen Streich führe! Gott im Himmel! Wie hast Du Dich darein gemischt?

**Gennaro.** Es ahnte mir.

**Lucretia.** Du bist noch einmal vergiftet. Du wirst sterben.

**Gennaro.** Wenn ich will. Ich habe das Gegengift.

**Lucretia.** Ach ja, Gott sei gelobt!

**Gennaro.** Zuerst ein Wort an Dich, Weib! Du verstehst Dich auf solche Dinge. Ist genug Gegengift in diesem Fläschchen, uns Alle zu retten?

**Lucretia** (betrachtet die Flasche). Es ist kaum genug für Dich, Gennaro!

**Gennaro.** Kannst Du nicht sogleich noch mehr anschaffen?

**Lucretia.** Ich habe Dir Alles gegeben, was ich hatte.

**Gennaro.** Gut!

**Lucretia.** Was machst Du, Gennaro? Eile Dich! Treibe nicht Dein Spiel mit so furchtbaren Dingen; ein Gegengift muß man gleich nehmen. Trink um Gotteswillen! Rette Dein Leben! Ich werde Dich durch eine Hinterthüre aus dem Palast schaffen. Es ist Nacht. Pferde sind bald bereit. Morgen mit Tagesanbruch bist Du weit von Ferrara. Trink, und rette Dich!

**Gennaro** (nimmt ein Messer vom Tische). Du mußt sterben!

**Lucretia.** Was sagst Du?

**Gennaro.** Ich sage, daß Du meine fünf besten Freunde, und unter ihnen Maffio Orsini, meinen Waffenbruder, vergiftet hast, daß ich sie rächen will und daß Du sterben mußt.

**Lucretia.** Himmel und Erde!

**Gennaro.** Befiehl Gott Deine Seele und fasse Dich kurz! Ich bin vergiftet und kann nicht lange warten.

**Lucretia.** Nein, das ist unmöglich! Gennaro kann mich nicht tödten!

**Gennaro.** Gennaro wird Dich tödten!

**Lucretia.** Nein, er kann und darf nicht. Unglücklicher, Du hebst Dein Messer gegen meine Brust! Höre mich, ehe Du den Streich führst.

**Gennaro.** Fasse Dich kurz, ich bin vergiftet.

**Lucretia.** Wirf Dein Messer von Dir! Wenn Du wüßtest, wer ich bin! Wenn Du wüßtest, gegen welche Brust Du die

Spitze Deiner Waffe kehrst! Gennaro, in unsern Adern fließt das nämliche Blut! Johann Borgia ist Dein Vater.

**Gennaro.** Dein Bruder! Du bist meine Tante!

**Lucretia** (für sich). Seine Tante!

**Gennaro.** So bin ich also Dein Neffe! So ist jene unglückliche Herzogin von Gandia meine Mutter! Und Du, Du gehörst zu den Ungeheuern der Familie Borgia, welche sie mißhandelt haben! Und meinen Vater habt Ihr ermordet! Ich will Vater und Mutter rächen! Lucretia Borgia, Du hast zum Unglück der Menschheit lange genug gelebt, befiehl Deine Seele in Gottes Hände!

**Lucretia.** Gennaro! Um Deiner selbst, um Deiner ewigen Seligkeit willen, begehe dieses Verbrechen nicht!

**Gennaro.** Ein Verbrechen, eine Lucretia Borgia zu tödten? –

**Lucretia.** So willst Du mir meine Liebe bezahlen?

**Gennaro.** Deine Liebe?

**Lucretia.** Ich will Dich vor Dir selbst retten. Du darfst dieses Verbrechen nicht begehen. Ich rufe um Hülfe.

**Gennaro.** Keinen Schritt, keinen Laut, oder Du bist des Todes!

**Lucretia.** Welche Feigheit, ein wehrloses Weib zu tödten! Ich will sterben, aber nicht von Deiner Hand. Du weißt nicht, welche entsetzliche That Du begehst!

**Gennaro.** Du hast meinen Vater ermordet, Du hast meine Freunde vergiftet!

**Lucretia.** Tödte mich nicht, um Deines ewigen Heils willen! Schenke mir das Leben, ich will in ein Kloster gehen und den Schleier nehmen! Ich will Tag und Nacht in Sack und Asche Buße thun! Aber tödte mich nicht, um Deines ewigen Heils willen!

**Stimme von Außen.** Gennaro!

**Gennaro.** Wer ruft mich?

Stimme von Außen. Mein Bruder Gennaro!

Gennaro. Es ist Maffio's Stimme.

Stimme von Außen. Gennaro! Ich sterbe! Räche mich!

Gennaro (das Messer erhebend). Du mußt sterben!

Lucretia. Gnade! Gnade! Noch ein Wort!

Gennaro. Nein!

Lucretia. Um des Himmels Willen!

Gennaro. Nein!

(Er sticht ihr das Messer in die Brust.)

Lucretia. Du tödtest mich, Gennaro? Ich bin Deine Mutter!

# Maria Tudor.

## Trauerspiel.

Uebersetzt von

## Friedrich Seybold.

---

## Personen.

Königin Maria.
Johanna.
Gilbert.
Fabiano Fabiani.
Simon Renard.
Josua Farnaby.
Ein Jude.
Lord Clinton.
Lord Chandos.
Lord Montagu.
Meister Aeneas Dulverton.
Lord Gardiner.
Ein Kerkermeister.
Edelleute. Pagen. Wachen. Der Henker.

Der Schauplatz ist London. Die Handlung im Jahre 1553.

---

# Erster Tag.

# Der Mann des Volks.

# Personen.

Gilbert.
Fabiano Fabiani.
Simon Renard.
Lord Chandos.
Lord Clinton.
Lord Montagu.
Josua Farnaby.
Johanna.
Ein Jude.

---

# Erster Tag.

Ufer der Themse. Flache, einsame Gegend. Eine alte verfallene Mauer verbirgt das Ufer des Flusses. Rechts ein armseliges Haus. An der Ecke dieses Hauses eine Bildsäule der heiligen Jungfrau, am Fuße derselben hinter einem eisernen Gitter eine brennende Lampe. Im Hintergrund, jenseits der Themse, London. Zwei hohe Gebäude, der Tower und Westminster, fallen besonders in die Augen. Der Tag neigt sich.

---

## Erster Auftritt.

Gruppen da und dort am Ufer, unter ihnen **Simon Renard, John Bridges (Lord Chandos), Lord Clinton, Anton Brown (Viscount Montagu).**

**Chandos.** Ihr habt Recht, Mylord. Dieser verdammte Welsche muß die Königin behext haben. Sie kann nicht mehr ohne ihn sein. Sie lebt nur in ihm, nur für ihn hat sie Augen und Ohren. Wenn sie nur einen Tag ohne ihn ist, werden ihre Augen schmachtend, wie damals, als sie den Kardinal Polus liebte. Ihr werdet Euch wohl erinnern?

**Renard.** Höchst verliebt, ganz richtig, und mithin höchst eifersüchtig!

**Chandos.** Der Welsche hat sie behext!

**Montagu.** Kann wohl sein. Man sagt diesen Welschen nicht umsonst nach, daß sie Liebestränke eingeben.

**Clinton.** Der Spanier ist geschickt im Giftmischen, der Italiener weiß Liebestränke zu bereiten.

**Chandos.** Dieser Fabiani ist Spanier und Italiener zugleich. Die Königin ist verliebt und krank. Er hat ihr beiderlei Tränke gegeben.

**Montagu.** Im Ernst, ist er Spanier oder Italiener?

**Chandos.** Es scheint gewiß, daß er in Italien, im Neapolitanischen, geboren und in Spanien erzogen worden ist. Er behauptet, aus einer großen spanischen Familie zu stammen. Lord Clinton weiß das Alles am Finger herzuzählen.

**Clinton.** Ein Abenteurer ist er, weder Spanier noch Italiener, noch viel weniger Engländer, Gott sei Lob und Dank! Diese Landläufer, die keine Heimath haben, haben auch kein Herz für irgend ein Land, wenn sie zur Macht gelangen.

**Montagu.** Sagtet Ihr nicht, die Königin sei krank, Chandos? Das hindert sie jedoch nicht, ein lustiges Leben mit ihrem Günstling zu führen.

**Clinton.** Lustiges Leben! Lustiges Leben! Die Königin lacht, und das Volk weint. Der Günstling besackt sich, er frißt Silber und sauft Gold, dieser Mensch! Die Königin hat ihm Lord Talbots Güter geschenkt, die Güter des großen Talbot! Sie hat ihn zum Grafen von Clanbrassil und zum Baron von Dinasmonddy gemacht, diesen Fabiano Fabiani, der sich für einen Angehörigen der spanischen Familie Pennalver ausgibt! Er lügt es in seinen Hals, er ist kein Pennalver! Und ein solcher Mensch ist Pair von England, wie Ihr, Montagu, wie Ihr, Chandos, wie Stanley, wie Norfolk, wie ich, wie der König! Er trägt das Hosenband, wie der Infant von Portugal, wie der König von Dänemark, wie Thomas Percy, siebenter Graf von Northumberland! Pfui über einen Tyrannen, der uns vom Bett der Königin aus regiert! Pfui über uns, die wir es dulden! Noch nie hat Altengland ein so schmähliches Joch getragen. Siebenzig neue Galgen zu Tyburn, der Scheiterhaufen stets brennend, des Henkers Beil jeden Morgen ge-

schliffen und jeden Abend stumpf! Kein Tag vergeht, an dem nicht das Haupt eines Großen von Adel fällt. Vorgestern Blantyre, gestern Northcurry, heute South-Reppo, morgen Tyrconnel! Künftige Woche Ihr, Chandos, künftigen Monat ich, Clinton! Mylords! Mylords, Schande über uns, daß wir diese guten altenglischen Häupter so fallen lassen, wie es einem elenden Abenteurer aus der Fremde wohlgefällt! Unerträglich ist es für ein altenglisches Herz, wenn es zusehen muß, wie ein welscher Günstling einen Henkerblock nach dem andern unter der Bettlade dieses königlichen Weibes hervorzieht! Ja, das ist ein lustiges Leben, das sie zusammen führen! Schmach und Schande! Es führt ein lustiges Leben, dieses liebende Paar, während vor den Pforten des königlichen Schlosses das Beil des Henkers täglich Wittwen und Waisen macht! Das Geklirr der Ketten accompagnirt die wollüstigen Töne ihrer italienischen Guitarre. Ha! Frau Königin! Ihr laßt Sänger aus der Kapelle von Avignon kommen, täglich ist Musik, Tanz und Lustspiel in Eurem Schlosse! Macht Euch weniger lustig, dann wird es bei uns nicht so traurig sein! Dort weniger Komödianten, hier weniger Henker! Weniger Schaugerüste zu Westminster, weniger Blutgerüste zu Tyburn!

**Montagu.** Hütet Euch, Clinton, wir sind treue Unterthanen. Nichts über die Königin, über Fabiani mögt Ihr sagen, was Ihr wollt.

**Renard** (die Hand auf Clintons Schulter legend). Geduld!

**Clinton.** Geduld! Die mögt Ihr haben, Herr Simon Renard! Ihr seid Bailli von Amont in der Franche-Comté, Unterthan des Kaisers und sein Botschafter zu London. Ihr repräsentirt hier den spanischen Prinzen, der Königin künftigen Gemahl. Eure Person ist unverletzlich, der Günstling darf sie nicht antasten. Bei uns ist es ein Anderes. Für Euch ist Fabiani der Hüter, für uns der Wolf. (Es wird allmählig Nacht.)

**Renard.** Dieser Mensch ist mir eben so lästig, als Euch. Ihr habt nur für Euer Leben zu fürchten, ich für meinen Ruf als Staatsmann. Das ist mehr als das Leben. Ich rede nicht, ich handle. Ich habe weniger Zorn, als Ihr, Mylord, aber desto mehr Haß. Ich werde diesen Günstling vernichten.

**Montagu.** Wie ist das zu machen? Ich denke schon den ganzen Tag darüber nach.

**Renard.** Nicht bei Tag entstehen und vergehen die Günstlinge der Königinnen, sondern bei Nacht.

**Chandos.** Das wäre eine Nacht dazu, sie scheint schwarz und finster werden zu wollen.

**Renard.** Sie paßt zu meinem Werke.

**Chandos.** Was wollt Ihr thun?

**Renard.** Das wird sich selbst zeigen, Lord Chandos; wo ein Weib regiert, regiert die Laune. Die Politik läßt sich nicht mehr berechnen, sie ist Sache des Zufalls. Nichts ist mehr sicher und gewiß. Man weiß, wie es heute ist, über morgen läßt sich nichts sagen. Man spielt nicht Schach, sondern Würfel und Karten.

**Clinton.** Das ist Alles recht, aber zur Hauptsache. Wann werdet Ihr uns von dem Günstling befreit haben? Es eilt, denn morgen wird Tyrconnel enthauptet.

**Renard.** Wenn ich diese Nacht den Mann finde, den ich suche, wird morgen Abend Tyrconnel mit uns zu Nacht essen.

**Clinton.** Und Fabiani?

**Renard.** Habt Ihr gute Augen, Mylord?

**Clinton.** Ja, trotz meines Alters und der finstern Nacht.

**Renard.** Seht Ihr London auf der andern Seite des Flusses?

**Clinton.** Ja! Warum?

**Renard.** Seht wohl hin! Ihr seht dort die Höhe und die Tiefe des Schicksals jedes Günstlings: Westminster und den Tower.

**Clinton.** Nun?

**Renard.** Es gibt einen Menschen, der in diesem Augenblicke da ist (er deutet auf Westminster) und der, mit Gottes Hülfe, morgen dort sein wird. (Er deutet auf den Tower.)

**Clinton.** Dazu gebe der Himmel seinen Segen!

**Montagu.** Das Volk haßt ihn so sehr als wir. Wie wird London jauchzen am Tage seines Falls!

**Chandos.** Verfügt über uns, Herr Bailly, wir stehen zu Euren Befehlen. Was sollen wir thun?

**Renard** (auf das Haus am Flusse deutend). Ihr seht dieses Haus da. Hier wohnt Gilbert, der Ciselirer. Merkt Euch dieses Haus. Zerstreut Euch mit Euern Leuten, aber entfernt Euch nicht zu weit. Vor allen Dingen thut nichts ohne mich.

**Chandos.** So sei es!

(Alle gehen nach verschiedenen Seiten ab.)

**Renard** (allein). Ein Mann, wie ich ihn suche, ist nicht leicht zu finden.

(Er geht ab. Johanna und Gilbert, einander am Arme führend, treten ein; sie gehen auf das Haus zu. Josua Farnaby begleitet sie, er ist in einen Mantel gehüllt.)

---

## Zweiter Auftritt.

### Johanna. Gilbert. Josua Farnaby.

**Josua.** Ich verlasse Euch hier, liebe Freunde. Es ist Nacht, und ich muß zurück zu meinem Dienste als Schlüsselhüter des Tower. Seht, ich bin nicht frei, wie Ihr. Der Thürschließer eines Gefängnisses ist selbst ein Gefangener. Lebt wohl, Johanna! Lebt wohl, Gilbert! Ich bin glücklich, Euch glücklich zu sehen. Und wann ist die Hochzeit, Gilbert?

**Gilbert.** In acht Tagen, nicht wahr, Johanna?

Josua. Uebermorgen ist Christfest. Da beschenkt man sich und wünscht sich Glück. Ich habe Euch aber nichts zu wünschen, der Braut kann ich nicht mehr Schönheit, und dem Bräutigam nicht mehr Zärtlichkeit wünschen. Ihr seid glücklich?

Gilbert. Guter Josua! Und Du, bist Du nicht glücklich?

Josua. Weder glücklich noch unglücklich. Ich habe Allem entsagt. Siehst Du, Gilbert, (er öffnet den Mantel und läßt einen Bund Schlüssel sehen, die an seinem Gürtel hängen) Kerkerschlüssel, die einem beständig in die Ohren klirren, sind die beste Schule der Lebensweisheit. In meiner Jugend war ich, wie jeder Andere, verliebt einen Tag, ehrgeizig einen Monat, ein Thor das ganze Jahr. Damals regierte Heinrich VIII. Dieser König wechselte die Weiber wie ein Weib die Kleider. Er trennte sich von der ersten, der zweiten ließ er den Kopf abschlagen, der dritten den Bauch aufschlitzen, die vierte jagte er bloß fort, die fünfte wieder ließ er köpfen. Ich erzähle Euch hier nicht bloß das Mährchen vom Blaubart, sondern die Geschichte Heinrichs VIII. von England. Damals führte man Religionskrieg; ich schlug mich für beide Theile. Das war das Beste, was damals ein Mensch thun konnte. Es fragte sich, ob man für oder wider den Papst war. Des Königs Leute hängten diejenigen, die für den Papst waren, und wer gegen ihn war, wurde verbrannt. Wer weder für noch gegen ihn war, wurde gehängt oder verbrannt, wie es eben kam. Da wickle sich Einer heraus: Ja, den Strick, Nein, den Scheiterhaufen; weder Ja noch Nein, den Strick und den Scheiterhaufen! Ich, der ich jetzt zu Euch spreche, roch den Rauch des Scheiterhaufens ganz in der Nähe, und dem Strick bin ich dreimal entgangen. Das war eine Zeit wie ungefähr die jetzige. Ich schlug mich, und der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, für was oder für wen. Wenn man mir wieder von Meister Luther und vom Papst Paul III. spricht, so zucke ich die Achseln. Wenn man graue Haare hat, muß

man nicht mehr an die Meinungen, für die man in der Jugend Krieg führte, noch an die Weiber denken, denen man im zwanzigsten Jahre den Hof machte. Weiber und Meinungen kommen Einem uralt, hinfällig, zahnluckig, runzlich und dumm vor. Das ist meine Geschichte. Jetzt habe ich Allem abgesagt. Ich bin weder Soldat des Königs, noch Soldat des Papstes mehr, sondern Thürschließer im Tower zu London. Ich schlage mich für Niemand mehr, und schließe ein, wen man mir bringt. Ich bin Kerkermeister und alt; den einen Fuß habe ich im Gefängniß, den andern im Grabe. Ich scharre die Gebeine aller Minister und Günstlinge zusammen, die sich im Schlosse der Königin den Hals brechen. Das ist sehr lustig. Und dann habe ich ein kleines Kind, das ich liebe, und Euch Beide liebe ich auch, und wenn Ihr glücklich seid, bin ich es auch!

**Gilbert.** In diesem Falle bist Du glücklich, Josua! Nicht wahr, Johanna?

**Josua.** Ich kann Nichts für Dein Glück thun, Johanna Alles. Du liebst sie. Ich kann Dir in meinem Leben keinen Dienst leisten, denn zum Glück bist Du kein so großer Herr, um jemals des Thürschließers im Tower zu bedürfen. Johanna wird meine Schuld mit der ihrigen abtragen, denn wir Beide danken Alles Dir. Johanna war eine verlassene Waise, Du hast sie aufgenommen und groß gezogen. Ich war am Ertrinken in der Themse, Du hast mich gerettet.

**Gilbert.** Warum immer davon reden, Josua?

**Josua.** Auf daß wir Beide, Johanna und ich, uns erinnern, daß es unsere Pflicht ist, Dich zu lieben, ich, gleich einem Bruder, sie ... nicht wie eine Schwester.

**Johanna.** Nein, sondern als Weib. Ich verstehe Dich, Josua.

(Sie fällt in ihre bisherige Träumerei zurück.)

**Gilbert** (leise zu Josua). Betrachte sie, Josua! Wie schön

und reizend sie ist! Sie wäre jedes Königs werth. Du kannst Dir keinen Begriff machen, wie sehr ich sie liebe.

Josua. Nimm Dich in Acht, sei klüger! Ein Kind soll man über Alles lieben, ein Weib nicht.

Gilbert. Was willst Du damit sagen?

Josua. Nichts. In acht Tagen werde ich bei Eurer Hochzeit erscheinen. Dann, hoffe ich, wird Alles vorüber sein, und die Staatsangelegenheiten werden mir ein wenig freie Zeit übrig lassen.

Gilbert. Wie! was soll vorüber sein?

Josua. Ah! Du, Gilbert, gibst Dich mit solchen Dingen nicht ab. Du thust nichts als lieben. Du gehörst zum großen Haufen. Was kümmerst Du Dich um die Ränke in den obern Regionen des Staats, da Du auf niederer Stufe glücklich bist? Weil Du mich aber fragst, so sage ich Dir, daß man hofft, von heute in acht Tagen, heute über vierundzwanzig Stunden vielleicht, werde Fabiano Fabiani bei der Königin durch einen andern Günstling ersetzt sein.

Gilbert. Wer ist das, dieser Fabiano Fabiani?

Josua. Der Liebhaber der Königin, ein schöner liebenswürdiger Mann, ein Günstling, der eines Menschen Haupt, welches ihm mißfällt, schneller abschlagen läßt, als ein flämischer Bürgermeister einen Löffel Suppe in den Mund bringt, der beste Gevatter, den der Scharfrichter im Tower von London seit zehn Jahren gehabt hat. Du mußt nämlich wissen, daß der Scharfrichter für jedes adelige Haupt zehn Silberthaler erhält, und manchmal zwanzig, wenn es ein bedeutendes Haupt ist. Alles wünscht den Sturz dieses Fabiani. Freilich höre ich im Tower nur Leute über ihn reden, die ihm nicht sehr hold sind, Unzufriedene, die sich darauf gefaßt halten müssen, daß man ihnen heute oder morgen den Kopf abschlägt.

Gilbert. Mögen die Wölfe sich unter einander auffressen!

Was geht uns, uns Leute vom Volk, die Königin und der Liebhaber an? Nicht wahr, Johanna?

**Josua.** Oh! Es besteht eine tüchtige Verschwörung gegen diesen Fabiano Fabiani. Wenn er sich daraus zieht, ist er glücklich zu nennen. Vielleicht fällt in dieser Nacht noch ein Schlag. Ich habe hier den Meister Simon Renard ganz gedankenvoll sich herumtreiben sehen.

**Gilbert.** Wer ist dieser Meister Simon Renard?

**Josua.** Auch das weißt Du nicht? Meister Simon Renard ist der rechte Arm des Kaisers zu London. Die Königin soll den spanischen Prinzen heirathen, und Simon Renard ist dessen Botschafter bei ihr. Die Königin haßt diesen Simon Renard, aber sie fürchtet ihn auch und vermag nichts wider ihn. Er hat schon zwei bis drei Günstlinge ans Messer geliefert. Das ist so sein Geschäft. Er fegt den Palast der Königin von Zeit zu Zeit aus. Ein feiner heimtückischer Bursche, der Alles weiß, was vorgeht, und der immer drei Stockwerke heimlicher Intriguen aufgebaut hat. Was Lord Paget betrifft — hast Du mich nicht auch gefragt, was Lord Paget sei? Der ist ein verschmitzter Edelmann, der seine Schule unter Heinrich VIII. gemacht hat. Er ist Mitglied des engern Ausschusses des Geheimenraths und hat ein solches Uebergewicht über die andern Minister, daß sie kaum vor ihm zu schnaufen wagen, ausgenommen der Kanzler Lord Gardiner, der ihn verabscheut; ein gewaltthätiger Mann, dieser Gardiner, aber hochgeboren. Dieser Paget aber, der ist nichts, gar nichts, der Sohn eines Seifensieders. Jetzt wird man ihn zum Baron Paget von Beaudesert in der Grafschaft Stafford machen.

**Gilbert.** Wie er das Alles weiß und so geläufig erzählt, dieser Josua!

**Josua.** Das gibt sich von selbst, wenn man die Staatsgefangenen so oft von diesen Dingen reden hört, (Simon Renard

erscheint im Hintergrund der Bühne.) Siehst Du, Gilbert, der Thürschließer im Tower kann die Geschichte dieser Zeit am Besten wissen.

**Renard** (der diese letzten Worte gehört hat, aus dem Hintergrund der Bühne). Du irrst Dich, guter Freund, der Scharfrichter weiß sie noch besser.

**Josua** (leise zu Johanna und Gilbert). Laßt uns etwas zurücktreten! (Simon Renard geht langsam ab. Nachdem er abgetreten ist.) Eben dieser ist Meister Simon Renard.

**Gilbert.** Alle diese Leute, die um mein Haus herumschleichen, mißfallen mir.

**Josua.** Was Teufels hat er da zu schaffen? Ich will mich schnell nach Hause machen, ich glaube, er wird mir zu thun geben. Lebe wohl, Gilbert! Lebe wohl, schöne Johanna! Wenn ich daran denke, daß ich Dich so klein gesehen habe!

**Gilbert.** Lebe wohl, Josua! Ei! Sage mir doch, was Du da unter Deinem Mantel verborgen hast?

**Josua.** Nun, ich habe auch meine eigene Verschwörung.

**Gilbert.** Welche denn?

**Josua.** Ei! Ihr verliebten Leute vergeßt Alles. Wißt Ihr nicht, daß übermorgen Christtag ist? Die Herren von Adel wollen der Königin einen neuen Günstling einlegen lassen, und ich meinem Kind eine neue Puppe. (Er zieht eine Puppe unter seinem Mantel vor.) Nagelneu, wie Ihr seht! Es wird sich jetzt zeigen, wer am bäldesten mit seiner Puppe fertig ist, die Königin oder mein Kind. Gott behüte Euch, liebe Freunde.

**Gilbert.** Auf Wiedersehen, Josua! (Josua geht ab. Gilbert ergreift Johanna's Hand und küßt sie leidenschaftlich.)

**Josua** (im Hintergrund der Bühne.) Wie groß ist doch die Vorsehung! Sie gibt Jedem sein Spielzeug, dem Kind die Puppe, dem Mann das Kind, den Mann dem Weib, und das Weib dem Teufel! (Geht ab.)

---

## Dritter Auftritt.

### Gilbert. Johanna.

**Gilbert.** Ich muß Dich jetzt auch verlassen. Gute Nacht, Johanna!

**Johanna.** Gehst Du diesen Abend nicht mit mir in unsere Wohnung, Gilbert?

**Gilbert.** Ich kann nicht. Ich habe Dir schon gesagt, Johanna, daß ich diese Nacht in meiner Werkstätte eine Arbeit zu vollenden habe, einen Dolchgriff für einen gewissen Lord Clanbrassil; ich kenne den Menschen nicht, er will ihn durchaus morgen früh haben.

**Johanna.** So schlaf denn wohl, Gilbert! Morgen sehen wir uns wieder.

**Gilbert.** Noch einen Augenblick, Johanna. Von Dir mich trennen, wenn es auch nur auf wenige Stunden ist! Du mein Herz und mein Leben! Und doch, ich muß arbeiten, wir sind ja so arm! Gehe ich mit Dir, so bleibe ich. Ich bin ein schwacher Mensch, und könnte nicht von Dir scheiden! Wir wollen ein wenig unter die Thür, auf diese Bank, sitzen. Gib mir Deine Hand! (Er setzt sich und faßt ihre beiden Hände in die seinigen. Sie steht vor ihm.) Liebst Du mich, Johanna?

**Johanna.** Gilbert, ich danke Dir Alles! Du hast es mir lange verborgen, aber ich weiß es. In der Wiege eine verlassene Waise, hast Du mich aufgenommen. Sechszehn Jahre lang hat Dein Arm für mich gearbeitet, wie der eines Vaters, Dein Auge über mich gewacht, wie das einer Mutter. Was wäre ich ohne Dich, gerechter Gott! Was ich habe, hast Du mir gegeben, was ich bin, hast Du aus mir gemacht.

**Gilbert.** Liebst Du mich, Johanna?

**Johanna.** Was gleicht Deiner Liebe für mich, Gilbert!

Tag und Nacht ist Dein Arm nicht müßig, und für mich. Auch diese Nacht willst Du wieder arbeiten. Und nie hast Du mich fühlen lassen, was Du mir bist, was ich Dir danke! Jeden meiner Wünsche, jede meiner weiblichen Eitelkeiten befriedigst Du! Dir hat es manchmal an Brod gefehlt, mir nie an einem Bande. O, Gilbert, Thränen der Dankbarkeit stehen mir im Auge, wenn ich an Dich denke!

Gilbert. Liebst Du mich, Johanna?

Johanna. Gilbert, ich bin nicht werth, Deine Füße zu küssen!

Gilbert. Liebst Du mich, Johanna? Alles das sagt mir nicht, daß Du mich liebst. Nur dieses Wort will ich hören, Johanna! Dankbarkeit und immer Dankbarkeit! Ich will Liebe haben, keinen Dank; Liebe oder nichts! Liebe oder sterben! Johanna, seit sechszehn Jahren bist Du meine Tochter, jetzt sollst Du mein Weib werden. Du bist meine Braut, in acht Tagen mein Weib. Du hast mir versprochen, mein Weib zu werden, und damals liebtest Du mich. Erinnerst Du Dich jener Zeit, Johanna? Du hobst Deine schönen Augen zum Himmel und sprachst: Ich liebe Dich! So sollst Du immer sein, so will ich Dich haben! Seit Monden, seit den letzten Wochen besonders, finde ich Dich geändert. Du sollst mich lieben. Johanna, Du hast mich an Deine Liebe gewöhnt. Warum bist Du jetzt so nachdenklich und traurig? Was ist Dir? Liebst Du mich nicht mehr? Ich bin ein braver Mann, ich bin ein tüchtiger Arbeiter, das brauche ich nicht von Dir zu erfahren! Ich möchte ein Räuber, ein Mörder sein, und von Dir geliebt werden! Johanna, Du weißt nicht, wie ich Dich liebe!

Johanna. Ich weiß es, Gilbert, und das bringt mich zu Thränen.

Gilbert. Zu Freudenthränen! Nicht wahr? Sage mir,

daß es Freudenthränen sind. Ich bedarf dieses Glaubens. Es gibt für mich nichts auf der Welt, als Deine Liebe. Ich bin nur ein armer Handwerksmann, aber wenn Johanna mich liebt, tausche ich mit keinem König. Warum sagst Du mir immer, was ich für Dich gethan habe? Ich will nichts von Dankbarkeit hören, sondern nur von Liebe. Wenn Du mich liebst, bin ich Dein Schuldner. Soll ich ein Verbrecher werden? Ich will es, wenn nur Du mich liebst. Für einen Blick, für ein Lächeln von Dir gebe ich mein Leben hin, für einen Kuß meine ewige Seligkeit!

**Johanna.** Du edles Herz!

**Gilbert.** Johanna, ich liebe Dich; ich bin eifersüchtig, ich bin toll. Seit einiger Zeit sehe ich junge Edelleute sich um mein Haus herumtreiben. Johanna, ich bin vierunddreißig Jahre alt. Ich bin ein armer, linkischer Handwerksmann, Du bist sechzehn Jahre alt, und diese Junker sind jung und haben schöne Kleider an! Begreifst Du, was ich leide? Ich klage Dich mit keinem Gedanken an, Du bist unschuldig und rein! Du bist ein Kind, und diese reichen Aufzüge gefallen Dir. Verzeihe mir! Ich möchte jung, ich möchte schön, ich möchte reich, ich möchte ein Edelmann sein! Ich bin nur der arme Gilbert, der Ciselirer! Lord Chandos, Graf Arundel, Herzog von Norfolk, wie hasse ich Euch! Ich muß mein Leben hinbringen, diesen Menschen Degengriffe zu machen, und ich möchte die Klinge in ihre Eingeweide begraben!

**Johanna.** Gilbert!

**Gilbert.** Verzeih mir, Johanna! Liebe und Eifersucht machen das Herz böse.

**Johanna.** Nein, Gilbert, Du bist gut!

**Gilbert.** Johanna, mit jedem Tage liebe ich Dich mehr. Könnte ich doch für Dich sterben! Ich bin ein toller Mensch. Verzeih mir, ich weiß nicht, was ich rede. Es ist schon spät,

ich muß Dich verlassen. Leb wohl! Es ist so traurig, von Dir zu scheiden! Geh hinein! Hast Du den Schlüssel?

**Johanna.** Nein, ich vermisse ihn seit einigen Tagen.

**Gilbert.** Hier ist der meinige. Morgen früh also! Johanna, denke daran: heute noch Dein Vater, in acht Tagen Dein Gatte! (Er küßt sie auf die Stirne und geht ab.)

**Johanna** (allein). Mein Gatte! Nein, dieses Verbrechen will ich nicht begehen. Armer Gilbert, Du liebst mich, und jener Andere . . .! Eitelkeit und Liebe! Liebe und Eitelkeit! Wen liebe ich von Beiden? Ich Unglückliche! Undankbares, strafbares Geschöpf! Wer kommt? Ich gehe. (Ab in das Haus.)

---

## Vierter Auftritt.

**Gilbert. Ein Mann,** in einen Mantel gehüllt und eine gelbe Mütze auf dem Kopf.

(Der Mann hält Gilbert an der Hand.)

**Gilbert.** Ich kenne Dich, Du bist der Betteljude, der seit einigen Tagen um mein Haus schleicht. Was willst Du von mir? Warum hast Du meine Hand gefaßt und mich hieher zurückgeführt?

**Der Mann.** Darum, weil ich Euch nur hier sagen kann, was ich Euch zu sagen habe.

**Gilbert.** Und was hast Du mir zu sagen? Sprich! Geschwind.

**Der Mann.** Hört, junger Mann! Vor sechszehn Jahren, in der Nacht, in welcher Lord Talbot, Graf von Waterford, wegen Papismus und Aufruhrs beim Fackelschein enthauptet ward, wurden seine Anhänger in den Straßen der Hauptstadt von des Königs Leuten in Stücke gehauen. Man kämpfte die ganze Nacht in den Gassen. In dieser Nacht arbeitete ein

junger Handwerker in seiner Werkstätte. Diese Werkstätte lag am Eingang der Londoner Brücke, rechts eine niedere Thüre, Ueberreste alter Malerei auf der Mauer. Es mochte zwei Uhr Morgens sein. Man schlug sich in dieser Gegend. Die Kugeln pfiffen über die Themse herüber. Plötzlich klopfte man an die Thüre, durch deren Spalten das Licht des Handwerksmanns drang. Er öffnete. Ein Unbekannter trat ein. Der Unbekannte trug auf dem Arm ein Kind im Wickelkissen. Das Kind war erschrocken und weinte. Der Unbekannte legte es auf den Tisch und sprach: „Hier ist ein Kind, das weder Vater noch Mutter mehr hat.“ Hierauf ging er langsam fort und schloß die Thüre hinter sich. Der Handwerker hieß Gilbert und war selbst Waise. Der Waise nahm sich des Waisenkindes an. Er nahm es zu sich, er war ihm Vater und Mutter, er nährte, er kleidete, er liebte es. Er widmete sein ganzes Dasein dem armen kleinen Geschöpf, das der losgelassene Bürgerkrieg in seine Werkstätte geworfen hatte. Er opferte ihm Alles: das Vergnügen der Jugend und der Liebe; er widmete ihm seine Arbeit, sein Leben, und das dauert jetzt sechszehn Jahre. Dieser Handwerker wart Ihr, Gilbert, und das Kind . . .

**Gilbert.** War Johanna. Du hast die Wahrheit gesagt, aber was nun weiter?

**Der Mann.** Ich vergaß zu sagen, daß in den Windeln des Kindes ein Papier mit einer Stecknadel angeheftet war, worauf stand: Habt Mitleid mit Johanna!

**Gilbert.** Es war mit Blut geschrieben. Ich habe dieses Papier, ich trage es immer bei mir. Aber wozu Alles das?

**Der Mann.** Dazu: Ihr seht, Gilbert, daß ich Eure Angelegenheiten kenne. Hütet diese Nacht Euer Haus!

**Gilbert.** Was willst Du damit sagen?

**Der Mann.** Kein Wort weiter. Geht nicht an Eure Arbeit. Bleibt in der Nähe dieses Hauses. Wacht! Ich bin weder

Euer Freund noch Euer Feind, es ist nur ein Rath, den ich Euch gebe. Jetzt laßt mich, sonst möchtet Ihr Euch selbst schaden. Geht da hinaus, und wenn Ihr mich um Hülfe rufen hört, so eilt herbei.

**Gilbert.** Was soll das Alles heißen?

(Geht langsam ab.)

---

## Fünfter Auftritt.

**Der Mann** (allein). Die Sache ist gut eingefädelt. Ich brauche einen jungen, starken Mann, der mir im Nothfall beispringen kann. Dazu ist dieser Gilbert gut. Es scheint mir, ich höre Ruderschlag auf dem Wasser und den Klang einer Guitarre. So ist es! (Er tritt hinter die verfallene Mauer.) Er ist es. Er landet. Er verabschiedet den Schiffer. So ist es recht! Da kommt er!

(Fabiano Fabiani, in einen Mantel gehüllt, tritt ein. Er geht auf das Haus zu.)

---

## Sechster Auftritt.

**Der Mann. Fabiano Fabiani.**

**Der Mann** (Fabiani aufhaltend). Ein Wort, wenn es Euch gefällig ist.

**Fabiani.** Wer spricht mit mir? Was willst Du, Schuft? Wer bist Du?

**Der Mann.** Ihr könnt aus mir machen, was Ihr wollt.

**Fabiani.** Man sieht verdammt wenig bei dieser Laterne. Du trägst, wie es mir scheint, eine gelbe Mütze, und bist also ein Jude. Bist Du ein Jude?

**Der Mann.** Ich bin ein Jude, und habe Euch etwas zu sagen.

**Fabiani.** Wie heißest Du?

**Der Mann.** Ich weiß Euern Namen, Ihr wißt den meinigen nicht. Ich bin im Vortheil gegen Euch, und ich will, mit Eurer Erlaubniß, im Vortheil bleiben.

**Fabiani.** Du meinen Namen wissen! Du lügst!

**Der Mann.** Ich weiß doch Euern Namen. Zu Neapel nannte man Euch Signor Fabiani, zu Madrid Don Fabiano, zu London heißt Ihr Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil.

**Fabiani.** Hol Dich der Teufel!

**Der Mann.** Gott sei mit Euch!

**Fabiani.** Ich werde Dich durchprügeln lassen. Man soll meinen Namen nicht wissen, wenn ich bei Nacht meine Wege gehe.

**Der Mann.** Besonders, wenn Ihr dahin geht, wohin Ihr jetzt geht.

**Fabiani.** Was willst Du damit sagen?

**Der Mann.** Wenn das die Königin wüßte!

**Fabiani.** Ich gehe nirgends hin.

**Der Mann.** Doch, Mylord! Ihr geht zu der schönen Johanna, der Braut Gilberts, des Ciselirers.

**Fabiani.** Teufel auch! Das ist ein gefährlicher Kerl.

**Der Mann.** Soll ich Euch noch mehr sagen? Ihr habt dieses Mädchen verführt und seit einem Monat hat sie Euch zweimal bei Nacht empfangen. Heute ist es das dritte Mal. Die Schöne wartet auf Euch.

**Fabiani.** Schweig! Halt's Maul! Willst Du Geld, damit Du schweigst? Wie viel willst Du?

**Der Mann.** Davon ist jetzt noch nicht die Rede. Ich will Euch zuerst sagen, warum Ihr dieses Mädchen verführt habt.

**Fabiani.** Warum? Weil ich in sie verliebt war.

**Der Mann.** Nein! Ihr wart nicht verliebt in sie.

**Fabiani.** Ich war nicht verliebt in Johanna?

**Der Mann.** Eben so wenig, als in die Königin. Liebe, nein! Berechnung, ja!

**Fabiani.** Kerl, Du bist kein Mensch, sondern mein Gewissen, als Jude verkleidet.

**Der Mann.** Mylord! Ich will zu Euch sprechen, wie Euer eigenes Gewissen. Eure ganze Geschichte ist die: Ihr seid der Günstling der Königin. Die Königin hat Euch zum Ritter des Hosenbandordens, zum Edelmann, zum Grafen gemacht. Das sind Aermlichkeiten! Das Hosenband ist ein lumpiges Band, Graf, ist ein leeres Wort. Ihr wollt etwas Gründlicheres: Land und Leute, Schlösser und Geld. König Heinrich hat die Güter des vor sechszehn Jahren enthaupteten Lords Talbot eingezogen. Ihr habt Euch diese Güter von der Königin Maria schenken lassen. Damit aber die Schenkung gültig sei, mußte Lord Talbot keine Erben hinterlassen haben. Wenn ein Erbe oder eine Erbin von Lord Talbot vorhanden wäre, so würde, da Lord Talbot für die Königin Maria Katharina von Arragonien, ihre Mutter, gestorben ist, da Lord Talbot Papist war, da die Königin Maria Papistin ist, so würde, sage ich, die Königin Maria, obwohl Ihr ihr Günstling seid, Euch ohne allen Zweifel diese Güter wieder nehmen und sie, aus Pflicht, aus Dankbarkeit, aus Religion, dem rechtmäßigen Erben oder Erbin zurückgeben. Ihr wart bisher darüber ganz ruhig. Lord Talbot hat nur ein kleines Kind hinterlassen, das am Tage seiner Hinrichtung verschwunden ist, und das ganz England für todt hält. Aber Eure Kundschafter haben kürzlich entdeckt, daß in der Nacht, in welcher Lord Talbot und sein Anhang von Heinrich VIII. vernichtet wurden, ein Kind geheimnißvoll einem Handwerker an der Londoner Brücke übergeben ward, daß dieses Kind, unter dem Namen Johanna erzogen, wahrscheinlich

die todtgeglaubte Johanna Talbot ist. Die schriftlichen Urkunden über ihre Geburt fehlten zwar, aber sie könnten eines Tages aufgefunden werden. Das war ein Uebelstand. Vielleicht eines Tages gezwungen sein, diesem Kinde Shrewsbury, Wexford, das eine schöne Stadt ist, und die prächtige Grafschaft Waterford zurückgeben zu müssen! Was war zu thun? Ihr habt ein Mittel gesucht, das junge Mädchen zu verderben. Ein ehrlicher Mann hätte sie erdolchen oder vergiften lassen. Ihr, Mylord, habt besser gethan, Ihr habt sie entehrt.

**Fabiani.** Unverschämter Kerl!

**Der Mann.** Es ist Euer Gewissen, das spricht, Mylord! Ein Anderer hätte dem Mädchen das Leben genommen. Ihr nahmt ihr die Ehre, und so die Zukunft ihres Lebens. Die Königin Maria spielt die Spröde, trotz ihrer vielen Liebhaber.

**Fabiani.** Dieser Mensch geht bis auf den Grund der Dinge.

**Der Mann.** Die Königin ist kränklich, die Königin kann sterben, und dann, Günstling, dann würdet Ihr auf ihrem Grabe in Trümmer zerfallen. Die Urkunden über den Stand des jungen Mädchens können sich auffinden, und dann, wenn die Königin todt ist, wird Johanna, obgleich von Euch entehrt, als Erbin ihres Vaters anerkannt werden. Diesen Fall habt Ihr vorausgesehen. Ihr seid ein junger, schöner Edelmann. Ihr habt Euch in ihr Herz gestohlen, sie hat sich Euch ganz hingegeben, im schlimmsten Falle heirathet Ihr sie, und mit ihr die Güter ihres Vaters. Ist das nicht ein himmlischer Plan? Ich beneide Euch darum, und wenn ich nicht Ich wäre, möchte ich Ihr sein.

**Fabiani.** Schönen Dank!

**Der Mann.** Ihr habt die Sache mit Geschick geführt. Ihr seid sicher vor der Eifersucht der Königin, denn Ihr habt

das arme Kind unter dem Namen „Amyas Paulet, Ritter aus der Grafschaft Sommerset," verführt.

**Fabiani.** Der Teufelskerl weiß Alles! Nun, zum Ende, guter Freund! Was willst Du von mir?

**Der Mann.** Mylord! Wenn irgend Jemand die Urkunden besäße, welche die Geburt, das Dasein und das Recht der Erbin Lord Talbots beweisen, so könnte er Euch so arm machen, als unser Erzvater Jakob war. Dann wäret Ihr wieder der mittellose Don Fabiano, und Eure Besitzungen lägen im Monde.

**Fabiani.** Du hast Recht, aber diese Papiere hat Niemand.

**Der Mann.** Doch!

**Fabiani.** Wer?

**Der Mann.** Ich!

**Fabiani.** Bah! Ein elender Wicht, wie Du bist! Du lügst. Wenn ein Jude den Mund aufmacht, geht kein wahres Wort heraus.

**Der Mann.** Ich habe diese Urkunden.

**Fabiani.** Du lügst. Wo hast Du sie?

**Der Mann.** In meiner Tasche.

**Fabiani.** Ich glaube es nicht. Ganz in Ordnung, ohne daß etwas daran fehlt?

**Der Mann.** Ganz in Ordnung.

**Fabiani.** Wenn das ist, so muß ich sie haben.

**Der Mann.** Nur gemach!

**Fabiani.** Jude, gib mir diese Urkunden!

**Der Mann.** So ist es recht! Betteljude, gib mir die Stadt Shrewsbury, gib mir die Stadt Wexford, gib mir die Grafschaft Waterford! Ein Almosen um Gottes willen!

**Fabiani.** Diese Urkunden sind für mich Alles, für Dich nichts.

**Der Mann.** Simon Renard und Lord Chandos würden sie mir mit Gold aufwägen.

**Fabiani.** Simon Renard und Lord Chandos sind zwei Hunde, zwischen denen ich Dich aufknüpfen lassen werde.

**Der Mann.** So, und sonst habt Ihr mir nichts vorzuschlagen? Lebt wohl!

**Fabiani.** Bleib, Jude! Was willst Du für diese Papiere?

**Der Mann.** Etwas, das Ihr bei Euch tragt.

**Fabiani.** Meine Börse?

**Der Mann.** Pfui! Wollt Ihr die Meinige?

**Fabiani.** Und was denn?

**Der Mann.** Ihr habt ein Pergament, das Ihr immer bei Euch tragt. Es ist eine Carta blanca der Königin, worin sie bei ihrer katholischen Krone schwört, Demjenigen, der es ihr überreichen wird, jede Gnade zu bewilligen, die er von ihr fordern mag. Gebt mir diese Carta blanca, dann bekommt Ihr von mir die Urkunden der Johanna Talbot. Zug um Zug!

**Fabiani.** Was willst Du mit dieser Carta blanca machen?

**Der Mann.** Ich will offenes Spiel mit Euch spielen, Mylord! Ich habe Euch Eure Angelegenheiten gesagt, hört nun auch die meinigen. Ich bin einer der ersten jüdischen Wechsler in der Straße Kantersten zu Brüssel. Ich leihe mein Geld aus. Das ist mein Handwerk. Ich gebe zehn und man gibt mir fünfzehn heim. Ich leihe Jedermann, ich leihe dem Teufel und dem Papst. Vor zwei Monaten ist mir ein Schuldner gestorben, ohne mich zu bezahlen. Es war ein alter, verbannter Diener der Familie Talbot. Der arme Teufel hinterließ nur einige alte Lumpen. Ich ließ sie mit Beschlag belegen. Unter diesen Lumpen fand ich eine Kapsel, und in der Kapsel diese Urkunden: die umständliche, mit Beweisen belegte Geschichte der Johanna Talbot zum Gebrauch in besseren Zeiten. Die Königin Maria hatte Euch gerade damals Lord Talbots Güter geschenkt. Ich bedurfte gerade der Königin von England wegen eines Anlehens von zehntausend Mark Goldes. Ich sah

gleich ein, daß ich da ein Geschäft mit Euch machen könne. Ich kam in dieser Verkleidung nach England. Ich spähte Eure Gänge aus, ich spähte Johanna Talbot aus, ich thue Alles selbst. Auf diese Art erfuhr ich Alles, und da bin ich jetzt. Ihr bekommt die Papiere der Johanna Talbot, wenn Ihr mir die Carta blanca der Königin gebt. Ich schreibe darauf, daß mir die Königin die 10,000 Mark Goldes gibt. Zehntausend Mark Goldes, so viel will ich haben. Ich verlange diese Summe nicht von Euch, weil nur ein gekröntes Haupt sie bezahlen kann. Ist das nicht ehrlich und rund heraus? Zwei Leute, wie ich und Ihr seid, gewinnen nichts dabei, wenn sie einander zu täuschen suchen. Wenn Offenheit von der Erde verbannt wäre, so müßte sie sich in einem vertrauten Gespräch von zwei Schurken wiederfinden. So ist es, Mylord!

**Fabiani.** Diese Carta blanca kann ich Dir nicht geben. Das ist unmöglich. Zehntausend Mark Goldes! Was würde die Königin sagen? Und dann, ich kann morgen in Ungnade fallen, diese Carta blanca ist meine einzige Rettung. An diesem Papier hängt mein Kopf.

**Der Mann.** Was liegt mir an dem!

**Fabiani.** Fordere etwas Anderes von mir.

**Der Mann.** Das will ich eben, sonst nichts!

**Fabiani.** Jude, gib mir die Urkunden der Johanna Talbot.

**Der Mann.** Mylord, gebt mir die Carta blanca der Königin!

**Fabiani.** Verdammter Jude, so muß ich Dir nachgeben!

(Er zieht ein Papier aus seiner Tasche.)

**Der Mann.** Zeigt mir die Carta blanca der Königin!

**Fabiani.** Zeige mir die Urkunden der Johanna Talbot!

**Der Mann.** Hernach. (Sie treten an die Laterne. Fabiani hinter dem Juden stehend, hält ihm mit der linken Hand das Papier unter die Augen. Der Jude liest es.)

**Der Mann** (lesend). Wir, Maria, Königin; ... Gut! Ihr seht, Mylord, daß ich Euch nichts nachgebe, ich habe Alles berechnet, Alles vorausgesehen.

**Fabiani** (seinen Dolch mit der rechten Hand ziehend und den Juden an der Gurgel fassend). Ausgenommen das.

**Der Mann.** Ha! Verräther! Zu Hülfe! Zu Hülfe!

(Er fällt. Im Fallen wirft er ein versiegeltes Paket hinter sich in den Schatten, ohne daß Fabiani es merkt.)

**Fabiani** (sich über den Leichnam beugend). Er ist fertig! Geschwind diese Urkunden! (Er durchsucht den Juden.) Zum Teufel! Er hat ja nichts. Nicht einen Schnipfel Papier, der alte Spitzbube! Lügner, Betrüger, Dieb! Verdammter Jude! Der war keinen Dolchstich werth. So ist es, dieses Judenvolk: lauter Lug und Trug. Fort mit dem ekelhaften Leichnam! Ich kann ihn nicht hier vor der Thüre liegen lassen. (Er geht in den Hintergrund der Bühne.) Vielleicht ist der Schiffer noch da, er kann mir helfen, ihn in die Themse zu werfen.

(Er verschwindet hinter der alten Mauer.)

**Gilbert** (von der entgegengesetzten Seite eintretend). Ich habe schreien hören, oder ich müßte mich sehr irren. (Er nimmt den todten Körper wahr). Jemand ermordet! Es ist der Betteljude!

**Der Mann** (sich halb in die Höhe richtend). Ah! Ihr kommt zu spät, Gilbert! (Er deutet mit dem Finger auf den Ort, wohin er das Paket geworfen hat.) Nehmt das, es sind Urkunden, die den Beweis liefern, daß Eure Braut Johanna die Tochter und Erbin des letzten Lords Talbot ist. Mein Mörder ist Lord Clanbrassil, der Günstling der Königin. Ah! Ich ersticke. Gilbert! Räche mich und Dich! (Er stirbt.)

**Gilbert.** Er ist todt! Ich soll mich rächen! Was will er damit sagen? Johanna, Lord Talbots Tochter! Lord Clanbrassil! Der Günstling der Königin! Da komme ich von Sinnen! (er schüttelt den Leichnam.) Rede! Nur noch ein Wort! Er ist maustodt!

---

## Siebenter Auftritt.

Gilbert. Fabiani.

**Fabiani** (zurückkommend). Wer da?

**Gilbert.** Ein Mensch ist ermordet worden.

**Fabiani.** Kein Mensch, ein Jude.

**Gilbert.** Wer hat diesen Mann ermordet?

**Fabiani.** Wer? Entweder Ihr oder ich.

**Gilbert.** Hm! . . .

**Fabiani.** Keine Zeugen, ein Leichnam auf dem Boden! Zwei Leute dabei! Wer ist der Mörder? Es kann der Eine, es kann der Andere sein.

**Gilbert.** Der Mörder seid Ihr!

**Fabiani.** Je nun, ich bin es! Und was weiter?

**Gilbert.** Ich werde die Constabler herbeirufen.

**Fabiani.** Hilf mir diesen Leichnam ins Wasser werfen!

**Gilbert.** Ich werde Euch verhaften lassen.

**Fabiani.** Hilf mir diesen Leichnam ins Wasser werfen!

**Gilbert.** Wie unverschämt!

**Fabiani.** Glaube mir, es muß Dir mehr, als mir, daran liegen, jede Spur dieser That zu vertilgen.

**Gilbert.** Das ist frech!

**Fabiani.** Einer von uns Beiden hat den Mord begangen. Ich bin ein vornehmer Herr, ein edler Lord. Du bist ein gemeiner Mann. Ein Edelmann, der einen Juden umbringt, bezahlt vier Pfennige Strafe. Ein Mann aus dem Volke, der einen tödtet, wird gehängt.

**Gilbert.** Ihr wolltet es wagen?

**Fabiani.** Gibst Du mich an, gebe ich Dich an. Mir glaubt man eher als Dir. In jedem Falle ist die Gefahr ungleich. Ich werde um vier Pfennige gestraft, Du wirst gehängt.

**Gilbert.** Keine Zeugen! Keine Beweise! Der Kopf schwindelt mir, der Schurke hat Recht, ich bin gefangen!

**Fabiani.** Hilf mir diesen Leichnam ins Wasser werfen!

**Gilbert.** Satan, der Du bist! (Gilbert nimmt den Leichnam am Kopf, Fabiani an den Füßen; sie tragen ihn nach dem Ufer.)

**Fabiani.** Recht so, guter Freund; ich weiß in der That nicht mehr recht, wer von uns Beiden diesen Menschen umgebracht hat. (Sie verschwinden hinter der alten Mauer.)

**Fabiani** (zurückkommend). So, jetzt ist es geschehen, Kamerad, geht jetzt Euern Geschäften nach! (Er geht auf das Haus zu und kehrt wieder um, als er sieht, daß Gilbert ihm folgt.) Was willst Du denn? Ein Stück Geld für Deine Bemühung? Ich bin Dir eigentlich nichts schuldig, aber hier hast Du etwas. (Er gibt Gilbert seine Börse. Gilbert macht anfangs eine Bewegung der Weigerung und nimmt sie dann mit der Miene eines Menschen, der sich besser besonnen hat.) Jetzt kannst Du gehen. Worauf wartest Du denn noch?

**Gilbert.** Auf nichts.

**Fabiani.** Meinetwegen bleibe, wenn es Dir so gefällt. Für Dich der Sternenhimmel, für mich die Schöne, Gott befohlen! (Er geht auf das Haus zu und will die Thüre öffnen.)

**Gilbert.** Wohin geht Ihr?

**Fabiani.** In mein Haus.

**Gilbert.** Wie! In Euer Haus?

**Fabiani.** Ja!

**Gilbert.** Wer von uns Beiden träumt denn? Ihr sagtet mir eben, ich hätte den Juden ermordet; jetzt sagt Ihr mir, dieses Haus sei das Eurige.

**Fabiani.** Oder das meiner Geliebten, was gleichviel ist.

**Gilbert.** Wiederholt mir, was Ihr da gesagt habt.

**Fabiani.** Ich sage, guter Freund, weil Du es doch wissen willst, daß dieses Haus einem schönen Mädchen gehört, welches Johanna heißt und meine Geliebte ist.

**Gilbert.** Und ich, ich sage Dir, daß Du lügst. Du bist ein Lügner und Betrüger, Du bist ein Meuchelmörder, dessen Mutter von dem Henker ausgepeitscht wurde, und ich will Dir Deinen verfluchten Kopf von den Schultern reißen, und Du sollst Deine Zunge mit Deinen eigenen Zähnen fressen!

**Fabiani.** Das ist ja ein verfluchter Kerl! Wie heißest Du?

**Gilbert.** Ich bin Gilbert der Ciselirer, und Johanna ist meine Braut.

**Fabiani.** Und ich, ich bin Ampas Paulet, und Johanna ist meine Geliebte.

**Gilbert.** Du lügst, sage ich Dir, Du bist Lord Clanbrassil, der Günstling der Königin. Dummkopf! Meinst Du, ich wisse das nicht?

**Fabiani** (für sich). Kennt mich denn heute Jedermann? Den Kerl muß man aus dem Wege schaffen!

**Gilbert.** Gestehe mir auf der Stelle, daß Du ein niederträchtiger Lügner bist, und daß Johanna nie Deine Geliebte war.

**Fabiani.** Kennst Du ihre Handschrift? (Er zieht ein Billet aus der Tasche). Lies das! (Für sich, während Gilbert das Papier krampfhaft öffnet.) Es ist gut, wenn er in das Haus geht und mit Johanna Händel anfängt, bis meine Leute kommen.

**Gilbert** (lesend). „Ich bin diese Nacht allein, Du kannst kommen.“ Himmel und Hölle! Du hast meine Braut entehrt, Bösewicht! Gib mir Genugthuung!

**Fabiani** (das Schwert ziehend). Recht gerne! Wo hast Du Dein Schwert?

**Gilbert.** Das ist zum Rasendwerden! Ich bin ein gemeiner Mann, ich habe kein Schwert, keinen Dolch! Satan! Ich will Dir mit meinen Nägeln die Eingeweide zerreißen!

**Fabiani.** Nur nicht so hitzig, guter Freund!

**Gilbert.** Du bist ein Lord, aber fürchte meine Rache!

Fabiani. Du! Wer bist Du denn? Ich ein Lord, Du ein Wurm! Ich lache über Dich!

Gilbert. Du lachst über mich?

Fabiani. Freilich!

Gilbert. Das Lachen wird Dir vergehen!

Fabiani (für sich). Die Sonne darf morgen für diesen Menschen nicht aufgehen. (Laut). Geh' in Dein Haus, Freund! Es ist mir leid, daß Du hinter die Sache gekommen bist, aber ich überlasse Dir das Mädchen. Sie ist mir ohnedies entleidet. Geh' in Dein Haus! (Er wirft einen Schlüssel zu Gilberts Füßen.) Wenn Du keinen Schlüssel hast, hier ist einer. Oder wenn Du lieber willst, darfst Du nur viermal an den Laden klopfen, dann wird Johanna glauben, ich sei es, und Dir aufmachen. Gute Nacht!

---

## Achter Auftritt.

Gilbert (allein). Er ist fort! Er ist nicht mehr da! Ich habe ihn nicht erwürgt, nicht unter die Füße getreten, diesen Menschen! Ich mußte ihn gehen lassen, ohne Waffen, wie ich bin! (Er sieht den Dolch, mit dem Lord Clanbrassil den Juden ermordet hat, auf dem Boden liegen und hebt ihn mit rasender Eile auf.) Ha! Du kommst zu spät! Seist Du vom Himmel gefallen oder aus der Hölle gespieen, ich segne dich! Johanna hat mich verrathen, Johanna hat sich diesem Schurken hingegeben! Johanna ist Lord Talbots Erbin! Johanna ist für mich verloren! Und Alles das, habe ich in einer einzigen Stunde erlebt! (Simon Renard erscheint im Dunkeln auf dem Hintergrund der Bühne.) Rache an diesem Menschen! Rache an Lord Clanbrassil! Wenn ich in den Palast der Königin gehe, werden mich die Lakaien mit Fußtritten hinaus-

werfen, wie einen Hund. Ich will sterben, zuvor aber mich rächen! All' mein Blut um Rache! Will mir Niemand mein Blut abkaufen? Wer will mich an Lord Clanbrassil rächen und mein Leben an Zahlungsstatt hinnehmen?

---

## Neunter Auftritt.

### Gilbert. Simon Renard.

**Renard** (macht einen Schritt vorwärts). Ich!

**Gilbert.** Du! Wer bist Du?

**Renard.** Der Mann, den Du suchst.

**Gilbert.** Weißt Du, wer ich bin?

**Renard.** Der Mann, den ich brauche.

**Gilbert.** Ich habe nur noch einen Gedanken, weißt Du das? Mich an Lord Clanbrassil rächen und sterben!

**Renard.** Du wirst an Lord Clanbrassil gerächt werden und sterben.

**Gilbert.** Wer Du auch seist, habe Dank!

**Renard.** Du sollst Rache haben um den Preis Deines Lebens.

**Gilbert.** Nimm mein Leben!

**Renard.** Top!

**Gilbert.** Top!

**Renard.** Folge mir!

**Gilbert.** Wohin?

**Renard.** Das wirst Du erfahren!

**Gilbert.** Vergiß nicht, daß Du mir versprochen hast, mich zu rächen.

**Renard.** Vergiß nicht, daß Du mir versprochen hast, zu sterben!

---

## Zweiter Tag.

# Die Königin.

## Personen.

Die Königin.
Gilbert.
Fabiano Fabiani.
Simon Renard.
Johanna.
Edelleute. Der Henker.

# Zweiter Tag.

Ein Zimmer in den Gemächern der Königin. — Ein offenes Evangelium auf einem Betschemel. — Die königliche Krone auf einem niedern Tische. — Seitenthüren. Eine große Flügelthüre im Hintergrund. — Ein Theil des Hintergrunds durch eine große Tapete in erhabener Stickerei maskirt.

---

## Erster Auftritt.

**Die Königin**, prächtig gekleidet, auf dem Ruhebett liegend; **Fabiano Fabiani** auf einem Schemel ihr zur Seite sitzend; reiche Kleidung, mit dem Hosenbandorden.

**Fabiani.** Ha! Ich liebe Euch mehr, als ich zu sagen vermag, meine Königin. Aber dieser Simon Renard! Dieser Simon Renard, mächtiger als Ihr selbst in diesem Lande, den hasse ich!

**Die Königin.** Ihr wißt wohl, daß ich da nichts vermag, Mylord! Er ist hier der Botschafter des Prinzen von Spanien, meines künftigen Gemahls.

**Fabiani.** Eures künftigen Gemahls?

**Die Königin.** Nichts mehr hievon, Mylord! Ich liebe Euch, was braucht Ihr mehr? Und nun, nun ist es Zeit, daß Ihr geht.

**Fabiani.** Maria, noch einen Augenblick!

**Die Königin.** Der Geheimerath kommt zusammen, bis jetzt war nur das Weib da, nun kommt die Königin.

**Fabiani.** Und ich, ich will, daß das Weib die Königin warten lasse.

**Die Königin.** Ihr wollt, Ihr! Seht mich einmal an, Lord! Du hast einen jungen und schönen Kopf, Fabiani!

**Fabiani.** Was ist alles Andere gegen Eure Schönheit! Ihr bedürft nur Eurer Schönheit, um allmächtig zu sein. Auf Eurer Stirne, nicht auf Eurer Krone, steht geschrieben, daß Ihr die Königin seid.

**Die Königin.** Ihr schmeichelt mir.

**Fabiani.** Ich liebe Dich.

**Die Königin.** Du liebst mich, hast Du nicht so gesagt? Du liebst nur mich? Sage mir das noch einmal, und sieh mich mit diesen Augen an! Wir armen Weiber wissen nie recht, was im Herzen eines Mannes vorgeht. Wir müssen Euern Augen glauben. Sieh mich an, Fabiano! Die schönsten Augen lügen oft am meisten. Aber in den Deinigen, Lord, ist so viel Aufrichtigkeit, daß diese da nicht lügen können, nicht wahr? Es wäre höllisch, wenn man mit diesen himmlischen Augen lügen wollte. Wenn Deine Augen nicht die eines Engels sind, so gehören sie einem Teufel.

**Fabiani.** Weder Engel noch Teufel, sondern ein Mann, der Dich liebt.

**Die Königin.** Der die Königin liebt?

**Fabiani.** Der Maria liebt.

**Die Königin.** Höre einmal, Fabiano, ich liebe Dich auch. Du bist jung, viele schöne Weiber werfen Dir verliebte Blicke zu, ich weiß das. Man wird einer Königin müde, wie jedes andern Weibes. Unterbrich mich nicht! Wenn Du je Dich in ein anderes Weib verliebst, so sage es mir, hörst Du? Ich werde Dir vielleicht verzeihen, wenn Du es mir sagst. Unterbrich mich nicht! Du weißt nicht, wie sehr ich Dich liebe, ich weiß es vielleicht selbst nicht! Es gibt Augenblicke, wo ich Dich lieber todt, als glücklich mit einer Andern sehen möchte; aber es gibt auch Augenblicke, wo ich Dich lieber glücklich wüßte.

Großer Gott! Ich weiß nicht, warum man mich in den Ruf eines bösen Weibes bringen will!

Fabiani. Maria, ich liebe nur Dich, nur mit Dir kann ich glücklich sein.

Die Königin. Ist das gewiß wahr? Sieh mich einmal an! Ich bin bisweilen eifersüchtig, ich bilde mir bisweilen ein, daß Du mich betrügest! Es gibt kein Weib, das nicht solche Gedanken hätte. Ich möchte mich unsichtbar machen können, um Dir zu folgen, um immer zu wissen, wo Du bist, was Du sagst, was Du thust. In den Feenmärchen erzählt man von einem Ringe, der unsichtbar macht. Meine Krone für diesen Ring! Es geht mir immer durch den Kopf, daß Du die schönen jungen Mädchen in der Stadt besuchest. Sieh zu, daß Du mich nicht täuschest!

Fabiani. Weg mit diesem Gedanken! Ich Dich täuschen? meine Königin, meine Geliebte! Dann müßte ich der undankbarste und erbärmlichste Mensch unter der Sonne sein! Welchen Grund hast Du, dies zu glauben? Ich liebe Dich ja so sehr, meine Maria, daß ich kein anderes Weib nur ansehen möchte! Oder lügen diese Augen, lügt dieser Mund? Blicke mich an, sehe ich aus wie ein Verräther? Die Weiber haben einen Blick, der das Innere des Mannes durchschaut. Hältst Du mich für einen Verräther an Deiner Liebe? Und welchen Augenblick wählst Du, mir solche Dinge zu sagen, meine Maria? Den Augenblick meines Lebens, wo ich Dich liebe, wie noch nie. Nicht die Königin liebe ich, ich kümmere mich nichts um die Königin. Was kann mir die Königin thun? Den Kopf abschlagen lassen! Maria kann mir das Herz zerreißen. Nicht Deine Majestät liebe ich, sondern Dich, Maria. Nicht den Scepter liebe ich, den Du in Deiner Hand trägst, sondern diese schöne weiße Hand selbst.

Die Königin. Ich danke Dir, Fabiano! Jetzt lebe wohl!

Bleib noch einen Augenblick! Du bist sehr jung und sehr schön! Welch reizender Kopf! Komm in einer Stunde wieder.

**Fabiani.** In einer Stunde, das ist eine Ewigkeit!

(Er geht ab.)

(Sobald er abgegangen ist, erhebt sich die Königin schnell, geht an eine geheime Thüre, öffnet sie und führt Simon Renard ein.)

---

## Zweiter Auftritt.

**Die Königin. Simon Renard.**

**Die Königin.** Herein, Herr Bailly! Nun, wart Ihr da, habt Ihr ihn gehört?

**Renard.** Ja, Königin!

**Die Königin.** Was sagt Ihr dazu? Ist das nicht der elendeste Heuchler unter der Sonne? Sprecht, was sagt Ihr dazu?

**Renard.** Ich sage, daß er ein Heuchler und Verräther ist.

**Die Königin.** Und Ihr wißt gewiß, daß er bei Nacht zu diesem Weibe geht? Habt Ihr es selbst gesehen?

**Renard.** Nicht nur ich, sondern auch Chandos, Clinton, Montagu, zehn andere Zeugen.

**Die Königin.** O, der schändliche Mensch!

**Renard.** Im Uebrigen fehlt es nicht an andern untrüglichen Beweisen. Das junge Mädchen ist da, wie ich Eurer Majestät bereits gesagt habe. Ich habe sie diese Nacht in ihrer Wohnung aufheben lassen.

**Die Königin.** Nun, ist dieses Verbrechen nicht hinreichend, dem elenden Menschen den Kopf abschlagen zu lassen?

**Renard.** Weil er die Nacht bei einem schönen Mädchen zugebracht hat? Nein, Königin. Ihr habt Trogmorton aus ähnlichem Grunde vor Gericht stellen lassen, und er ist freigesprochen worden.

**Die Königin.** Ich habe Trogmortons Richter gestraft.

**Renard.** So hütet Euch, daß Ihr nicht auch Fabiani's Richter bestrafen müßt.

**Die Königin.** Wie soll ich mich aber an diesem Verräther rächen?

**Renard.** Eure Majestät will die Rache nur auf eine gewisse Weise?

**Die Königin.** Bloß wie sie meiner würdig ist.

**Renard.** Trogmorton ist freigesprochen worden. Es gibt also nur ein Mittel, wie ich Euer Majestät bereits sagte: der Mann, welcher da ist.

**Die Königin.** Will er Alles thun, was ich von ihm verlangen werde?

**Renard.** Wenn Ihr dagegen thut, was er verlangt.

**Die Königin.** Will er sein Leben opfern?

**Renard.** Unter Bedingungen.

**Die Königin.** Unter welchen Bedingungen? Was verlangt er?

**Renard.** Was Ihr selbst verlangt! Rache.

**Die Königin.** Laßt ihn herein kommen und bleibt in der Nähe! Herr Bailly!

**Renard** (zurückkommend). **Königin!**

**Die Königin.** Sagt Lord Chandos, daß er sich in dem benachbarten Zimmer mit sechs Mann von meiner Leibwache bereit halte. Und jenes Weib soll auch bereit sein, daß sie jeden Augenblick eintreten kann. Geht. (Simon Renard geht ab.)

**Die Königin** (allein). Das wird schrecklich enden.

(Eine der Seitenthüren öffnet sich. Simon Renard und Gilbert treten ein.)

---

## Dritter Auftritt.

**Die Königin. Gilbert. Simon Renard.**

**Gilbert.** Vor wem stehe ich?

**Renard.** Vor der Königin.

**Gilbert.** Die Königin!

**Die Königin.** Ja die Königin, ich bin die Königin. Wir haben keine Zeit, uns darüber zu verwundern. Du bist Gilbert, ein Ciselirer. Du wohnst da irgendwo am Ufer der Themse, mit einer gewissen Johanna, die Deine Braut ist, und die Dich betrügt, und einen gewissen Fabiano zum Liebhaber hat, der mich betrügt. Du willst Dich rächen, und ich auch. Damit wir uns Beide rächen können, muß ich über Dein Leben nach Gutdünken verfügen können. Du mußt aussagen, was ich Dir zu sagen befehle, und was es auch sei. Für Dich darf fortan nichts mehr wahr noch falsch, nichts mehr gut noch böse, nichts mehr gerecht noch ungerecht sein. Meine Rache und mein Wille allein müssen Dir zur Richtschnur Deiner Handlungen dienen. Du mußt Alles thun, was ich von Dir verlange. Willigst Du darein?

**Gilbert.** Königin! . . .

**Die Königin.** Rache sollst Du haben; Du selbst aber mußt sterben. Jetzt mache Deine Bedingungen. Wenn Du eine alte Mutter hast, so will ich ihr Tischtuch mit Goldbarren füllen. Verkaufe mir Dein Leben so theuer, als Du willst.

**Gilbert.** Ich bin nicht mehr entschlossen zu sterben.

**Die Königin.** Wie?

**Gilbert.** Seht, Königin, ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht, und die Sache ist mir noch nicht klar. Ich habe einen Menschen gesehen, der sich rühmte, Johanna's Geliebter zu sein. Wer verbürgt mir, daß er nicht gelogen hat? Ich

habe einen Schlüssel gesehen. Wer verbürgt mir, daß er nicht gestohlen ist? Ich habe einen Brief gesehen. Wer verbürgt mir, daß man ihn nicht mit Gewalt hat schreiben lassen? Im Uebrigen weiß ich nicht einmal mehr recht, ob es nur Johanna's Handschrift war. Es war Nacht, ich war verwirrt und konnte mich täuschen. Mein Leben ist das ihrige, und ich kann es nicht nur so hingeben. Ich glaube nichts, ich weiß nichts gewiß, ich habe Johanna nicht gesehen.

**Die Königin.** Man sieht wohl, daß Du liebst, Du gleichst mir, Du widerstehst allen Beweisen. Wenn Du sie aber nun siehst, diese Johanna, wenn sie vor Deinen eigenen Ohren ihr Verbrechen bekennt, wirst Du dann thun, was ich verlange?

**Gilbert.** Ja, unter einer Bedingung.

**Die Königin.** Diese Bedingung kannst Du mir später sagen. (Zu Simon Renard.) Dieses Weib! Sogleich! (Simon Renard geht ab. Die Königin stellt Gilbert hinter einen Vorhang, der einen Theil des Hintergrunds einnimmt.) Hier bleibet!

(Johanna, bleich und zitternd, tritt ein.)

---

## Vierter Auftritt.

**Die Königin. Johanna. Gilbert** hinter dem Vorhang.

**Die Königin.** Tritt näher, Mädchen! Du weißt, wer Wir sind?

**Johanna.** Ja, Königin!

**Die Königin.** Du weißt, wer Dein Verführer ist?

**Johanna.** Ja, Königin!

**Die Königin.** Er hat Dich getäuscht, er hat sich für einen Edelmann Namens Ampas Paulet ausgegeben?

**Johanna.** Ja, Königin!

**Die Königin.** Du weißt jetzt, daß es Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil ist?

**Johanna.** Ja, Königin!

**Die Königin.** Heute Nacht, als man Dich in Deinem Hause aufhob, hattest Du ihn bestellt, und wartetest auf ihn?

**Johanna** (die Hände faltend). Mein Gott, Königin!

**Die Königin.** Antworte!

**Johanna** (mit schwacher Stimme). Ja!

**Die Königin.** Du weißt, daß weder für ihn, noch für Dich mehr etwas zu hoffen ist?

**Johanna.** Als der Tod, das ist meine einzige und letzte Hoffnung.

**Die Königin.** Erzähle mir Alles! Wo hast Du diesen Menschen zum erstenmal gesehen?

**Johanna.** Zum erstenmal sah ich ihn . . . Doch wozu das Alles? Ein armes gemeines Mädchen, eitel und thöricht, von äußerem Glanze verblendet, verführt von einem vornehmen Herrn, das ist meine Geschichte! Jetzt bin ich entehrt und verloren für immer. Was soll ich weiter sagen? Seht Ihr nicht, Königin, daß jedes Wort ein Dolch ist, mit dem ich meinen Busen zerfleische?

**Die Königin.** Es genügt!

**Johanna.** Ha! Euer Zorn ist fürchterlich, ich weiß es! Mein Haupt erzittert im Voraus unter der Strafe, die Ihr mir bereitet . . .

**Die Königin.** Ich! Dich strafen! — Was habe ich mit einer solchen Thörin zu schaffen? Meinst Du, eine Königin werde sich bis zu Dir erniedrigen? Meine Rache ist Fabiano. Dich, Weib, mag ein Anderer strafen.

**Johanna.** Mögt Ihr mich strafen lassen durch wen Ihr wollt, gewährt mir nur e i n e Bitte! Es lebt ein Mann, der mich als eine Waise in Windeln aufgenommen und groß ge-

zogen, der mich genährt und geliebt hat, der mich noch liebt, ein Mann, dessen ich unwerth bin, den ich betrogen habe, ein Mann, dessen Haus jetzt verlassen steht, der nicht weiß warum, und der sich die Haare vor Verzweiflung ausraufen wird. Das Bild dieses Mannes steht rein und erhaben in meinem Herzen, wie das Angesicht Gottes. Das Einzige bitte ich von Euch, Königin, daß er nie etwas von diesen Dingen erfahre, daß ich verschwinde, ohne daß er weiß, was aus mir geworden ist, was ich gethan habe, und wie Ihr mich gestraft habt. Wenn Ihr ein Weib seid, so müßt Ihr fühlen, daß ich von einem edlen Freunde spreche, der mich rein glauben soll, dessen Achtung ich nicht verlieren will, dessen Haß mich tödten würde. Darum, Königin, erbarmt Euch meiner! Er hat Euch ja nicht beleidigt, laßt ihn nichts erfahren!

**Die Königin.** Der Mann, von dem Du redest, ist hier, er hört Dich, er ist Dein Richter, er wird sich rächen.

(Gilbert tritt hinter dem Vorhang vor.)

**Johanna.** Himmel! Gilbert!

**Gilbert** (zur Königin). Ich lege mein Leben in Eure Hand, Königin!

**Die Königin.** Gut! Hast Du mir Bedingungen zu machen?

**Gilbert.** Ja, Königin!

**Die Königin.** Welche? Wir geben Dir unser königliches Wort, daß wir sie im Voraus genehmigen.

**Gilbert.** Die Sache ist ganz einfach. Ich bezahle eine Schuld der Dankbarkeit an einen Herrn Eures Hofes, der mir in meinem Handwerk viele Arbeit gegeben hat.

**Die Königin.** Sprich!

**Gilbert.** Dieser Herr hat ein geheimes Einverständniß mit einem Mädchen, das er nicht heirathen kann, weil sie von einer geächteten Familie stammt. Dieses Mädchen, das bisher in der Verborgenheit lebte, ist die einzige Tochter und Erbin

des letzten Lords Talbot, der unter Heinrich VIII. enthauptet ward.

**Die Königin.** Wie! Weißt Du auch gewiß, was Du da sagst? Johann Talbot, der gute katholische Lord, der redliche Vertheidiger meiner Mutter von Arragonien, der hat eine Tochter hinterlassen, sagst Du? Wenn das wahr ist, so ist dieses Kind mein Kind, so wahr ich die Krone von England trage! Was Johann Talbot für die Mutter Maria's von England that, das wird Maria von England für die Tochter Johann Talbots thun.

**Gilbert.** Also, Königin, werdet Ihr gerne der Tochter Johann Talbots die Güter ihres Vaters zurückgeben?

**Die Königin.** Ja, gewiß, ich will sie diesem Fabiano nehmen! Sind aber Beweise da, daß diese Erbin lebt?

**Gilbert.** Sie sind da.

**Die Königin.** Und wenn keine da sind, so werden wir welche beibringen. Wir sind nicht umsonst Königin.

**Gilbert.** Also, Königin, werdet Ihr Johann Talbots Tochter die Güter, die Titel, den Rang, den Namen und das Wappen ihres Vaters zurückgeben. Ihr werdet die Acht aufheben und ihr Leben sichern. Ihr werdet sie mit diesem Edelmann verheirathen, welcher der einzige Mann ist, den sie nehmen kann. Unter diesen Bedingungen, Königin, könnt Ihr über mich, über meine Freiheit, über mein Leben, über meinen Willen, nach Gutdünken verfügen.

**Die Königin.** Es geschehe, wie Du gesagt hast.

**Gilbert.** Schwört Ihr mir das, Königin von England, mir, Gilbert dem Ciselirer, bei Eurer Krone, die hier liegt, und bei dem offenen Evangelium auf diesem Betstuhl?

**Die Königin.** Ich schwöre es Dir, bei dieser meiner königlichen Krone und bei diesem göttlichen Evangelium!

**Gilbert.** Der Vertrag ist geschlossen! Königin, laßt ein

Grab für mich bereiten, und ein Brautbett für das Ehepaar: der Bräutigam ist Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, und Johann Talbots Tochter und Erbin steht hier vor Euch.

**Johanna.** Was sagt er, was sagt er?

**Die Königin.** Mensch, bist Du von Sinnen? Was soll das heißen? Bedenke wohl, daß eine Königin nicht mit sich scherzen läßt, und daß Worte, vor königlichen Ohren gesprochen, Köpfe kosten!

**Gilbert.** Meinen Kopf, Königin, den habt Ihr, und ich habe Euern Eid!

**Die Königin.** Mensch, bedenke, was Du sprichst! Dieser Fabiano, diese Johanna! Du bist von Sinnen!

**Gilbert.** Diese Johanna ist die Tochter und Erbin Lord Johann Talbots.

**Die Königin.** Unsinn! Traum! Chimäre! Die Beweise, hast Du sie?

**Gilbert.** Vollständig. (Er zieht ein Paket aus seinem Busen.) Mag es Euch gefallen, diese Papiere zu lesen.

**Die Königin.** Habe ich wohl Zeit, mich mit Euren Papieren zu befassen? Habe ich Eure Papiere von Euch verlangt? Was liegt mir an Euren Papieren? Und bei meiner Seele, wenn sie Etwas beweisen, so werde ich sie ins Feuer werfen, daß nur die Asche davon übrig bleibt.

**Gilbert.** Und Euer Eidschwur, Königin!

**Die Königin.** Mein Eidschwur? Mein Eidschwur?

**Gilbert.** Auf Eure königliche Krone und das heilige Evangelium! Auf Euer Leben in dieser Welt, und auf Eure ewige Seligkeit!

**Die Königin.** Mensch, was verlangst Du denn von mir? Du mußt ganz von Sinnen sein!

**Gilbert.** Was ich verlange? Johanna hat ihren Rang verloren, gebt ihn ihr zurück! Johanna hat ihre Ehre verloren,

gebt sie ihr zurück! Macht sie zu Lord Talbots Tochter und zu Lord Clanbrassils Weib — dann nehmt mein Leben!'

**Die Königin.** Dein Leben! Was soll ich denn mit Deinem Leben thun? Ich wollte Dein Leben bloß, um mich an diesem Menschen, an diesem Fabiano zu rächen! Verstehst Du denn gar nichts, weder mich noch Dich? Du sprachst von Rache! Und so willst Du Dich rächen? Was doch dieses gemeine Volk dumm ist! Und meinst Du denn, ich glaube an Deine lächerliche Geschichte von einer Tochter und Erbin Johann Talbots? Du zeigst mir Deine Papiere! Ich will nichts davon wissen. Ha! Ein Weib verräth Dich, und Du spielst den Edelmüthigen? Wie es Dir gefällt! Ich aber, ich bin nicht edelmüthig! Ich habe Haß und Wuth in meinem Herzen. Ich will mich rächen, und Du sollst mir dazu helfen. Dieser Mensch ist ein Narr! Ein Narr ist er, ein Narr! Warum bedarf ich denn dieses Narren? Man möchte verzweifeln, wenn man in großen Angelegenheiten mit solch dummem Volke zu thun hat!

**Gilbert.** Ich habe Euer Wort, als katholische Königin. Lord Clanbrassil hat Johanna verführt, er muß sie heirathen.

**Die Königin.** Und wenn er nicht will?

**Gilbert.** Dann wird ihn die Königin von England dazu zwingen.

**Johanna.** Nicht doch! Habe Mitleid mit mir, Gilbert!

**Gilbert.** Wenn er sich weigert, dieser Bösewicht, dann mag die Königin aus ihm und mir machen, was ihr gefällt.

**Die Königin** (mit hastiger Freude). Das ist Alles, was ich verlange!

**Gilbert.** Wenn dieser Fall einträte, so würde ich, unter der Bedingung, daß Johanna in das Erbe ihres Vaters wieder eingesetzt werde, Alles thun, was die Königin von mir verlangen wird.

**Die Königin.** Alles?

**Gilbert.** Alles.

**Die Königin.** Willst Du Alles sagen, was gesagt werden muß? Willst Du des Todes sterben den man Dir auflegen wird?

**Gilbert.** Jedes beliebigen Todes.

**Johanna.** O, mein Gott!

**Die Königin.** Schwörst Du es?

**Gilbert.** Ich schwöre es.

**Die Königin.** Die Sache kann so eingerichtet werden. Es geht auf diese Weise. Ich habe Dein Wort, Du hast das meinige. Die Sache ist im Reinen. (Sie sinnt einen Augenblick nach. Dann zu Johanna.) Du bist jetzt überflüssig hier. Fort, man wird Dich wieder rufen!

**Johanna.** Was hast Du gethan, Gilbert? Ich bin ein elendes Geschöpf, das die Augen nicht zu Dir zu erheben wagt, und Du bist ein Engel Gottes! (Sie geht ab.)

---

## Fünfter Auftritt.

**Die Königin. Gilbert.** Hierauf **Simon Renard. Lord Chandos. Wache.**

**Die Königin** (zu Gilbert). Hast Du eine Waffe bei Dir? Ein Messer? Einen Dolch? Irgend etwas dieser Art?

**Gilbert** (Lord Clanbrassils Dolch aus dem Busen ziehend). Hier ist ein Dolch.

**Die Königin.** Gut! Nimm ihn in die Hand! (Sie fällt ihm heftig in den Arm und ruft.) Herr Bailly von Amont! Lord Chandos! (Simon Renard, Lord Chandos und Wache treten ein.) Versichert Euch dieses Menschen, er hat den Dolch auf mich gezückt. Ich hielt ihm den Arm, als er mich eben durchbohren wollte. Greift den Meuchelmörder!

**Gilbert.** Königin! ...

**Die Königin** (leise zu Gilbert). Hast Du bereits unsern Vertrag vergessen? Hast Du nicht geschworen, Dich in Alles zu ergeben? (Laut.) Ihr Alle seid Zeugen, daß er den Dolch noch in seiner Hand hielt. Herr Bailly, wie heißt der Scharfrichter im Tower von London?

**Renard.** Es ist ein Irländer, Namens Mac-Dermoti.

**Die Königin.** Man bringe ihn vor mich, ich habe mit ihm zu reden.

**Renard.** Ihr selbst?

**Die Königin.** Ich selbst.

**Renard.** Die Königin will mit dem Henker sprechen?

**Die Königin.** Ja, die Königin will mit dem Henker sprechen, der Kopf mit seiner Faust. Laßt ihn rufen! (Ein Leibwächter geht ab.) Mylord Chandos und Ihr Andere, Ihr steht mir für diesen Menschen. Bewacht ihn wohl, da hinter Euch, in Euern Reihen. Es werden hier Dinge vorgehen, bei welchen er zugegen sein muß. Herr Bailly, ist Lord Clanbrassil im Palast?

**Renard.** Er wartet nur, bis es der Königin gefällig sein wird, ihn zu sehen.

**Die Königin.** Hat er keine Ahnung?

**Renard.** Nicht die geringste.

**Die Königin** (zu Lord Chandos). Laßt ihn kommen!

**Renard.** Der ganze übrige Hof wartet auch. Soll Niemand vor Lord Clanbrassil eingeführt werden?

**Die Königin.** Welche unter unsern Edelleuten hassen Fabiani?

**Renard.** Alle.

**Die Königin.** Welche am meisten?

**Renard.** Clinton, Montagu, Sommerset, der Graf von Derby, Gerard, Fitz-Gerard, Lord Paget und der Lordkanzler.

**Die Königin** (zu Lord Chandos). Führt sie alle ein, ausgenommen den Lordkanzler. Geht! (Lord Chandos ab. Zu Simon Renard:) Der würdige Lordkanzler liebt Fabiani nicht mehr, als die andern; aber er ist ein Mann, der Bedenklichkeiten hat. (Sie nimmt die Papiere wahr, welche Gilbert auf den Tisch gelegt hat.) Ah! Ich muß doch einen Blick auf diese Papiere werfen.

(Während sie in den Papieren liest, öffnet sich die Flügelthüre im Hintergrund. Die von der Königin bezeichneten Edelleute treten unter tiefen Verbeugungen ein.)

---

## Sechster Auftritt.

**Die Vorigen. Lord Clinton** und die übrigen **Edelleute.**

**Die Königin.** Guten Morgen, meine Herren! Möge Euch Gott in seine heilige Obhut nehmen, Mylords! (Zu Lord Montagu.) Anthony Brown, ich werde nie vergessen, auf welche würdige Weise Ihr in meinen Unterhandlungen mit dem Kaiser, meinem Oheim, Johann von Montmorency und dem Grafen von Toulouse die Stange gehalten habt. Lord Paget, Ihr werdet heute Euer Patent als Baron Paget von Beaudesert in der Grafschaft Stafford erhalten. Ah! Siehe da, unser alter Freund, Lord Clinton! Wir sind Euch stets wohl gewogen, Mylord! Ihr seid es, der Thomas Wyat in der Ebene von Saint-James vernichtet hat. Wir werden dessen nie vergessen. An diesem Tage ist die Krone Englands durch eine Brücke, welche meinen Truppen gestattete, an die Rebellen zu gelangen, und durch eine Mauer, welche den Rebellen nicht gestattete, an mich zu gelangen, gerettet worden. Die Brücke, das ist die Londoner Brücke, die Mauer, das ist Lord Clinton!

**Clinton** (leise zu Simon Renard). Es sind jetzt sechs Monate, daß die Königin kein Wort mit mir gesprochen hat, und heute ist sie so gnädig!

**Renard** (leise zu Lord Clinton.) Geduld, Mylord! Bald werdet Ihr noch besser mit Ihr zufrieden sein.

**Die Königin** (zu Lord Chandos). Lord Clanbrassil kann jetzt kommen! (Zu Simon Renard.) Wenn er einige Minuten hier sein wird, dann . . .

(Sie redet ihm leise ins Ohr und deutet mit dem Finger auf die Thüre, durch welche Johanna abgetreten ist.)

**Renard.** Ganz wohl, Königin! (Fabiani tritt ein.)

---

## Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Fabiani.

**Die Königin.** Ah! da ist er!

(Sie fährt fort leise mit Simon Renard zu sprechen.)

**Fabiani** (für sich, nachdem ihn Jedermann gegrüßt und er nach allen Seiten sich umgeblickt hat). Was will das heißen? Ich sehe nur meine Feinde hier. (Die Königin spricht leise mit Simon Renard.) Sie lacht! das ist ein böses Zeichen!

**Die Königin** (verbindlich zu Fabiani). Möge Gott Euch in seine heilige Obhut nehmen, Mylord!

**Fabiani** (ergreift ihre Hand und küßt sie). Meine königliche Herrin . . . (Für sich.) Sie hat mir zugelächelt. Die Gefahr ist nicht für mich, sondern für Andere.

**Die Königin** (stets verbindlich). Ich habe mit Euch zu sprechen.

(Sie tritt mit ihm auf das Vordertheil der Bühne.)

**Fabiani.** Und auch ich habe mit Euch zu sprechen, meine Königin! Mich so lange von Eurem Angesicht zu entfernen, zu verbannen! Das verdient Vorwürfe. So wäre es nicht, wenn Ihr in meiner Abwesenheit so oft an mich dächtet, als ich an Euch.

**Die Königin.** Ihr seid ungerecht; seit Ihr mich verlassen habt, beschäftige ich mich nur mit Euch.

**Fabiani.** Ist das auch wahr? Darf ich an so viel Glück glauben? Wiederholt es mir!

**Die Königin** (stets lächelnd.) Ich schwöre es Euch.

**Fabiani.** Ihr liebt mich also, wie ich Euch liebe?

**Die Königin.** Ganz so, Mylord! Und in der That, ich habe nur an Euch gedacht, und zwar so sehr, daß ich Euch bei Eurer Rückkehr eine angenehme Ueberraschung bereitet habe.

**Fabiani.** Wie! Welche Ueberraschung?

**Die Königin.** Ein Zusammentreffen, das Euch Vergnügen machen wird.

**Fabiani.** Ein Zusammentreffen. Mit wem?

**Die Königin.** Rathet einmal! Ihr errathet es gewiß nicht.

**Fabiani.** In Wirklichkeit nein!

**Die Königin.** Wendet Euch um!

(Fabiani wendet sich um und erblickt auf der Schwelle der halb geöffneten kleinen Thüre Johanna.)

**Fabiani** (für sich.) Johanna!

**Johanna** (für sich.) Er ist es!

**Die Königin** (mit stets lächelnder Miene). Kennt Ihr dieses junge Mädchen, Mylord?

**Fabiani.** Nein, meine Königin!

**Die Königin.** Mädchen, kennst Du diesen Lord?

**Johanna.** Die Wahrheit geht über das Leben. Ja Königin, ich kenne ihn!

**Die Königin.** Ihr kennt also dieses Weib nicht, Mylord?

**Fabiani.** Man will mich verderben, meine Königin! Ich bin rings von Feinden umgeben. Dieses Weib ist ohne Zweifel mit ihnen verschworen. Ich kenne sie nicht, ich weiß nicht, wer sie ist. Das schwöre ich Dir bei allen Heiligen!

**Die Königin** (steht auf und schlägt ihm ihren Handschuh ins Gesicht). Du niederträchtiger Mensch! Du verräthst die Eine und verläugnest die Andere! Wie! Du weißt nicht, wer sie ist! Soll

ich es Dir sagen? Dieses Weib ist Johanna Talbot, Tochter von Johann Talbot, dem guten katholischen Edelmann, der für meine Mutter auf dem Blutgerüste starb. Dieses Weib ist Johanna Talbot, meine Base, Johanna Talbot, Gräfin von Shrewsbury, Gräfin von Wexford, Gräfin von Waterford, Pairin von England! Weißt Du jetzt, wer dieses Weib ist? Lord Paget, Ihr seid Unser Siegelbewahrer, und habt gehört, was Wir hier sagten. Die Königin Maria von England erkennt dieses junge Mädchen hier feierlich an als Johanna, einzige Tochter und Erbin des letzten Grafen von Waterford. (Sie zeigt die Papiere.) Hier sind die Ansprüche und Beweise, welche Ihr mit Unserem großen Siegel zu versehen habt. Hieran geschieht Unser Wille! (Zu Fabiani.) Ja, hörst Du, Gräfin von Waterford! Und das ist wohl erwiesen! Und Du Jammermensch, Du mußt die Güter zurückgeben! So! Du kennst dieses Weib nicht! So! Du weißt nicht, wer dieses Weib ist! So hast Du es jetzt von mir erfahren! Und ich weiß noch mehr! (Sie sieht ihm starr ins Gesicht, knirscht mit den Zähnen und sagt halblaut:) Dieses Weib ist Deine Geliebte!

Fabiani. Königin . . .

Die Königin. Ja, das ist sie, und jetzt höre auch, was Du bist! Du bist ein Mensch ohne Geist und Herz, ein Wesen ohne Seele, ein elender Betrüger! Du bist . . . — bleibt Ihr Herren, tretet nicht zurück! Die ganze Welt mag hören, was ich diesem Menschen sage! Ich spreche nicht leise, wie es mir scheint. — So höre denn, Don Fabiano Fabiani, Du bist der erbärmlichste der Menschen, ein niederträchtiger, lügnerischer, heuchlerischer Lakai! Und als ich Dich zum Grafen von Clanbrassil, zum Baron von Dinasmondby und zum Baron von Darmouth erhob, war ich eine tolle Närrin. Verzeiht mir, meine edlen Lords, daß ich Euch je mit einem solchen Menschen in eine Reihe stellte. Du, Edelmann, Du, Ritter! Du, Lord!

Blicke doch einmal hin auf diese Lords, die hier vor Dir stehen, Du elender Mensch! Das sind Edelleute, Du bist keiner. Siehst Du hier Bridges, Baron Chandos! Siehst Du Seymour, Herzog von Somerset, siehst Du die Stanley, welche seit 1485 Grafen von Derby sind, siehst Du die Clinton, Barone Clinton seit 1288? Wem von allen diesen gleichst Du? Du rühmst Dich, von der spanischen Familie der Pennalver abzustammen! Du lügst, Du bist nur ein gemeiner Italiener. Du bist nichts, weniger als nichts, der Sohn eines Strumpfstrickers aus dem Dorfe Larino! Und ich, ich wußte es, und ich verschwieg es, und stellte mich, als ob ich an seinen Adel glaubte! So sind wir Weiber. Pfui über den Elenden! Ein Weib zu betrügen, ein anderes zu verläugnen! Wie, Mensch, Du stehst noch aufrecht vor mir? Nieder auf die Kniee, nieder! Stoßt diesen Menschen auf die Kniee nieder, Mylords!

**Fabiani.** Euer Majestät . . .

**Die Königin.** Dieser Elende, den ich mit Wohlthaten überhäufte! Dieser neapolitanische Lakai, den ich zum Ritter und freien Lord von England erhob! Man warnte mich vor dieser Bedientenseele, man sagte mir voraus, wie das enden würde. Ich war eine Thörin, ich glaubte es nicht. Jetzt sehe ich, wie es geendet hat. Ich bin selbst Schuld daran. Ein Betrüger heißt Italiener, eine feige Memme heißt Neapolitaner. Das hätte ich wissen können, denn mein Vater wurde von allen Welschen betrogen, denen er sich anvertraute. Dieser Fabiani! Du siehst jetzt, Lady Johanna, unglückliches Kind, welchem Menschen Du Dich hingabst! Aber sei ruhig, ich will Dich rächen!

**Fabiani.** Ich schwöre Euch, Königin . . .

**Die Königin.** Du willst schwören, Mensch? Einen Meineid willst Du thun? Du bleibst niederträchtig bis ans Ende. Und wir, wir schwachen Weiber müssen erröthen, daß wir einen

solchen Menschen liebten! Elender Wurm, kannst Du nicht einmal, nur ein einziges Mal Dein Haupt erheben?

**Fabiani.** Doch, ich werde es erheben. Ich sehe wohl, daß ich verloren bin. Mein Tod ist beschlossen. Ihr werdet alle Mittel anwenden, Dolch, Gift . . .

**Die Königin** (faßt ihn am Arm und zieht ihn heftig auf das Vordertheil der Bühne). Gift und Dolch! Was sagst Du da, Italiener? Die schmähliche hinterlistige Rache Deines Landes! Nein, Signor Fabiani, weder Gift noch Dolch! Meinst Du, ich, Maria von England, werde mich in einem Straßenwinkel rächen? So tief steige ich nicht hinab, wenn ich meine Rache nehme. Am hellen Tag, im Scheine der Mittagssonne, auf öffentlichem Platz, mit Beil und Henkerblock, die Straßen, die Plätze, die Fenster, die Dächer mit Menschen erfüllt, hunderttausend Zeugen: so rächt sich die Königin von England! Ich will, daß man Furcht habe, man soll das prächtig, großartig, entsetzlich finden, man soll sagen: ein Weib ist beleidigt worden, und eine Königin hat Rache genommen! Diesen so beneideten Günstling, diesen Menschen, den ich in Sammt und Seide kleidete, ich will, daß alle Welt ihn zitternd und bebend auf seinem schwarzen Leichentuch, mit gewundenen Händen, mit nackten Füßen sehe, vom Volke verhöhnt, das Haupt auf dem Henkerblock, und das Beil des Henkers über ihm gehoben! An diesen weißen Hals will ich statt der goldenen Ritterkette einen grauen Henkerstrick hängen. Ha! Wie schön wird sich dieser Fabiani, der auf den Stufen Unseres königlichen Thrones glänzte, auf dem Blutgerüste ausnehmen!

**Fabiani.** Königin . . .

**Die Königin.** Kein Wort mehr, nicht ein einziges! Du bist verloren, Dir hilft kein Gott. Du wirst auf das Blutgerüste steigen, wie Suffolk und Northumberland. Ich will dieses Fest meiner guten Stadt London nicht vorenthalten. Du weißt,

wie meine gute Stadt Dich haßt! Bei Gott, es ist eine schöne Sache, wenn man sich zu rächen hat, Maria, Königin von England, Tochter Heinrichs VIII. und Herrscherin der zwei Meere zu sein! Und hörst Du, Fabiani, Wir erlauben Dir, auf dem Blutgerüst eine lange Anrede an das Volk zu halten, wie Northumberland, oder ein langes Gebet zu thun, wie Suffolk, damit der Gnadenbote Zeit gewinne, anzukommen. Aber ich sage Dir, so wahr ein Gott im Himmel ist, er wird nicht kommen! (Zu Lord Somerset.) Lord Herzog, Ihr seid Connetable im Tower, fordert diesem Menschen sein Schwert ab.

**Fabiani.** Hier ist mein Schwert, aber ich lege feierliche Widerrede ein. Möchte es auch erwiesen sein, daß ich ein Weib getäuscht oder verführt hätte . . .

**Die Königin.** Was liegt Uns daran, ob Du ein Weib verführt hast! Ist es Unsere Sache, Uns darum zu kümmern? Diese Herren da wissen, daß mir das ganz gleichgültig ist.

**Fabiani.** Ein Weib verführen, ist kein todeswürdiges Verbrechen. Trogmorton konnte auf eine ähnliche Anklage nicht verurtheilt werden.

**Die Königin.** Ich glaube, der Mensch will Uns jetzt trotzen! Der Wurm wird zur Schlange. Und wer sagt Dir denn, daß Wir Dich dessen anklagen?

**Fabiani.** Und wessen klagt man mich denn sonst an? Ich bin kein Engländer, ich bin nicht Euer Unterthan, sondern Unterthan des Königs von Neapel, und Vasall des heiligen Stuhls. Ich werde den päpstlichen Legaten, den Kardinal Polus, auffordern, mich zu reklamiren. Ich bin ein Ausländer und werde mich vertheidigen. Man kann mich nur in Anklagestand versetzen, wenn ich ein Verbrechen, ein wirkliches Verbrechen begangen habe. Welches ist nun mein Verbrechen?

**Die Königin.** Du willst wissen, welches Dein Verbrechen sei?

**Fabiani.** Ja, Königin!

**Die Königin.** Ihr habt die Frage gehört, meine edlen Lords, Ihr sollt auch die Antwort vernehmen. Ihr werdet sehen, daß ich bloß mit dem Fuße zu stampfen brauche, damit ein Blutgerüst aus der Erde emporsteige. Lord Chandos, laßt die Flügelthüren öffnen! Der ganze Hof soll eintreten!

(Die Flügelthüren im Hintergrund öffnen sich. Der ganze Hof tritt ein.)

---

## Achter Auftritt.

**Die Vorigen. Der Lordkanzler.** Der ganze Hof.

**Die Königin.** Herein, Mylords, herein! Es macht mir viel Vergnügen, Euch heute Alle hier bei mir zu sehen. Ihr Herren von der Rechtspflege, nur näher, ganz nahe! Wo sind die Wappen-Sergenten der Kammer der Lords, Harriot und Llanerillo? Ha! Da seid Ihr, willkommen! Zieht Eure Schwerter! Recht so! Stellt Euch links und rechts neben diesen Menschen. Er ist Euer Gefangener.

**Fabiani.** Welches Verbrechens klagt man mich an?

**Die Königin.** Lord Gardiner, mein gelehrter Freund, Ihr seid Kanzler von England, und Wir thun Euch zu wissen, daß Ihr die zwölf Lords der Sternkammer alsbald zu versammeln habt. Es gehen seltsame Dinge vor in diesem Palast. Hört, Mylords, die Prinzessin Elisabeth hat Unserer Krone schon mehr als einen Feind erweckt. Ihr kennt die Verschwörung von Pietro Caro, der den Aufruhr von Exeter herbeiführte! Ihr kennt die Verrätherei von Thomas Wyat, der die Grafschaft Kent in Aufruhr brachte. Ihr kennt die Empörung des Herzogs von Suffolk, der nach der Niederlage der Seinigen in einem hohlen Baume gefangen genommen ward. Heute ist ein neuer hochverrätherischer Versuch geschehen. Hört und merkt

wohl auf! Diesen Morgen stellte sich ein Mensch bei meiner Audienz ein, und nachdem er einige Worte gesprochen, zückte er einen Dolch auf mich. Ich fiel ihm zeitig genug in den Arm. Lord Chandos und der Bailly von Amont haben diesen Menschen festgehalten. Er sagt aus, daß er von Lord Clanbrassil zu diesem Verbrechen verführt worden sei.

**Fabiani.** Von mir? Das ist unmöglich. Ein solcher Mensch lebt nicht auf der Welt. Wer ist er? Wo ist er?

**Die Königin.** Er ist hier.

**Gilbert** (tritt plötzlich aus der Mitte der Trabanten hervor, hinter deren Reihen er bisher versteckt war). Ich bins!

**Die Königin.** In Folge der Aussagen dieses Menschen klagen Wir Maria, Königin, Fabiano Fabiani, Grafen von Clanbrassil, vor Unserer Sternkammer des Hochverraths und meuchelmörderischen Versuchs auf Unsere geheiligte königliche Person an.

**Fabiani.** Ich, Königsmörder! Das ist abscheulich! Die Sinne vergehen mir! Welche Falle stellt man mir da! Elender, wer Du auch seist, wagst Du zu behaupten, daß das, was die Königin sagte, wahr sei?

**Gilbert.** Ja!

**Fabiani.** Ich hätte Dich zum Königsmord verleitet? Ich?

**Gilbert.** Ja!

**Fabiani.** Ja, und immer Ja! Verflucht seist Du! Mensch, kommst Du aus der Hölle? Du willst mich ins Verderben stürzen, aber Du weißt nicht, daß Du zu gleicher Zeit Dich selbst verderbst? Das Verbrechen, das Du auf mich bürdest, lastet auch auf Dir. Ich sterbe durch Dich, aber Du mußt auch sterben. Unsinniger, mit einem einzigen Worte machst Du zwei Köpfe fallen, den meinigen und den Deinigen. Weißt Du das?

**Gilbert.** Ich weiß es.

**Fabiani.** Mylords, dieser Mensch ist bezahlt ...

**Gilbert.** Von Euch. Hier ist die mit Gold gefüllte Börse, die Ihr mir für das Verbrechen gegeben habt. Euer Wappen und Euer Namenszug sind darein gestickt.

**Fabiani.** Gerechter Gott! Aber wo ist der Dolch, mit dem dieser Mensch, wie man behauptet, die Königin ermorden wollte?

**Chandos.** Hier ist er.

**Gilbert** (zu Fabiani). Es ist Euer eigener Dolch. Ihr habt mir ihn zu diesem Behufe gegeben. Man wird die Scheide noch bei Euch finden.

**Der Lordkanzler.** Graf Clanbrassil, was habt Ihr hierauf zu erwiedern? Kennt Ihr diesen Menschen?

**Fabiani.** Nein!

**Gilbert.** Es ist wahr, daß er mich nur bei Nacht gesehen hat. Ich will ihm bloß zwei Worte ins Ohr sagen, um seinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. (Er nähert sich Fabiani und sagt ihm leise:) Du scheinst heute Niemand kennen zu wollen, weder das verführte Weib, noch den beleidigten Mann! Die Königin rächt sich, und der gemeine Mann auch. Du hast mich herausgefordert, ich bin da! Du stehst zwischen zwei Rächern! Ich bin Gilbert, der Ciselirer! Jetzt wirst Du mich kennen?

**Fabiani.** Ja, jetzt kenne ich diesen Menschen, Mylords! Da ich mit diesem Menschen zu schaffen habe, bleibt mir nichts mehr zu sagen übrig.

**Die Königin.** Er gesteht!

**Der Lordkanzler** (zu Gilbert). Nach den normännischen Gesetzen und dem 25sten Statut König Heinrichs VIII. rettet, in Fällen der Majestätsbeleidigung ersten Grads, das Geständniß den Mitschuldigen nicht. Vergeßt nicht, daß dies ein Fall ist, in welchem die Königin das Recht der Begnadigung nicht hat, und daß Ihr auf dem Blutgerüste sterben müßt, wie derjenige, den Ihr anklagt. Bedenkt das wohl! Bestätigt Ihr nun Alles das, was Ihr ausgesagt habt?

**Gilbert.** Ich weiß, daß ich sterben muß, und ich bestätige es.

**Johanna** (für sich). Mein Gott! Wenn das ein Traum ist, so ist es ein schrecklicher Traum!

**Der Lordkanzler** (zu Gilbert). Wollt Ihr Eure Aussagen auf das Evangelium beschwören?

(Er reicht ihm das Evangelium dar. Gilbert legt die Hand darauf.)

**Gilbert.** Ich schwöre, die Hand auf dem heiligen Evangelium und meinen nahen Tod vor Augen, daß dieser Mensch ein Meuchelmörder ist, daß der Dolch, welcher der seinige ist, zum Verbrechen gedient hat, daß diese Börse, welche die seinige ist, mir zum Zwecke eines Verbrechens gegeben worden ist. Das ist die reine Wahrheit, und Gott sei meiner armen Seele gnädig!

**Der Lordkanzler** (zu Fabiani). Mylord, was habt Ihr hierauf zu erwiedern?

**Fabiani.** Nichts! Ich bin verloren!

**Renard** (leise zur Königin). Ihr habt den Scharfrichter rufen lassen, er ist da.

**Die Königin.** Gut! Laßt ihn kommen! (Die Reihen des Hofs öffnen sich. Der Scharfrichter, roth und schwarz gekleidet, auf der Schulter ein langes Richtschwert in der Scheide tragend, tritt ein.)

---

## Neunter Auftritt.

### Die Vorigen. Der Scharfrichter.

**Die Königin.** Mylord, Herzog von Somerset, diese beiden Menschen in den Tower! — Mylord Gardiner, unser Kanzler, daß morgen ihr Prozeß vor den zwölf Pairs unserer Sternkammer beginne, und möge Gott Altengland beistehen! Wir sind gewärtig, daß diese beiden Menschen gerichtet werden, bevor Wir nach Oxford abreisen, wo Wir das Parlament eröff-

nen werden, und bevor Wir Uns nach Windsor begeben, um dort die Osterfeiertage zu halten. (Zum Scharfrichter.) Tritt näher! Ich sehe Dich mit Vergnügen. Du bist unser getreuer Diener. Du bist alt. Du hast Dein Amt unter drei Herrschern verrichtet. Es ist gebräuchlich, daß die Könige dieses Landes Dir bei ihrer Thronbesteigung ein königliches Geschenk machen. Mein Vater, Heinrich VIII., hat Dir die diamantene Agraffe seines königlichen Mantels gegeben, mein Bruder, Eduard VI., einen goldenen Humpen in erhabener Arbeit. Jetzt ist die Reihe an mir, ich habe Dir noch nichts gegeben. Ich muß Dir ein Geschenk machen. Tritt näher! (Auf Fabiani deutend.) Siehst Du diesen jungen und schönen Kopf? Diesen Morgen noch war er das Schönste und Theuerste, was ich auf Erden besaß. Siehst Du diesen Kopf? Er ist Dein!

---

# Dritter Tag.

## Welcher von Beiden?

## Personen.

Die Königin.
Gilbert.
Johanna.
Simon Renard.
Josua Farnaby.
Meister Aeneas Dulverton.
Lord Clinton.
Ein Kerkermeister.

# Dritter Tag.

## Erste Abtheilung.

Saal im Innern des Towers von London. Bogengewölbe von großen Pfeilern gestützt. Rechts und links die Eingangsthüre von zwei Kerkern. Rechts eine Oeffnung in der Mauer, die auf die Themse geht. Links eine Oeffnung, die auf die Straße geht. Auf beiden Seiten eine verborgene Thüre in der Mauer. Im Hintergrund eine Galerie mit einem großen Balkon, der mit Glasthüren geschlossen ist und auf die äußeren Höfe des Towers geht.

---

### Erster Auftritt.

**Gilbert. Josua.**

**Gilbert.** Nun?

**Josua.** O, Gott!

**Gilbert.** Keine Hoffnung mehr?

**Josua.** Keine! (Gilbert geht an das Fenster.) Du kannst vom Fenster aus nichts sehen!

**Gilbert.** Du hast Dich erkundigt, nicht wahr?

**Josua.** Ich weiß es nur allzugewiß.

**Gilbert.** Es ist für Fabiani?

**Josua.** Ja, für Fabiani.

**Gilbert.** Wie glücklich ist dieser Mensch! Verflucht sei ich!

**Josua.** Armer Gilbert! Die Reihe kommt auch an Dich. Heute er, morgen Du!

**Gilbert.** Was willst Du damit sagen? Ich verstehe Dich nicht. Wovon sprichst Du?

**Josua.** Von dem Blutgerüste, das man eben aufschlägt.

**Gilbert.** Und ich, ich rede von Johanna!

**Josua.** Von Johanna?

**Gilbert.** Ja, von Johanna! Nur von ihr! Was liegt mir an allem Andern! Du hast also vergessen, Du erinnerst Dich nicht mehr, daß ich sie von den Gittern meines Kerkers aus, von denen ich auf die Straße sehe, seit einem Monat still, bleich und in Trauer, am Fuße dieses Thurmes erblicke, der zwei Gefangene verschließt: Fabiani und mich? Du denkst also nicht mehr an meine Angst, an meine Zweifel, an meine Ungewißheit? Für welchen von uns Beiden kommt sie? Diese Frage stelle ich mir Tag und Nacht. Du hast mir gestern versprochen, sie aufzusuchen und zu erforschen. Sprich! Weißt Du etwas? Kommt sie mir oder Fabiani zu liebe?

**Josua.** Ich habe für gewiß erfahren, daß Fabiani unfehlbar heute enthauptet wird, und daß Du ihm morgen im Tode nachfolgen sollst. Seit diesem Augenblick weiß ich nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Ich dachte nur an das Blutgerüste, nicht mehr an Johanna. Dein Tod ...

**Gilbert.** Mein Tod! Was verstehst Du unter diesem Wort? Das ist mein Tod, daß Johanna mich nicht mehr liebt. Von dem Tage an, da sie mich nicht mehr liebte, war ich todt. Verstehst Du, Josua, lebendigtodt! Was von Leben noch in mir ist, mag der Henker morgen hinnehmen — es ist kaum der Mühe werth! Du weißt nicht, wie ein Mann lieben kann! Hätte man mir vor zwei Monaten gesagt: Deine reine, fleckenlose Johanna, Dein Stolz, Deine Liebe, gibt sich einem Andern hin — willst Du sie noch? — ich hätte geantwortet: Nein, lieber den Tod für uns Beide! — Und den Unglücksboten, den hätte ich mit Füßen getreten! — Jetzt, jetzt will ich sie noch. Sie ist nicht mehr meine reine, fleckenlose Johanna, sie hat in eines Andern Armen gelegen, ich weiß das, und doch liebe ich

sie! Ich liebe sie mit einem zerrissenen Herzen. Wenn sie es verlangt, so will ich sie um Verzeihung bitten, daß sie mir untreu war. Ja, wäre sie eine der Verworfensten ihres Geschlechts, ich würde sie doch lieben! Ich habe nur noch einen Tag zu leben, aber ich gäbe hundert Jahre meines Lebens darum, wenn sie mir nur noch einmal zulächelte! Wohl, morgen gehe ich in die Ewigkeit, ich schenke sie ihr, sie soll zwei Ewigkeiten haben für die drei Worte: Ich liebe dich! — Weißt Du nun, Josua, weißt Du nun, was Liebe ist? Du hältst mich für einen Schwächling! Nein, ich kann sterben, aber Johanna soll leben! Wüßte ich nur, daß sie mich liebt, nicht diesen Fabiani, wie gerne würde ich sterben!

**Josua.** Fabiani wird heute hingerichtet.

**Gilbert.** Und ich morgen.

**Josua.** Gott der Herr ist am Ende aller Dinge.

**Gilbert.** Heute werde ich an ihm gerächt, morgen er an mir.

**Josua.** Hier, mein Bruder, kommt der zweite Constabel des Towers von London, Aeneas Dulverton. Du mußt in Deinen Kerker zurückkehren. Diesen Abend, mein Bruder, sehe ich Dich wieder.

**Gilbert.** Oh! Ungeliebt, unbeweint sterben! Johanna!... Johanna!... Johanna! (Er geht langsam in seinen Kerker zurück.)

**Josua.** Armer Gilbert! Großer Gott! Warum mußte ich alter Mann diesen Jammer erleben?

(Er geht ab. Simon Renard und Meister Aeneas treten ein.)

---

## Zweiter Auftritt.

**Simon Renard. Meister Aeneas Dulverton.**

**Renard:** Ihr habt Recht, das ist seltsam, aber so ist es nun. Die Königin ist eine verliebte Närrin, die nicht weiß,

was sie will. Bei einem Weibe kann man sich auf nichts verlassen. Was will sie nun hier machen, hier im Tower? Das weiß der liebe Himmel! Das Herz des Weibes ist ein Räthsel. Hört, Meister Aeneas, wir sind alte Freunde. Das Ding muß heute noch ein Ende nehmen. Alles hängt hier von Euch ab. Wenn man Euch beauftragt.... (Er redet ihm leise ins Ohr.) Zieht die Sache in die Länge, laßt sie auf eine geschickte Art scheitern. Nur zwei Stunden Zeit brauche ich, und diesen Abend ist geschehen, was ich wünsche, morgen gibt es keinen Günstling mehr, ich bin allmächtig, und übermorgen seid Ihr Baronet und Lieutenant des Towers. Verstanden?

**Aeneas.** Verstanden!

**Renard.** Gut denn! Es kommt Jemand. Man darf uns nicht beisammen finden. Geht da hinaus! Ich gehe der Königin entgegen. (Sie trennen sich.)

---

## Dritter Auftritt.

**Ein Kerkermeister** tritt ein, blickt vorsichtig um sich und führt dann **Lady Johanna** ein.

**Der Kerkermeister.** Ihr seid da, wohin Ihr gelangen wolltet, Mylady! Hier sind die Thüren der beiden Kerker. Jetzt, wenn es Euch gefällig ist, meine Belohnung.

(Johanna nimmt ihr diamantenes Armband ab und gibt es ihm.)

**Johanna.** Hier ist sie.

**Der Kerkermeister.** Schönen Dank! Bringt mich nicht in Verlegenheit. (Er geht ab.)

**Johanna** (allein.) Mein Gott! Was nun? Ich habe ihn ins Verderben gestürzt, ich muß ihn auch retten. Aber wie kann ich? Was vermag ein Weib? Das Blutgerüst! Das Blutgerüst! Das ist entsetzlich! Frischen Muth! Keine Thränen

mehr, sondern Handlungen! Aber was kann ich? Was vermag ich, ein ohnmächtiges Geschöpf! Stehe mir bei, o Gott! Es kommt Jemand. Wer redet da? Ich kenne diese Stimme. Es ist die Stimme der Königin. O, Alles ist verloren!

(Sie verbirgt sich hinter einem Pfeiler. Die Königin und Simon Renard treten ein.)

---

## Vierter Auftritt.

Die Königin. Simon Renard. Johanna versteckt.

**Die Königin.** Ah! Ihr wundert Euch über diesen Wechsel! So! Ich gleiche mir selbst nicht mehr! Je nun! Was liegt mir daran? Das ist einmal so. Ich will eben jetzt nicht mehr, daß er sterbe!

**Renard.** Eure Majestät hatte inzwischen gestern beschlossen, daß heute die Hinrichtung stattfinden solle.

**Die Königin.** Wie ich vorgestern beschlossen hatte, daß die Hinrichtung gestern stattfinden solle; wie ich am Sonntag beschlossen hatte, daß die Hinrichtung am Montag stattfinden solle. Heute nun beschließe ich, daß die Hinrichtung morgen stattfinden solle.

**Renard.** In der That, ja so ist es! Seit dem zweiten Advent-Sonntag, an welchem die Sternkammer das Todesurtheil gefällt hat, und an dem die beiden Verurtheilten, mit dem Henker voran, die Schärfe des Beils ihren Gesichtern zugekehrt, in den Tower zurückgeführt wurden, sind nunmehr drei Wochen verflossen, und jeden Tag schiebt Eure Majestät die Hinrichtung auf den folgenden Tag auf.

**Die Königin.** Je nun, mein lieber Herr, muß ich Euch erst sagen, was das bedeutet? Muß ein Weib ihr Herz vor Euch umkehren, weil die Unglückliche eine Königin ist, und

weil Ihr hier den Prinzen von Spanien, ihren künftigen Gemahl, vorstellt? Ihr Männer wißt nicht, daß das Herz eines Weibes so verschämt ist, als ihr Körper. Je nun, weil Ihr Euch doch so einfältig stellt, so hört denn, ja, ich verschiebe Fabiani's Hinrichtung von einem Tage zum andern, weil an jedem Morgen mir die Kraft fehlt, die Glocke des Towers von London zum Tode dieses Mannes läuten zu hören, weil ich ohnmächtig werde bei dem Gedanken, daß der Henker sein Beil für diesen Mann schleife, weil ich nicht an seinen Sarg denken kann, weil ich ein schwaches, thörichtes Weib bin, weil ich diesen Menschen liebe! Habt Ihr jetzt genug? Wißt Ihr jetzt Alles? Begreift Ihr jetzt? Es wird, hoffe ich, ein Tag kommen, an dem ich mich für Alles das, was ich Euch hier sagen mußte, an Euch rächen kann! Jetzt geht!

**Renard.** Es wäre gleichwohl Zeit, mit diesem Fabiani ein Ende zu machen. Ihr steht im Begriffe, meinen königlichen Herrn, den Prinzen von Spanien, zu heirathen.

**Die Königin.** Wenn der Prinz von Spanien, Euer königlicher Herr, nicht zufrieden ist, so kann er es sagen. Wir werden alsdann einen Andern heirathen. Es fehlt Uns nicht an Bewerbern um Unsere königliche Hand. Da ist der Sohn des römischen Kaisers, da ist der Prinz von Piemont, der Infant von Portugal, der Kardinal Polus, der König von Dänemark und Lord Courtenay, und sie sind eben so gute Edelleute, als der Prinz von Spanien.

**Renard.** Lord Courtenay! Lord Courtenay!

**Die Königin.** Nun, ein englischer Baron ist so viel werth, als ein spanischer Prinz. Im Uebrigen stammt Lord Courtenay von den morgenländischen Kaisern ab. Und überhaupt, wenn Ihr böse werden wollt, so seid es!

**Renard.** Was in London ein Herz hat, haßt Fabiani.

**Die Königin.** Mich ausgenommen.

**Renard.** Die Bürger stimmen, was ihn betrifft, mit dem Adel überein. Wenn er nicht heute noch, wie Eure Majestät versprochen, hingerichtet wird, so . . .

**Die Königin.** So! Was?

**Renard.** So wird es einen Bürgeraufstand geben.

**Die Königin.** Ich habe meine Landsknechte.

**Renard.** Der Adel wird sich verschwören.

**Die Königin.** Ich habe den Scharfrichter.

**Renard.** Ihr habt auf das Gebetbuch Eurer Mutter geschworen, ihn nicht zu begnadigen.

**Die Königin.** Hier ist eine **Carta blanca**, die mir Fabiani einhändigen ließ, und worin ich ihm bei meiner königlichen Krone schwöre, daß ich ihn begnadigen werde. Die Krone meines Vaters wird wohl so viel werth sein, als das Gebetbuch meiner Mutter. Ein Schwur hebt den andern auf. Im Uebrigen, wer sagt Euch, daß ich ihn begnadigen will?

**Renard.** Er hat Euch auf eine sehr freche Weise getäuscht.

**Die Königin.** Was liegt mir daran? Ihr Männer seid alle so. Ich will aber jetzt nicht, daß er sterbe. Seht, Mylord... Herr Bailly, wollte ich sagen ... — Mein Gott, Ihr spannt mich so auf die Folter, daß ich nicht mehr weiß, mit wem ich rede! — Seht, ich weiß im Voraus Alles, was Ihr mir sagen könnt. Ihr werdet mir sagen: dieser Fabiani ist ein niederträchtiger, verächtlicher Mensch. Ich weiß es so gut als Ihr, und erröthe darüber, aber ich liebe ihn. Ich würde vielleicht einen braven Mann weniger lieben. So ist es nun eben! Uebrigens ist Keiner von Euch Allen, wie Ihr da seid, besser als er. Ihr werdet mir einwenden, er sei ein Günstling, und das englische Volk liebe die Günstlinge nicht. Als ob ich nicht wüßte, daß Ihr Fabiani bloß darum stürzen wollt, um den Grafen Kildare, diesen irländischen Tropf, an seine Stelle zu setzen! Ihr werdet sagen: dieser Fabiani lasse täglich zwanzig

Köpfe abschlagen. Was liegt Euch daran? Schweigt mir vollends von diesem spanischen Prinzen! Ihr lacht ihn im Stillen selbst aus, Euern königlichen Herrn. Redet mir nichts von dem Mißvergnügen des Herrn von Noailles, Botschafters von Frankreich! Dieser Herr von Noailles ist ein Dummkopf, und das will ich ihm selbst ins Gesicht sagen. Im Uebrigen bin ich ein Weib. Heute will ich, und morgen will ich nicht. Das Leben dieses Menschen ist meine Lebensluft. Stellt Euch doch, ums Himmels Willen, nicht so treuherzig und jungfräulich! Ich kenne alle Eure Ränke. Unter uns, Ihr wißt so gut, als ich, daß er das Verbrechen nicht begangen hat, wegen dessen er verurtheilt ist. Und nun genug, ich will einmal nicht, daß Fabiani sterbe. Ich möchte doch wissen, ob ich hier Herrin bin oder nicht? Jetzt laßt uns von etwas Anderem reden!

**Renard.** Euer Majestät erlauben, daß ich mich entferne. Euer ganzer Adel hat durch meinen Mund gesprochen.

**Die Königin.** Was liegt mir an diesem Adel!

**Renard** (für sich). So wollen wir es mit dem Volke versuchen. (Er macht eine tiefe Verbeugung und geht ab.)

**Die Königin** (allein). Er hat sich auf eine sonderbare Weise entfernt. Dieser Mensch ist im Stande, irgend einen Aufruhr anzuschüren. Ich muß mich schnell auf das Gemeindehaus begeben. Wer kommt da? (Meister Aeneas und Josua treten ein.)

---

## Fünfter Auftritt.

**Die Vorigen, außer Simon Renard. Meister Aeneas. Josua.**

**Die Königin.** Ihr seid es, Meister Aeneas? Ihr und dieser Mann müßt auf der Stelle dafür sorgen, daß der Graf von Clanbrassil aus seinem Kerker entkomme.

**Aeneas.** Königin . . . .

**Die Königin.** Ah! Ich traue Euch nicht. Es fällt mir bei, daß Ihr auch sein Feind seid. Gerechter Gott! Es umgeben mich nur Feinde des Mannes, den ich liebe! Ich wollte wetten, daß dieser unbekannte Thürschließer ihn auch haßt.

**Josua.** Allerdings!

**Die Königin.** Mein Gott! Mein Gott! Dieser Simon Renard ist mehr König, als ich Königin. Wie! Ist denn Niemand hier, auf den ich mich verlassen kann? Ist Niemand hier, der meinen Fabiani retten will?

**Johanna** (hinter dem Pfeiler hervortretend). Ich, Königin!

**Josua** (für sich). Johanna!

**Die Königin.** Du, Du Johanna Talbot? Wie kommst Du hieher? Gleichviel, Du bist da! Du willst Fabiani retten? Ich danke Dir. Ich sollte Dich hassen, Johanna, ich sollte eifersüchtig auf Dich sein, ich habe allen Grund dazu; aber nein, ich liebe Dich, weil Du ihn liebst. Im Angesichte des Blutgerüstes schwindet aller Haß, nur die Liebe bleibt. Du und ich, wir Beide verzeihen ihm. Das begreifen Männer nicht. Wir Beide, wir wollen zusammenhalten, denn wir sind Beide unglücklich. Fabiani muß gerettet werden. Ich habe nur Dich, ich muß Dich haben. Das wenigstens weiß ich, daß Du von ganzer Seele handeln wirst. Nimm Dich der Sache an. Ihr zwei da, Ihr werdet Lady Johanna in Allem gehorchen, was sie Euch befehlen wird, und Eure Köpfe haften für die Vollziehung ihrer Befehle. Umarme mich, Mädchen!

**Johanna.** Die Themse bespült den Tower von dieser Seite. Ich habe da einen geheimen Ausgang wahrgenommen. Ein Schiff an diesen Ausgang, und man könnte auf der Themse entkommen. Das wird das Sicherste sein.

**Aeneas.** Vor einer guten Stunde kann man da kein Schiff haben.

**Johanna.** Das ist sehr lange.

**Aeneas.** Eine Stunde ist bald vorüber. In einer Stunde ist es Nacht. Das ist besser, wenn Ihre Majestät die Entweichung geheim halten will.

**Die Königin.** Ihr habt vielleicht Recht. Also in einer Stunde! Bleibt, Lady Johanna! Ich muß auf das Gemeindehaus. Inzwischen rettet Fabiani!

**Johanna.** Verlaßt Euch auf mich, Königin!

(Die Königin geht ab. Johanna folgt ihr mit den Augen.)

**Josua** (auf dem Vordergrund der Bühne). **Gilbert hatte Recht, sie lebt nur für Fabiani!**

---

## Sechster Auftritt.

### Die Vorigen, ohne die Königin.

**Johanna** (zu Meister Aeneas). Ihr habt den Willen der Königin vernommen. Einen Nachen an den geheimen Ausgang, die Schlüssel der geheimen Gänge, einen Mantel und Hut!

**Aeneas.** Alles das läßt sich vor Einbruch der Nacht nicht anschaffen. Erst in einer Stunde, Mylady!

**Johanna.** Gut! Ihr könnt gehen! Dieser Mensch da soll bleiben. (Meister Aeneas ab, Johanna folgt ihm mit den Augen.)

**Josua** (auf dem Vordertheil der Bühne, für sich). Dieser Mensch da! Freilich! Wer Gilbert vergessen hat, kennt Josua nicht mehr. (Er geht nach der Thüre des Kerkers, in welchem Fabiani eingeschlossen ist, und will sie öffnen.)

**Johanna.** Was macht Ihr da?

**Josua.** Ich komme Euern Wünschen zuvor, Mylady. Ich öffne diese Thüre.

**Johanna.** Wer sitzt da gefangen?

**Josua.** Lord Fabiani.

**Johanna.** Und hier?

**Josua.** Ein Anderer.

**Johanna.** Wie heißt dieser Andere?

**Josua.** Er ist auch zum Tod verurtheilt. Ein Mensch, den Ihr nicht kennt, ein gewisser Gilbert, seines Handwerks ein Ciselirer.

**Johanna.** Oeffne diese Thüre!

**Josua** (die Thüre öffnend). Gilbert!

---

## Siebenter Auftritt.

### Johanna. Gilbert. Josua.

**Gilbert** (aus dem Innern des Kerkers). Was gibts? (Er erscheint auf der Schwelle, erblickt Johanna und stützt sich erschöpft an die Mauer.) Johanna! Lady Johanna Talbot!

**Johanna** (stürzt auf die Kniee nieder, mit zur Erde gesenkten Blicken). Gilbert! Ich komme, Dich zu retten.

**Gilbert.** Mich retten?

**Johanna.** Höre mich an! Erbarme Dich meiner! Stoß mich nicht von Dir! Ich weiß Alles, was Du mir sagen kannst. Du kannst mir nicht zu viel sagen, aber sage mir nichts, denn jetzt muß ich Dich retten. Alles ist bereit. Laß Dich von mir retten, als ob ich eine Fremde wäre. Sonst verlange ich nichts. Bist Du gerettet, so stoße mich von Dir, kenne mich nicht mehr! Vergiß, daß eine Johanna auf der Welt lebe! Ich verlange keine Verzeihung von Dir, ich will Dich nur retten. Um Gottes Barmherzigkeit willen, laß Dich retten, von mir retten!

**Gilbert.** Ich danke Dir, ich will nicht gerettet sein. Was soll mir das Leben, wenn Johanna mich nicht mehr liebt?

**Johanna.** Wie, Gilbert, Liebe wolltest Du von mir ver-

langen? Das unwürdige Geschöpf hätte noch einen Platz in Deinem Herzen? Gilbert, Du verachtest mich nicht so sehr, um zu fragen, ob ich noch ein Herz habe, ob und für wen ich Liebe fühle? Das ist ein Strahl der Sonne, der mein dunkles Geschick erhellt. So höre denn, Gilbert. Wenn ich nicht unwerth wäre, vor Dir niederzuknieen, den Zipfel Deines Gewandes zu fassen, meine Augen zu Dir zu erheben, so würde ich Dir weinend, im Staube knieend, mit zerrissenem Herzen zurufen: Gilbert, ich liebe Dich!

**Gilbert** (nimmt sie stürmisch in die Arme.) Du liebst mich?

**Johanna.** Ja, ich liebe Dich!

**Gilbert.** Du liebst mich! Sie liebt mich, Gott im Himmel! Ist es denn wahr? Hat sie mir es selbst gesagt, hat ihr eigener Mund geredet?

**Johanna.** Mein Gilbert!

**Gilbert.** Du hast Alles zu meiner Entweichung vorbereitet, sagst Du? Geschwind! Geschwind! Das Leben! Ich will das Leben haben! Johanna liebt mich! Dieses Kerkergewölbe fällt auf mein Haupt herab und zerschmettert mich. Ich muß Luft haben. Ich sterbe hier. Laß uns schnell fliehen! Komm, Johanna! Ich will leben, ich bin geliebt!

**Johanna.** Noch nicht. Wir müssen erst einen Nachen haben. Wir müssen die Nacht abwarten. Aber sei ruhig, Du bist gerettet; ehe eine Stunde vergeht, haben wir diese Mauern hinter uns. Die Königin ist auf dem Gemeindehaus und wird nicht so bald zurückkehren, ich gebiete hier. Ich will Dir das Alles sagen.

**Gilbert.** Eine Stunde lang warten, das ist sehr lange! Es treibt mich, Glück und Leben wieder zu gewinnen. Johanna! Johanna, Du bist da! Ich soll leben! Du liebst mich! Ich komme aus der Hölle in den Himmel. Bin ich nicht wahnwitzig? Du liebst mich?

**Johanna.** Ich liebe Dich! Und glaube mir, so lieb mir meine ewige Seligkeit ist, ich habe nie einen Andern geliebt, als Dich. Selbst als ich eine Verbrecherin war, wohnte die Liebe zu Dir im Grunde meines Herzens. Ich sank in die Arme des Teufels und weinte um den Engel meines Lebens.

**Gilbert.** Vergiß das, wie ich es vergesse. Fort mit der Vergangenheit, ich will nur der Zukunft leben. Ich liebe Dich, ich verzeihe Dir Alles. Johanna, ich habe Thränen der Eifersucht und der Verzweiflung geweint, ich verzeihe Dir, und Du bist das Glück und der Stern meines Lebens. Johanna, erhebe Dein Haupt zu mir, ich liebe Dich!

**Johanna.** Edler Mensch, Engel Gottes!

**Gilbert.** Oh! Wäre ich doch schon entflohen, weit von hier, frei mit Dir! Will denn die Nacht nicht kommen? Ist der rettende Nachen noch nicht da? Johanna, in dieser Nacht noch wollen wir aus London fliehen. Wir wollen England verlassen. Wir wollen nach Venedig gehen. Dort wird meine Arbeit bezahlt. Ich kann Dich ernähren, Du wirst mein Weib. Mein Gott! Ich vergesse, wer Du bist, welchen Namen Du führst!

**Johanna.** Was willst Du damit sagen?

**Gilbert.** Du bist Lord Talbots Tochter und führst den Namen einer Gräfin von Waterford.

**Johanna.** Ich weiß einen schöneren Namen.

**Gilbert.** Welchen?

**Johanna.** Johanna Gilbert, Weib des Ciselirers.

**Gilbert.** Johanna!

**Johanna.** Nein, Gilbert! Glaube nicht, daß ich diesen Namen von Dir fordere. Ich weiß, daß ich ihn nicht verdiene. So sehr will ich Deine Verzeihung nicht mißbrauchen. Der Ciselirer Gilbert soll sich nicht an die Gräfin von Waterford wegwerfen. Aber ich folge Dir, ich liebe Dich, ich verlasse Dich nie wieder. Ich will nicht Deine Schwester, ich will nur Deine

Magd sein, und wenn Du heirathest, bin ich die Magd Deines Weibes. Ich will meine Schuld abbüßen, ich will tragen und dulden bis zum Grabe; aber verstoße mich nicht, mein Gilbert!

**Gilbert** (zu ihren Füßen sinkend). Du bist ein Engel, und sollst mein Weib sein!

**Johanna.** Dein Weib! Du verzeihst, wie Gott dem reuigen Sünder.. Sei gesegnet, Du reinigst mich von meiner Missethat! (Gilbert steht auf und schließt sie in die Arme. Josua ergreift Johanna's Hand.)

**Josua.** Ich bin Josua.

**Johanna.** Guter Josua!

**Josua.** Eben habt Ihr mich nicht gekannt.

**Johanna.** Gilbert war mein einziger Gedanke.

(Josua küßt ihr die Hand.)

**Gilbert** (sie in die Arme schließend). Wie glücklich sind wir! (Entferntes Geräusch von Außen, verwirrtes Geschrei, Tumult. Der Tag neigt sich.)

**Josua.** Was ist das für ein Geräusch? (Er tritt an das Fenster, das auf die Straße geht.)

**Johanna.** Mein Gott! Wenn nur nichts dazwischen kommt!

**Josua.** Eine große Menschenmasse da unten. Piken, Haken, Fackeln. Die Leibwache der Königin zu Pferd in Schlachtordnung. Alles strömt dem Tower zu. Welches Geschrei! Das ist ein Volksaufstand.

**Johanna.** Wenn er nur nicht gegen Gilbert gerichtet ist!

**Stimmen in der Entfernung.** Fabiani! Nieder mit Fabiani! Tod Fabiani!

**Johanna.** Hört Ihr?

**Josua.** Ja!

**Johanna.** Was sagen sie?

**Josua.** Ich verstehe es nicht recht.

**Johanna.** O mein Gott! Mein Gott!

(Meister Aeneas und ein Schiffer treten eilig durch die geheime Thüre ein.)

---

## Achter Auftritt.

### Die Vorigen. Meister Aeneas. Ein Schiffer.

**Aeneas.** Mylord Fabiani! Mylord! Es ist kein Augenblick zu verlieren. Man hat erfahren, daß Euch die Königin retten will. Es ist ein Volksaufstand gegen Euch ausgebrochen. Ehe eine Viertelstunde vergeht, würdet Ihr von den Aufrührern in Stücke gerissen sein. Rettet Euch, Mylord! Hier ist ein Mantel und Hut, hier die Schlüssel, hier der Schiffer. Vergeßt nicht, daß Ihr Alles das mir verdankt. Eilt Euch, Mylord! (Leise zum Schiffer.) Halte ihn auf. Verzögere die Flucht.

**Johanna** (sie wirft Gilbert schnell den Mantel über und setzt ihm den Hut auf. Leise zu Josua.) Himmel! Wenn ihn nur dieser Mann nicht erkennt!

**Aeneas** (Gilbert ins Gesicht blickend). Wie? das ist ja nicht Lord Clanbrassil! Ihr kommt der Königin Befehlen nicht nach, Mylady! Ihr laßt einen Andern entkommen!

**Johanna.** Alles verloren!... Ich hätte das voraussehen sollen!... Mein Gott, lieber Herr, habt Mitleid!...

**Aeneas** (leise zu Johanna). Nur stille! macht fort! ich habe nichts gesagt, ich habe nichts gesehen. (Er zieht sich mit einer gleichgültigen Miene in den Hintergrund der Bühne zurück.)

**Johanna.** Was höre ich! Die Vorsehung ist also für uns. Jedermann will also Gilbert retten!

**Josua.** Nein, Mylady, Jedermann will Fabiani verderben.

(Während dieses ganzen Auftritts nimmt das Geschrei von Außen zu.)

**Johanna.** Laß uns eilen, Gilbert! Komm geschwind!

**Josua.** Laßt ihn allein gehen!

**Johanna.** Ich, ihn verlassen!

**Josua.** Nur für kurze Zeit. Kein Weib in den Nachen, wenn er sich im sichern Hafen bergen will. Es ist noch nicht dunkel genug, Ihr seid weiß gekleidet. Ist die Gefahr vorüber, so werdet Ihr ihn wieder finden. Kommt mit mir daher, er mag dorthin gehen.

**Johanna.** Josua hat Recht. Wo finde ich Dich wieder, mein Gilbert?

**Gilbert.** Unter dem ersten Bogen der Londoner Brücke.

**Johanna.** Gut! Schnell fort! Das Geräusch nimmt zu. Möchtest Du schon weit entfernt sein!

**Josua.** Hier sind die Schlüssel. Man muß, um von hier an das Ufer des Flusses zu gelangen, zwölf Thüren öffnen und schließen. Ihr habt für eine gute Viertelstunde zu thun.

**Johanna.** Eine Viertelstunde! Zwölf Thüren! Das ist abscheulich.

**Gilbert** (umarmt sie). Lebe wohl, Johanna! Noch einige Augenblicke Trennung, und wir finden uns für's ganze Leben wieder.

**Johanna.** Für Zeit und Ewigkeit! (Zum Schiffer). Schiffmann, habe Acht auf ihn!

**Aeneas** (leise zum Schiffer). Eile Dich nicht, es könnte noch Etwas dazwischen kommen. (Gilbert ab mit dem Schiffer.)

**Josua.** Er ist gerettet. Nun an uns! Zum ersten muß dieser Kerker geschlossen werden. (Er schließt Gilberts Kerkerthüre.) Jetzt geschwind da hinaus!

(Er geht mit Johanna durch die andere verborgene Thüre ab.)

**Aeneas** (allein). Fabiani ist in der Schlinge geblieben! Die kleine Spitzbübin da hat das sehr fein eingefädelt und Meister Simon Renard würde sie theuer bezahlt haben. Was wird aber

die Königin dazu sagen? Gleichviel, wenn es nur nicht auf mich fällt!

(Die Königin und Simon Renard treten eilends durch die Galerie ein. Der Tumult von Außen ist immer gestiegen. Es ist fast ganz Nacht. Wüthendes Geschrei von Außen, Fackeln, Waffengeräusch, einzelne Schüsse, Stampfen der Pferde einer Reiterschaar. Mehrere Edelleute, das Schwert in der Hand, begleiten die Königin, unter ihnen Clarence, der Wappenherold von England, die königliche Fahne tragend, und Jarretiere, der Herold des Hosenbandordens, mit der Fahne desselben.)

---

## Neunter Auftritt.

**Die Königin. Simon Renard. Meister Aeneas. Lord Clinton. Die beiden Herolde. Edelleute. Pagen, u. s. w.**

**Die Königin** (leise zu Meister Aeneas). Ist Fabiani fort?

**Aeneas.** Noch nicht.

**Die Königin.** Noch nicht?

(Sie wirft ihm einen furchtbaren Blick zu.)

**Aeneas** (für sich). Alle Teufel!

**Geschrei des Volks von Außen.** Nieder mit Fabiani! Tod Fabiani!

**Renard.** Eure Majestät muß auf der Stelle einen Entschluß fassen. Das Volk will den Tod dieses Menschen. Ganz London ist in Aufruhr. Der Tower ist eingeschlossen. Der Aufstand ist fürchterlich. Der adelige Heerbann ist auf der Londoner Brücke in Stücke gehauen worden. Euer Majestät Leibwache hält sich noch, aber gleichwohl haben wir vom Gemeindehaus zum Tower von Straße zu Straße weichen müssen. Die Anhänger der Prinzessin Elisabeth haben sich unter das Volk gemischt. Der bösartige Charakter des Aufstandes zeigt, daß sie dabei sind. Alles das verkündet Unheil. Was beschließt Euer Majestät?

**Geschrei des Volks von Außen.** Fabiani! Tod Fabiani!
(Der Tumult nähert sich je mehr und mehr.)

**Die Königin.** Tod Fabiani! Hört Ihr das Volk heulen, Mylords? Man muß ihm einen Menschen vorwerfen. Der Pöbel will fressen.

**Renard.** Was beschließt Euer Majestät?

**Die Königin.** Ihr zittert um mich her, wie es mir scheint, Mylords! Bei meiner Seele, soll Euch ein Weib lehren, was Edelleute zu thun haben! Zu Roß, Mylords, zu Roß! Fürchtet Ihr Euch vor diesem Pöbel? Haben die Schwerter Furcht vor Prügeln?

**Renard.** Laßt die Sache nicht weiter treiben, Königin! Gebt nach, so lange es noch Zeit ist! Jetzt könnt Ihr noch sagen: Pöbel! In einer Stunde werdet Ihr sagen müssen: Volk! (Der Tumult von Außen nimmt zu und nähert sich immer mehr.)

**Die Königin.** In einer Stunde!

**Renard** (auf die Galerie tretend und dann zurückkehrend). In einer Viertelstunde, Königin! Die erste Mauer des Towers ist schon genommen. Ein Schritt weiter, und das Volk ist hier.

**Volk von Außen.** In den Tower! In den Tower! Fabiani! Tod Fabiani!

**Die Königin.** Wohl hat man Recht, zu sagen, daß es etwas Furchtbares sei um das Volk! Fabiani!

**Renard.** Wollt Ihr ihn in wenigen Augenblicken vor Euern Augen in Stücke reißen sehen?

**Die Königin.** Es ist schändlich, Mylords, das sage ich Euch, daß nicht ein einziger von Euch sich rührt! Im Namen des Himmels, vertheidigt mich doch!

**Clinton.** Euch, Königin, ja! Fabiani, nein!

**Die Königin.** Gerechter Gott! So will ich Euch denn Alles sagen: Fabiani ist unschuldig! Fabiani hat das Verbrechen nicht begangen, wegen dessen er verurtheilt ist. Ich und der

Ciselirer Gilbert, wir haben Alles erfunden, erdichtet. Reine Komödie! Straft mich Lügen, wenn Ihr es wagt, Herr Bailly! Jetzt, Mylords, werdet Ihr ihn doch vertheidigen? Er ist unschuldig, sage ich Euch. Bei meinem Haupt, bei meiner Krone, bei meinem Gott, bei der Seele meiner Mutter, er hat dieses Verbrechen nicht begangen. Das ist so wahr, als Ihr vor mir steht, Lord Clinton! Vertheidigt ihn doch, vernichtet diese Leute, wie Ihr Tom Wyat vernichtet habt, mein wackerer Clinton, mein alter Freund, mein guter Robert! Ich schwöre Euch, daß Fabiani mit keinem Gedanken daran dachte, die Königin zu ermorden.

**Clinton.** Er hat eine andere Königin ermorden wollen: England. (Fortwährender Tumult von Außen.)

**Die Königin.** Der Balkon! Oeffnet den Balkon! Ich will selbst dem Volke beweisen, daß er nicht schuldig ist.

**Renard.** Beweist dem Volke, daß er kein Italiener ist.

**Die Königin.** Ah! Ah! Wenn ich bedenke, daß ein Simon Renard, eine Kreatur des Kardinals Granvelle, so mit mir zu sprechen wagt! So öffnet diese Thüre, öffnet diesen Kerker, Fabiano ist darin, ich will ihn sehen, ich will ihn sprechen.

**Renard** (leise). Was treibt Ihr? Es liegt ja in seinem eigenen Vortheil, daß Niemand weiß, wo er ist.

**Volk von Außen.** Tod Fabiano! Es lebe Elisabeth!

**Renard.** Hört Ihr jetzt, wie sie Elisabeth leben lassen?

**Die Königin.** Mein Gott! Mein Gott!

**Renard.** Wählt, Königin: (Er deutet mit der einen Hand auf die Kerkerthüre.) Entweder diesen Kopf dem Volke, (er deutet mit der andern Hand auf die Krone, welche die Königin trägt) oder diese Krone der Prinzessin Elisabeth.

**Volk von Außen.** Tod Fabiani! Es lebe Elisabeth!

(Ein Stein zerschmettert eine Fensterscheibe neben der Königin.)

**Renard.** Euer Majestät richtet sich selbst zu Grunde, ohne

ihn zu retten. Die zweite Mauer ist genommen. Was beschließt die Königin?

**Die Königin.** Ihr seid lauter feige Memmen und Clinton die feigste! Ha, Clinton, ich werde Dir das gedenken!

**Renard.** Was beschließt die Königin?

**Die Königin.** Ah! von Allen verlassen, ich habe Alles gesagt und nichts erlangt. O Ihr schändlichen Edelleute, o du abscheuliches Volk! Ich möchte Euch Alle mit Füßen treten! Es gibt also Fälle, wo eine Königin nur ein ohnmächtiges Weib ist! Ihr sollt mir das theuer bezahlen!

**Renard.** Was beschließt die Königin?

**Die Königin** (ganz außer sich). Was Du willst, thue was Du willst, Du Meuchelmörder! (Für sich). Ah! Fabiano!

**Renard.** Clarence! Jarretiere! Zu mir! Meister Aeneas, öffnet den großen Balkon der Gallerie!

(Der Balkon im Hintergrund öffnet sich. Simon Renard tritt hinaus, Clarence zu seiner Rechten, Jarretiere zu seiner Linken. Ungeheurer Tumult von Außen.)

**Volk von Außen.** Fabiani! Fabiani!

**Renard** (auf dem Balkon zum Volke gewendet). Im Namen der Königin!

**Die beiden Herolde.** Im Namen der Königin!

(Tiefe Stille von Außen.)

**Renard.** Bürger und Insassen! Die Königin thut Euch kund und zu wissen: Heute, in dieser Nacht, eine Stunde nach der Nachtglocke, wird Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, vom Kopf bis zu den Füßen in einen schwarzen Schleier gewickelt, einen Knebel im Munde, eine dreipfündige gelbe Wachskerze in der Hand, unter Fackelschein, vom Tower durch Charing-Croß, auf den Markt der Altstadt geführt und daselbst öffentlich enthauptet werden, wegen Hochverraths ersten Grades und versuchten Meuchelmords an der geheiligten Person der Königin. (Ungeheurer Beifallsruf von Außen.)

**Volk von Außen.** Es lebe die Königin! Tod Fabiani!

**Renard** (fortfahrend). Und damit in dieser guten Stadt London solches männiglich bekannt werde, verordnet die Königin, wie folgt:

Auf dem ganzen Wege, sobald der Verurtheilte den Fuß aus dem Tower setzt, und bis er auf dem Markt der Altstadt anlangt, wird man die große Glocke des Towers läuten. Im Augenblicke der Hinrichtung werden drei Kanonenschüsse geschehen. Der erste, wenn er das Blutgerüste besteigt, der zweite, wenn er das Haupt auf das schwarze Tuch legt, der dritte, wenn sein Haupt fallen wird. (Stürmischer Beifall von Außen.)

**Volk von Außen.** Beleuchtet! Beleuchtet!

**Renard.** Diese Nacht werden der Tower und die Altstadt London zum Zeichen der öffentlichen Freude beleuchtet sein. Ihr habt es gehört! (Wiederholter stürmischer Beifall von Außen.) Gott erhalte die alte Verfassung Englands!

**Die beiden Herolde.** Gott erhalte die alte Verfassung Englands!

**Volk von Außen.** Tod Fabiani! Es lebe Maria! Es lebe die Königin!

(Der Balkon schließt sich wieder, Simon Renard tritt zur Königin.)

**Renard.** Was ich eben that, wird mir die Prinzessin Elisabeth nie verzeihen.

**Die Königin.** Und eben so wenig die Königin Maria. Laßt mich jetzt! Geht! (Sie verabschiedet durch ein Zeichen alle Umstehenden.)

**Renard** (leise zu Meister Aeneas). Meister Aeneas! wacht über die Hinrichtung!

**Aeneas.** Verlaßt Euch auf mich!

(Simon Renard geht ab. Als Meister Aeneas ihm folgen will, läuft ihm die Königin nach, ergreift ihn heftig am Arm und führt ihn auf das Vordertheil der Bühne.)

---

## Zehnter Auftritt.

**Die Königin. Meister Aeneas.**

**Volk von Außen.** Tod Fabiani! Fabiani! Fabiani!

**Die Königin.** Welcher der beiden Köpfe, meinst Du, stehe jetzt fester, der Deinige oder Fabiani's?

**Aeneas.** Königin ...

**Die Königin.** Verräther!

**Aeneas.** Königin ... (Für sich.) Alle Teufel!

**Die Königin.** Keine Entschuldigung. Ich schwöre bei dem Haupt meiner Mutter, wenn Fabiano stirbt, so mußt Du auch sterben.

**Aeneas.** Aber, meine Königin ...

**Die Königin.** Rette Fabiano, so rettest Du Dich. Nicht anders!

**Volk von Außen.** Tod Fabiani! Fabiani!

**Aeneas.** Lord Clanbrassil retten! Das Volk ist da unten. Das ist unmöglich. Durch welches Mittel?

**Die Königin.** Suche Mittel!

**Aeneas.** Wie soll ich das machen, mein Gott?

**Die Königin.** Handle wie für Dein eigenes Leben!

**Aeneas.** Aber das Volk wird in Waffen bleiben bis nach der Hinrichtung. Um es zu besänftigen, muß Jemand enthauptet werden.

**Die Königin.** Laß enthaupten wen Du willst.

**Aeneas.** Wen ich will? Halt! Die Hinrichtung geschieht bei Nacht, bei Fackelschein, der Verurtheilte ist in einen schwarzen Schleier gehüllt, sein Mund verstopft, das Volk wird von den Lanzenträgern, wie immer, fern vom Blutgerüste ge-

halten, es ist zufrieden, wenn es nur einen Kopf fallen sieht. Die Sache ist möglich, wenn der Schiffer noch da ist, ich habe ihm befohlen, nicht so zu eilen. (Er geht an das Fenster, von dem man auf die Themse sieht.) Er ist noch da! (Er beugt sich mit einer Fackel in der Hand zum Fenster hinaus, und gibt ein Zeichen mit dem Sacktuch, dann wendet er sich zur Königin.) Es steht gut! Ich bürge Euch für Lord Fabiani's Leben.

Die Königin. Mit Deinem Haupt?

Aeneas. Mit meinem Haupt!

---

# Dritter Tag.

## Zweite Abtheilung.

Eine Art Saal, in welchen zwei Treppen auslaufen, eine, auf der man heraufsteigt, die andere, auf der man herabsteigt. Der Eingang der beiden Treppen nimmt einen Theil des Hintergrunds der Bühne ein. Die Treppe, die aufwärts führt, verliert sich im Balkenwerk, die abwärts führende im Mauerwerk. Man sieht nicht, von wo diese Treppen ausgehen, noch wohin sie führen. — Der Saal ist auf eine besondere Art in Trauer behängt: Die Mauer rechts, die Mauer links und der Plafond mit schwarzem Tuch durch ein großes weißes Kreuz durchschnitten. Der Hintergrund, den Zuschauern gegenüber, mit weißem Tuch, durch ein großes schwarzes Kreuz durchschnitten. Schwarze und weiße Behängung verlieren sich bis unter die beiden Treppen. Rechts und links ein schwarz und weiß behängter Altar, wie für ein Leichenbegängniß decorirt. Große Wachskerzen, keine Priester. Wenige Lampen, da und dort am Gewölbe hängend, beleuchten spärlich den Saal und die Treppen. Was den Saal wirklich beleuchtet, ist das große weiße Tuch im Hintergrund, durch das ein röthliches Licht schimmert, als ob dahinter ein ungeheurer Backofen brennte. Wenn der Vorhang aufgezogen wird, sieht man auf diesem transparenten Tuche den unbeweglichen Schatten der Königin sich schwarz abzeichnen.

---

### Erster Auftritt.

**Johanna. Josua.**

(Sie treten vorsichtig ein, indem sie einen der schwarzen Vorhänge, hinter dem eine kleine Thüre ist, aufheben.)

**Johanna.** Wo sind wir, Josua?

**Josua.** Auf dem großen Ruheplatz der Treppe, wo die

Verurtheilten hinabsteigen, wenn man sie zum Richtplatze führt. Das ist unter Heinrich VIII. so eingerichtet und behängt worden.

**Johanna.** Gibt es kein Mittel, den Tower zu verlassen?

**Josua.** Das Volk hat alle Ausgänge besetzt. Es will diesmal sich seines Verurtheilten versichern. Ehe die Hinrichtung vollzogen ist, kann Niemand den Tower verlassen.

**Johanna.** Die Proklamation, die man von diesem Balkon erlassen hat, gellt mir noch immer in den Ohren. Habt Ihr sie gehört, als wir da unten waren? Das Alles ist schrecklich, Josua!

**Josua.** Ich habe noch ganz andere Dinge gesehen.

**Johanna.** Wenn nur Gilbert glücklich entkommen ist! Meinst Du, Josua?

**Josua.** Ich bin dessen gewiß.

**Johanna.** Du bist dessen gewiß, guter Josua?

**Josua.** Der Tower war von der Wasserseite nicht eingeschlossen. Und als Gilbert abging, war der Aufruhr noch nicht so stark. Das war ein schöner Aufstand, müßt Ihr wissen.

**Johanna.** Du bist gewiß, daß er gerettet ist?

**Josua.** Und daß er Euch jetzt unter dem ersten Bogen der Londoner Brücke erwartet, wo Ihr noch vor Mitternacht bei ihm sein werdet.

**Johanna.** Mein Gott! er wird um mich besorgt sein. (Sie wird den Schatten der Königin gewahr.) Himmel! Was ist das, Josua?

**Josua** (sie am Arme fassend, leise). Stille, es ist die lauernde Löwin. (Während Johanna diesen schwarzen Schatten schreckenvoll betrachtet, hört man eine entfernte Stimme, die von oben zu kommen scheint, langsam und deutlich folgende Worte sprechen:) Der hinter mir geht, mit diesem schwarzen Schleier bedeckt, ist der sehr hohe und sehr mächtige Herr, Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil,

Baron von Dinasmonddy, Baron von Darmouth in der Grafschaft Devonshire, welcher auf dem Marktplatze von London wegen Hochverraths und Königsmords enthauptet werden soll. Gott sei seiner armen Seele gnädig!

**Eine andere Stimme.** Betet für ihn!

**Johanna** (zitternd). Hörst Du, Josua?

**Josua.** Ich höre solche Dinge jeden Tag.

(Ein Leichenzug erscheint auf der obern Treppe, welcher langsam herabsteigt. An der Spitze ein schwarz gekleideter Mann, eine weiße Fahne mit schwarzem Kreuz tragend. Hierauf Meister Aeneas Dulverton in großem schwarzem Mantel, seinen weißen Constabler-Stab in der Hand. Lanzenträger, roth gekleidet. Hierauf der Scharfrichter, das Beil auf der Schulter, die Schneide dem Verurtheilten zugekehrt. Hierauf ein Mann, der ganz in einen großen schwarzen Schleier gehüllt ist, welcher bis über die Füße herabgeht. Man sieht nichts von ihm, als seinen nackten Arm, der durch eine Oeffnung herausgeht, und eine gelbe brennende Wachskerze trägt. Neben ihm geht ein Priester im Ornat. Hierauf wieder Lanzenträger, roth gekleidet. Hierauf ein weiß gekleideter Mann, eine schwarze Fahne mit weißem Kreuz tragend. Rechts und links Reihen von Lanzenträgern, welche brennende Fackeln tragen.)

**Johanna.** Josua! siehst Du das?

**Josua.** Ich sehe solche Dinge jeden Tag.

(Wenn der Zug auf dem Theater ankommt, macht er Halt.)

**Meister Aeneas.** Der hinter mir geht, mit diesem schwarzen Schleier bedeckt, ist der sehr hohe und sehr mächtige Herr, Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, Baron von Dinasmonddy, Baron von Darmouth in der Grafschaft Devonshire, welcher auf dem Marktplatz von London wegen Hochverraths und Königsmords enthauptet werden soll. Gott sei seiner armen Seele gnädig!

**Die beiden Fahnenträger.** Betet für ihn!

(Der Zug geht langsam über den Hintergrund der Bühne.)

**Johanna.** Das ist etwas Furchtbares, was wir da sehen. Das Blut gefriert mir in den Adern.

**Josua.** Was liegt an diesem niederträchtigen Fabiani!

**Johanna.** Niederträchtig, aber unglücklich!

(Der Zug kommt an der andern Treppe an. **Simon Renard,** der seit einigen Augenblicken am Eingang dieser Treppe erschienen ist und Alles beobachtet hat, tritt auf die Seite, um den Zug vorüber zu lassen. Der Zug verliert sich nach und nach unter dem Gewölbe der Treppe. Johanna schaut ihm mit sichtbaren Zeichen des Schreckens nach.)

**Renard** (nachdem der Zug gänzlich verschwunden ist). Was ist das? Ist das auch Fabiani! Ich hielt ihn nicht für so groß. Hat vielleicht Meister Aeneas . . . ? Die Königin hat ihn, wie ich glaube, einige Augenblicke bei sich behalten. Laßt doch sehen! (Er steigt hinter dem Zug die Treppe hinab.)

**Eine Stimme** (die sich je mehr und mehr entfernt). Der hinter mir geht, mit diesem schwarzen Schleier bedeckt, ist der sehr hohe und sehr mächtige Herr, Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, Baron von Dinasmonddy, Baron von Darmouth in der Grafschaft Devonshire, welcher auf dem Marktplatz von London wegen Hochverraths und Königsmords enthauptet werden soll. Gott sei seiner armen Seele gnädig!

**Andere Stimmen** (fast unvernehmbar). Betet für ihn!

**Josua.** Gleich wird die große Glocke den Ausgang des Zugs aus dem Tower ankünden. Der Augenblick wäre vielleicht günstig, zu entwischen. Ich will sehen, ob es möglich ist, durchzukommen. Wartet hier auf mich.

**Johanna.** Ihr laßt mich hier allein, Josua? Ich fürchte mich, allein hier zu bleiben.

**Josua.** Ihr könnt nicht ohne Gefahr durch den ganzen Thurm mit mir laufen. Ich muß mich erst auf Kundschaft legen. Bedenkt, daß Gilbert auf Euch wartet.

**Johanna.** Gilbert! Alles für Gilbert! Geh! (Josua ab.)

**Johanna** (allein). Welches entsetzliche Schauspiel! Wenn ich daran denke, daß man Gilbert so abgeführt hätte! (Sie kniet auf

den Stufen des einen der beiden Altäre nieder.) Ich danke dir, Gott, daß du Gilbert gerettet hast.

(Das Tuch im Hintergrund öffnet sich. Die Königin tritt auf und geht mit langsamen Schritten gegen das Vordertheil der Bühne, ohne Johanna zu sehen.)

**Johanna** (sich wegwendend). Himmel! die Königin!

---

## Zweiter Auftritt.

### Johanna. Die Königin.

(Johanna drückt sich voll Bestürzung an den Altar und wirft einen Blick des Entsetzens auf die Königin.)

**Die Königin.** (Sie bleibt einige Augenblicke stillschweigend auf dem Vordertheil der Bühne: bleich, starren Auges, in düstere Gedanken vertieft. Endlich stößt sie einen tiefen Seufzer aus). O! das Volk! (Sie blickt unruhig um sich und bemerkt Johanna.) Jemand da! Du Mädchen! Ihr, Lady Johanna! Du fürchtest mich? Fürchte mich nicht! Der Kerkermeister Aeneas hat uns verrathen, Du weißt es? Fürchte also nichts! Kind, ich habe Dir schon gesagt, daß Du von mir nichts zu fürchten hast. Was vor einem Monat Dein Untergang gewesen wäre, ist heute Deine Rettung. Du liebst Fabiano. Nur wir Beide auf der weiten Erde, nur wir Beide lieben ihn. Wir sind Schwestern.

**Johanna.** Königin . . .

**Die Königin.** Ja, Dich und mich, zwei Weiber, sonst Niemand hat er für sich, dieser Mann. Alles sonst ist gegen ihn. Eine ganze Stadt, ein ganzes Volk, die ganze Welt. Ungleicher Kampf der Liebe gegen den Haß! Die Liebe zu Fabiano ist traurig, bestürzt, trostlos, sie hat Deine bleiche Stirne, meine thränenvollen Augen, sie betet durch Deinen Mund, sie flucht durch den meinigen. Der Haß gegen Fabiani ist stolz, strahlend, bewaffnet, siegreich; der Hof, das Volk dient ihm; er gebietet über Massen von Menschen, welche Straßen und Plätze

erfüllen; er stößt Todtenruf und Freudenschrei zugleich aus; er ist schwindelnd in seiner Allmacht; er beleuchtet eine ganze große Stadt um den engen Raum eines Blutgerüstes her! Die Liebe! hier ist sie: zwei in Trauer gekleidete Weiber am Rande eines Grabes! Der Haß, siehst Du ihn?

(Sie zieht heftig das weiße Tuch im Hintergrund empor. Man erblickt einen Balkon und hinter ihm, in weiter Ferne, ganz London durch die finstere Nacht, prachtvoll erleuchtet, strahlen. Was man vom Tower sieht, ist ebenfalls beleuchtet. Johanna blickt verwundert auf dieses glänzende Schauspiel, dessen Wiederschein die Bühne erhellt.)

**Die Königin.** Schändliche, empörte, verfluchte Stadt! Du tauchst dein Festkleid in Blut und hältst dem Henker die Fackel! Das schreckt Dich, Johanna, nicht wahr? Ja, diese schändliche, empörte Stadt betrachtet uns mit ihren tausend leuchtenden Augen, uns schwache Weiber, die wir verlassen an einem Grabe sitzen! Johanna! Hörst Du sie lachen und heulen, diese abscheuliche Stadt! O, England, England dem, der London vernichtet! Ihr Fackeln, werdet zu Brandfackeln, ihr Lichter werdet zu Flammen, verzehrt diese verfluchte Stadt!

(Unermeßlicher Tumult von Außen: Ungeheurer Beifallsruf. — Verwirrtes Geschrei: Da ist er! Da ist er! Tod Fabiani! — Man hört die große Glocke des Tower läuten. Die Königin schlägt plötzlich ein furchtbares Gelächter auf.)

**Johanna.** Großer Gott! Der Unglückliche verläßt jetzt den Tower und Ihr lacht!

**Die Königin.** Ja, ich lache (Sie lacht.) Ja wohl lache ich, und Du wirst auch lachen! Zuerst aber will ich diesen Vorhang niederlassen. Ich meine immer, ich sei nicht allein, und die tausend Ohren dieser abscheulichen Stadt behorchen uns. (Sie schließt den weißen Vorhang und kehrt zu Johanna zurück.) Jetzt, da er fort ist, da keine Gefahr mehr ist, jetzt kann ich Dir Alles sagen. Aber lache, laß uns Beide lachen über dieses scheußliche Volk, das Blut saugt! Das ist herrlich, Johanna! Du zitterst für Fabiano, sei ruhig! Lache mit mir, lache! Der

Mann, den sie haben, der Mann, der sterben wird, der Mann, den sie für Fabiano halten, ist es nicht! (Sie lacht.)

**Johanna.** Es ist nicht Fabiano?

**Die Königin.** Nein!

**Johanna.** Wer denn?

**Die Königin.** Der Andere.

**Johanna.** Welcher Andere?

**Die Königin.** Du weißt ja, Du kennst ihn, dieser Handwerker, dieser Mensch da . . . Was liegt daran?

**Johanna** (am ganzen Leibe zitternd). Gilbert!

**Die Königin.** Richtig, Gilbert, so heißt er.

**Johanna.** Königin! Um Gottes willen, Königin! Sagt, daß dem nicht so sei! Gilbert! das wäre entsetzlich. Er ist entkommen!

**Die Königin.** Er war wirklich nahe daran zu entkommen, als man ihn ergriff. Man hat ihn statt Fabiano unter den schwarzen Schleier gesteckt. Es ist eine nächtliche Hinrichtung. Das Volk wird nichts merken. Sei also ruhig!

**Johanna** (mit einem furchtbaren Schrei.) O, Königin! Nicht Fabiano liebe ich, sondern Gilbert!

**Die Königin.** Wie! Was sagst Du da? Bist Du von Sinnen? Hast Du mich auch getäuscht? Ah! Du liebst diesen Gilbert! Was liegt mir daran!

(Die große Glocke läutet während dieses ganzen Auftritts.)

**Johanna** (zu den Füßen der Königin, schluchzend, sich mühsam auf den Knieen schleifend, mit gefalteten Händen). Königin, um Gottes Barmherzigkeit willen! Im Namen des Himmels! Bei Eurer Krone, bei Eurer Mutter, bei den heiligen Engeln! Gilbert! Gilbert! Ich werde wahnsinnig! Könidin, rettet Gilbert! Gilbert ist mein Licht und mein Leben! Er ist mir Vater und Mutter, Bruder und Geliebter! Laßt um Gottes willen die Hinrichtung aufschieben! Habt Barmherzigkeit mit mir armem,

verlassenem Geschöpf! Dieses Volk kann wohl warten bis morgen. Schüttelt den Kopf nicht, Königin! Es ist keine Gefahr für Euern Fabiano. Ihr könnt mich für ihn hinrichten lassen. Unter dem schwarzen Schleier, bei Nacht, wer merkt es da? Aber rettet Gilbert! O, mein Gott! Diese Glocke! Jeder ihrer Töne führt einen Schritt näher zum Blutgerüst! Jeder ihrer Töne zerreißt mein Herz! Ich küsse im Staub Eure Hände, große Königin! Ein Wort aus Eurem Munde, und Gilbert ist gerettet! Es ist noch Zeit. Es ist weit vom Tower auf den Markt, sie gehen langsam. Barmherzigkeit, Königin!

**Die Königin** (hebt sie gerührt auf). Wie gerne möchte ich, Unglückliche! Ich fühle Alles, was Du fühlst. Ich theile die Angst Deines Herzens mit Dir. Man hätte wohl einen Andern nehmen können, aber dieser war gerade da. Es ist ein Unglück, aber es ist einmal geschehen.

**Johanna.** So laßt die Hinrichtung aufschieben! Sendet einen Eilboten nach.

**Die Königin.** Johanna, das ist unmöglich!

**Johanna.** Es ist möglich! Ein Reiter legt den Weg schnell zurück. Ich will selbst hinlaufen. Es ist möglich. Es ist leicht.

**Die Königin.** Begreifst Du denn nicht? Das Volk würde Alles erfahren, wüthender zurückkehren, als es war, Alles im Tower ermorden, und Fabiani ist noch hier. Du zitterst, armes Kind; ich zittere auch. Du siehst, ich kann nichts thun. Ergib Dich in Dein Schicksal! Es ist Alles aus!

**Johanna.** Aus! Nichts ist aus! So lange diese furchtbare Glocke tönt, ist noch nichts aus! Mich in mein Schicksal ergeben! Meint Ihr, Königin, ich werde Gilbert so sterben lassen! Glaubt das nicht. Wenn mich die Königin nicht hören will, das Volk wird mich hören! Das Volk ist noch hier in diesem Hofe. Ich werde ihm zurufen, daß man es täuscht, daß

es nicht Fabiano ist, sondern Gilbert, ein Mann aus dem Volke. Dann macht mit mir, was Ihr wollt.

**Die Königin.** Halt, elendes Kind! (Sie ergreift Johanna am Arme und sieht sie mit furchtbaren Blicken an.) Ah! So kommst Du mir! Ich war eine gutmüthige Närrin und weinte mit Dir, und jetzt wirst Du toll und wüthend! Auch ich liebe, und meine Hand ist kräftiger, als die Deine. Du sollst Dich nicht rühren! Dein Geliebter! Was liegt mir an Deinem Geliebten? Ich rette meinen Geliebten, wie ich kann. Leide darunter, wer mag.

**Johanna.** Laßt mich! Ich verfluche Euch! Ihr seid ein böses Weib!

**Die Königin.** Stille!

**Johanna.** Nein, ich will nicht schweigen. Und es kommt mir ein Gedanke: ich glaube nicht, daß der, den man zum Tode führt, Gilbert ist.

**Die Königin.** Was sagst Du?

**Johanna.** Ich weiß nicht. Aber ich sah ihn unter diesem schwarzen Schleier vorbeigehen. Ich fühlte nichts dabei. Wäre es Gilbert gewesen, mein ganzes Herz würde sich umgekehrt haben.

**Die Königin.** Was sagst Du da? Mein Gott! Nein, Du sprichst irre und doch erfüllt mich mit Entsetzen, was Du sagst. Warum hat mich dieser Aufstand gehindert, über Alles selbst zu wachen! Ich hätte Fabiano's Leben in keine andere Hände legen sollen, als in die meinigen. Aeneas Dulverton ist ein Verräther. Simon Renard war vielleicht da. Vielleicht haben mich Fabiano's Feinde zum zweitenmal getäuscht. Wenn es Fabiano wäre, den man fortführt! ... Jemand! Geschwind! Irgend Jemand! (Zwei Kerkermeister treten ein. Zum ersten:) Du, eile! Hier ist mein königlicher Ring. Man soll die Hinrichtung aufschieben. Auf den Markt der Altstadt! Es gibt einen nähern Weg über den Kai! Geschwind! Ein Roß! Geschwind! (Der

Kerkermeister ab. Zum zweiten Kerkermeister:) Du, schnell in den Thurm Eduard des Bekenners! Dort sind die beiden Kerker der zum Tode Verurtheilten. In einem dieser Kerker ist ein Mann. Führe ihn auf der Stelle zu mir! (Der Kerkermeister ab.) Ah! Ich zittere, meine Füße wollen mich nicht mehr tragen! Du machst mich so toll, als Du selbst bist! Ich verfluche Dich, wie Du mich verflucht hast! Mein Gott! Wenn nur der Bote noch zeitig genug ankommt! Welche schreckliche Angst! Es wird Nacht vor meinen Augen! Meine Sinne verwirren sich! Wo bin ich? Für wen schallt diese Glocke? Für Gilbert? Für Fabiano?

**Johanna.** Die Glocke schweigt.

**Die Königin.** Sie schweigt, weil der Zug schon auf dem Platze der Hinrichtung ist. Gott im Himmel! Der Bote hat nicht Zeit gehabt, anzukommen!

(Man hört in der Ferne einen Kanonenschuß.)

**Johanna.** Himmel!

**Die Königin.** Er steigt auf das Blutgerüste! (Zweiter Kanonenschuß.) Er kniet nieder!

**Johanna.** Das ist schrecklich! (Dritter Kanonenschuß.)

**Beide.** Ah!

**Die Königin.** Jetzt lebt nur noch einer von Beiden. Bald werden wir wissen, welcher. Mein Gott! Ich bitte dich, laß Fabiano eintreten!

**Johanna.** Mein Gott! Ich bitte dich, laß Gilbert eintreten!

(Der Vorhang im Hintergrund öffnet sich. **Simon Renard** tritt ein, Gilbert an der Hand führend.)

**Johanna.** Gilbert! (Sie stürzen sich in die Arme.)

**Die Königin.** Und Fabiano?

**Renard.** Todt!

**Die Königin.** Todt? ... Todt! Wer hat das gewagt?

**Renard.** Ich! Ich habe die Königin und England gerettet!

# Angelo, Tyrann von Padua.

## Trauerspiel.

Uebersetzt von

**Friedrich Seybold.**

---

## Personen.

Angelo Malipieri.
Tisbe.
Homodei.
Rodolfo.
Anafesto Galeofa.

# Erster Tag.

Ein zu einem nächtlichen Feste beleuchteter Garten. Rechts ein Palast, helle Beleuchtung und rauschende Musik, mit einer Thüre in den Garten und einer Galerie in die Arkaden im untern Stock, wo man die Leute, welche an dem Feste Theil nehmen, hin und hergehen sieht. In der Nähe der Thüre eine steinerne Bank. Links eine andere Bank, auf welcher man einen Mann im Schatten schlafen sieht. Im Hintergrunde, hoch über den Bäumen, der dunkle Schatten der Stadt Padua, wie sie im sechzehnten Jahrhundert war, auf einem klaren Himmel sich abspiegelnd. Gegen das Ende des Akts bricht der Tag an.)

---

## Erster Auftritt.

**Tisbe**, reich und festlich gekleidet. **Angelo Malipieri**, in herzoglicher Kleidung, mit dem Orden der goldenen Stola. **Homodei**, schlafend, lange braune Kutte, vorn geschlossen, rothe Schuhe, eine Guitarre neben sich.

**Tisbe.** Ja, gnädigster Herr, Ihr seid allmächtiger Gebieter in dieser Stadt, Ihr seid der erhabene Podesta, Ihr gebietet über Leben und Tod, Ihr könnt frei schalten und walten. Venedig hat Euch gesendet, und wer Euch sieht, erblickt in Euch das majestätische Angesicht dieser mächtigen Republik. Wenn Ihr durch eine Straße geht, schließen sich die Fenster, die Vorübergehenden verstecken sich, und man zittert bis im Innern der Häuser. Diese armen Bewohner von Padua kriechen vor Euch, wie die Sklaven zu Constantinopel vor dem Großtürken. Ja, so ist es! Ich war zu Brescia, dort ist es ein Anderlei. Venedig wagt nicht mit Brescia umzugehen, wie es Padua behandelt. Brescia beißt in die Hand, die es schlägt, Padua leckt sie. Das ist eine Schmach. Ihr seid also hier Herr und Meister über Jedermann, Ihr behauptet, auch der meinige zu

sein, und doch will ich Euch die Wahrheit sagen. Nicht über die Angelegenheiten des Staats, seid ohne Furcht, sondern über die Eurigen. So hört denn! Ihr seid ein sonderbarer Mensch, und ich begreife Euch nicht. Ihr seid in mich verliebt, und seid eifersüchtig auf Eure Frau!

**Angelo.** Ich bin auch eifersüchtig auf Euch.

**Tisbe.** Das weiß ich schon längst, und brauche es nicht erst von Euch zu erfahren! Ihr habt aber kein Recht dazu, denn ich gehöre Euch nicht an. Man hält mich hier für Eure Geliebte, für Eure allmächtige Maitresse, aber ich bin es nicht, wie Ihr selbst am besten wißt.

**Angelo.** Das ist ein prachtvolles Fest.

**Tisbe.** O! ich bin nur eine arme Theaterprinzessin, und ich darf den Senatoren Feste geben; ich suche unserem Gebieter Vergnügen zu machen, aber es will mir heute nicht besonders gelingen. Euer Angesicht ist finsterer, als meine schwarze Maske. So hell auch meine Lichter und Fackeln brennen, so weicht doch der Schatten nicht von Eurer Stirne. Meine Musik, so rauschend sie ist, macht Euch nicht fröhlich. So lacht doch ein wenig!

**Angelo.** Ja, ich lache! Habt Ihr mir nicht gesagt, daß dieser junge Mann, der mit Euch nach Padua gekommen ist, Euer Bruder sei?

**Tisbe.** Ja! Und was weiter?

**Angelo.** Ihr habt eben mit ihm gesprochen. Wer ist denn jener Andere, der bei ihm war?

**Tisbe.** Sein Freund, Anafesto Galeofa, aus Vicenza.

**Angelo.** Und wie heißt Euer Bruder?

**Tisbe.** Rodolfo, gnädigster Herr! Rodolfo heißt er. Ich habe Euch das schon fünfzigmal gesagt. Habt Ihr mir nichts Angenehmeres zu sagen?

**Angelo.** Verzeihung, Tisbe, ich werde Euch nichts mehr fragen. Wißt Ihr auch, daß Ihr gestern die Rosamunde meister-

haft gespielt habt, daß diese Stadt glücklich ist, Euch zu besitzen, daß ganz Italien Euch bewundert und diese armen Paduaner, die Ihr so sehr beklagt, um Euch beneidet? Oh! Diese Menge, die Euch Beifall ruft, ist mir zuwider und verhaßt. Die Eifersucht bringt mich um, wenn ich Euch so schön sehe für so viele Blicke. Sagt mir doch, Tisbe, wer ist denn dieser maskirte Mensch, mit dem Ihr zwischen zwei Thüren gesprochen habt?

**Tisbe.** „Verzeihung, Tisbe, ich werde Euch nichts mehr fragen," und schon wieder eine Frage! Dieser Mensch, gnädigster Herr, ist Virgilio Tasca.

**Angelo.** Mein Lieutenant.

**Tisbe.** Euer Sbirre.

**Angelo.** Und was wolltet Ihr von ihm?

**Tisbe.** Ihr wäret schön angeführt, wenn es mir nicht beliebte, es Euch zu sagen.

**Angelo.** Tisbe!

**Tisbe.** Doch nein, ich will gnädig sein! Hier die Geschichte: Ihr wißt, wer ich bin? Ich bin nichts, ein geringes Weib aus dem Volke, eine Komödiantin, ein Ding, das Ihr heute liebkost und morgen zertrümmert, Alles spielend. Je nun, so wenig ich auch bin, so habe ich doch eine Mutter. Wißt Ihr, was das heißt, eine Mutter zu haben? Hattet Ihr eine Mutter, Ihr? Wißt Ihr, was es heißt, Kind zu sein, ein armes Kind, schwach, nackt, elend, halb verhungert, allein in der Welt, und zu fühlen, daß Ihr bei Euch, um Euch, über Euch, gehend wenn Ihr geht, stehend wenn Ihr steht, lächelnd wenn Ihr weint, ein Weib — nein, man weiß noch nicht, daß es ein Weib ist, — einen Engel habt, der immer da ist, der stets das Auge auf Euch richtet, der Euch sprechen, lachen, lieben lehrt, der Eure Finger in seinen Händen, Euren Körper zwischen seinen Knieen, Eure Seele in seinem Herzen wärmt, der Euch seine Milch gibt, wenn Ihr klein, sein Brod, wenn

Ihr groß seid, sein Leben immer, zu dem Ihr sagt, meine Mutter! und der zu Euch sagt, mein Kind! so sanft und süß, daß die Engel im Himmel sich darüber freuen? Eine solche Mutter hatte ich. Sie war eine arme Wittwe, die auf den öffentlichen Plätzen von Brescia morlakische Lieder sang. Ich ging mit ihr. Man warf uns kleines Geld zu. Dies war mein Anfang. Meine Mutter pflegte am Fuß der Bildsäule Gatta-Melata zu stehen. Eines Tages sang sie ein Lied, worin, ohne daß sie es verstand, einige Reime vorkamen, welche für den venetianischen Adel beleidigend waren. Die Leute eines fremden Gesandten, die unter den Zuhörern standen, fingen an zu lachen. Ein Senator ging vorüber. Er sah zu, er hörte und sagte zu dem Sbirren, der ihn begleitete: An den Galgen mit diesem Weibe! Im venetianischen Staat ist dies alsbald geschehen. Man ergriff meine Mutter. Sie sagte nichts. Wozu hätte es auch geholfen! Sie schloß mich in ihre Arme, eine große Thräne fiel aus ihren Augen auf meine Stirne. Sie nahm ihr Crucifix in die Hand, und ließ sich binden. Ich sehe es noch, dieses Crucifix. Es war von polirtem Kupfer. Meine Name, Tisbe, ist in großer Schrift am untern Theile mit der Spitze eines Dolchs eingegraben. Ich war damals sechzehn Jahre alt, ich sah zu, wie diese Leute meine Mutter knebelten; ich konnte nicht sprechen, nicht schreien, nicht weinen; ich stand unbeweglich, träumend, leblos. Die Menge umher gab keinen Laut von sich. Der Senator führte ein junges Mädchen an der Hand, ein schönes junges Mädchen, wohl seine Tochter. Der blutete das Herz im Leibe. Sie warf sich zu den Füßen ihres Vaters, bat, jammerte, ließ Thränen fließen aus ihren schönen Augen, und erlangte Gnade für meine Mutter. Als meine Mutter freigelassen war, nahm sie das Crucifix und gab es dem schönen Kind mit den Worten: Behaltet dieses Crucifix, es wird Euch Segen bringen in der höchsten Noth. Jetzt ist meine

Mutter todt und bei den Heiligen im Himmel. Ich bin reich geworden, und möchte dieses Kind, diesen Engel, wiedersehen, der meine Mutter gerettet hat. Vielleicht ist sie jetzt verheirathet, mithin unglücklich. Vielleicht bedarf sie jetzt meiner Hülfe. In allen Städten, wohin ich komme, lasse ich die Sbirren, die Hauptleute der Häscher, die Polizeimenschen kommen, ich erzähle die Geschichte, und verspreche dem, der mir dieses Weib auffindet, 10,000 Zechinen. Aus diesem Grunde nun habe ich eben zwischen zwei Thüren mit Eurem Sbirrenhauptmann Virgilio Tasca gesprochen. Seid Ihr jetzt befriedigt?

**Angelo.** Zehntausend Zechinen! Und was wollt Ihr denn dem Weibe selbst geben, wenn Ihr sie wieder findet?

**Tisbe.** Mein Leben, wenn sie es will!

**Angelo.** An was wollt Ihr sie denn erkennen?

**Tisbe.** An dem Crucifix meiner Mutter.

**Angelo.** Bah? Das hat sie verloren.

**Tisbe.** O nein! Was man so gewonnen hat, verliert man nicht.

**Angelo** (der Homodei gewahr wird). Es ist ein Mann da, wißt Ihr auch, daß ein Mann da ist? Wer ist dieser Mann?

**Tisbe** (laut lachend). Freilich, es ist ein Mann da! Ich weiß, daß ein Mann da ist! Und dieser Mann schläft! Und dieser Mann hat einen harten Schlaf, wenn Ihr es nicht übel nehmt! Und dieser Mann ist mein armer Homodei!

**Angelo.** Homodei! Was ist es mit diesem Homodei?

**Tisbe.** Homodei ist ein Mann, wie Tisbe ein Weib ist. Homodei ist ein Zitterspieler, den mir der Abt von St. Markus, der ein guter Freund von mir ist, kürzlich mit einem Empfehlungsschreiben zugesandt hat. Und dieses Schreiben will ich Euch zeigen, eifersüchtiger Mensch! Und dem Briefe war noch überdies ein Geschenk beigelegt.

**Angelo.** Ein Geschenk!

**Tisbe.** Ja, ein wahrhaft venetianisches Geschenk. Eine

Büchse, in der zwei Flaschen sind, eine weiße und eine schwarze. In der weißen Flasche ist ein starker Schlaftrunk, der zwölf Stunden lang einen todähnlichen Schlummer nach sich zieht; in der schwarzen ist Gift, von jenem furchtbaren Gifte, das, wie Ihr wißt, Malaspina dem Papst in einer Aloepille zu verschlucken gab. Der Herr Abt schreibt mir, daß solche Dinge bei Gelegenheit von Nutzen sein können. Eine pure Galanterie, wie Ihr seht. Der Herr Abt meldet mir zugleich, daß der Ueberbringer des Briefs ein armer, einfältiger Mensch sei. Er ist hier, und Ihr hättet ihn seit vierzehn Tagen täglich sehen können: er ißt im Bedientenzimmer, schläft im ersten besten Winkel, spielt sorglos seine Guitarre, bis er nach Vicenza abreisen wird. Er kommt von Venedig. So mußte sich meine arme Mutter auch herumtreiben. Er mag bei mir bleiben, so lange es ihm gefällt. Er hat diesen Abend die Gesellschaft einige Zeit lang belustigt. Unser Fest macht ihm kein Vergnügen, er schläft. So verhält sich die Sache.

**Angelo.** Haftet Ihr mir für diesen Menschen?

**Tisbe.** Das ist zum Lachen! Es ist wohl der Mühe werth, darüber in Harnisch zu gerathen! Ein Zitterspieler, ein Idiot, ein Mensch, der schläft! Was treibt Ihr denn, ums Himmels willen, Herr Podesta? Ihr bringt Euer ganzes Leben mit Fragen hin, bald über Diesen, bald über Jenen. Alles macht Euch Unruhe. Ist es Eifersucht, ist es Furcht?

**Angelo.** Beides.

**Tisbe.** Eifersucht, das begreife ich. Ihr gebt Euch die Mühe, zwei Weiber zu bewachen. Aber Furcht! Ihr, der Gebieter, Ihr Furcht, vor dem sich Jedermann fürchtet!

**Angelo.** Desto mehr Ursache zu zittern! (Er tritt näher und spricht leise.) Hört, Tisbe! Ja, es ist, wie Ihr sagt, ich bin hier allmächtig, ich bin Herr, Souverän und Despot dieser Stadt, ich bin der Podesta, den Venedig über Padua gesetzt hat, ich bin

die Kralle des Tigers, welche die Republik über das Lamm ausstreckt. Ich bin unumschränkt, ich bin allmächtig, aber über mir steht, in furchtbares Dunkel gehüllt, — Venedig. Und wißt Ihr, was dieses Venedig ist? Venedig ist die Staatsinquisition, der Rath der Zehn. O! Dieser Rath der Zehn!

Leise, Tisbe, leise! Vielleicht stehen seine Lauscher in unserer Nähe. Menschen, die Keiner von uns kennt, und die uns Alle kennen!

Menschen, die bei keinem Feste, aber auf allen Blutgerüsten sichtbar sind! Menschen, die unser aller Köpfe in ihren Händen tragen, Euer Haupt, das meinige, das Haupt des Dogen! Menschen, die weder Simarre, noch Stola, noch Krone tragen, die durch nichts bezeichnet sind, daß man sagen könnte: Der ist auch Einer der Zehn. Höchstens ein geheimes Zeichen unter ihrem Gewande, überall ihre Lauscher, ihre Sbirren, ihre Henker! Menschen, die dem Volke von Venedig nie ein anderes Gesicht zeigen, als jenen stummen, ehernen Rachen, der auf dem St. Markus immer geöffnet ist; jenen Rachen, der, so stumm er ist, laut und schrecklich spricht, denn er ruft jedem Vorübergehenden zu: Gib an! Einmal angegeben, ist man gefangen, einmal gefangen, ist man verloren. Zu Venedig geschieht Alles geheim, geheimnißvoll, mit sicherer Hand. Verurtheilt, hingerichtet! Niemand sieht und hört etwas davon. Kein Wort, kein Blick ist möglich, der Mund des Verurtheilten ist verstopft, der Henker trägt eine Maske. Was spreche ich von Blutgerüsten! Zu Venedig stirbt man nicht auf dem Schaffot, man verschwindet. Es fehlt eines Tages ein Mensch in einer Familie. Was ist aus ihm geworden? Die Bleidächer, die Brunnen, der Kanal Orfano wissen es allein. Bisweilen hört man zur Nachtzeit etwas ins Wasser fallen. Eilt schnell vorüber! Im Uebrigen Bälle, Feste, Fackeln, Musik, Gondeln, Theater, fünf Monate Carneval: das ist Venedig.

Ihr, Tisbe, meine schöne Schauspielerin, Ihr kennt nur diese Seite; ich, ein Senator, ich kenne die andere. In jedem Palast, in dem des Dogen, in dem meinigen, ist ein geheimer Gang, von dem man Alles sehen, alle Zimmer, alle Winkel, ausspähen kann, ein finsterer Corridor, dessen Zugänge und Ausgänge kein Bewohner des Hauses kennt, eine geheimnißvolle Sappe, in der man unaufhörlich unbekannte Menschen kommen und gehen hört, ohne zu wissen, was sie treiben. Und die persönliche Rache, die sich in Alles dieses mischt und ihr Wesen im Dunkeln treibt! Oft setze ich mich bei Nacht in die Höhe, ich horche, ich höre Schritte in der Mauer. Das, Tisbe, ist der Zwang, unter dem ich lebe. Ich drücke auf Padua, Venedig drückt auf mich. Ich soll Padua bändigen, ich soll furchtbar sein. Ich bin nur Herrscher unter der Bedingung, Tyrann zu sein. Verlangt niemals eines Menschen Begnadigung von mir. Ich kann Euch nichts abschlagen, und wenn ich sie bewilligte, wäre ich verloren. Strafen darf ich ohne Maß und Ziel, verzeihen nicht. Ich bin Tyrann von Padua, und Sklave von Venedig. Venedig, der Rath der Zehn wacht über mich. Verbergt einen Schlosser im tiefsten Keller und laßt ihn ein Schloß machen; ehe es fertig ist, hat der Rath der Zehn den Schlüssel davon in der Tasche. Der Lakai, der mich bedient, ist ein Spion, der Freund, der mich umarmt, ist ein Spion, der Priester, der mich beichten hört, ist ein Spion, das Weib, das mir Liebe schwört, ist ein Spion!

**Tisbe.** Gnädigster Herr! . . . .

**Angelo.** Ihr habt mir nie Liebe geschworen, ich rede nicht von Euch. Ja, Alles was mich betrachtet, ist ein Auge des Raths der Zehn, Alles was mich hört, ist ein Ohr des Raths der Zehn, Alles was mich berührt, ist eine Hand des Raths der Zehn, jene furchtbare Hand, die lange Zeit tastet und dann plötzlich greift! O, über den erlauchten Podesta! Morgen er-

scheint ein elender Sbirre in seinem Zimmer und spricht zu ihm: Folge mir! Es ist nur ein elender Sbirre, und der erlauchte Podesta folgt ihm. Wohin? An irgend einen verborgenen Ort, aus dem der Sbirre wieder allein und ohne ihn herausgeht. Venedig angehören, heißt an einem Faden hängen. Ja, mein Loos ist hart und traurig, ich hänge über diesem glühenden Ofen, den man Padua nennt, das Gesicht stets mit einer Maske bedeckt, mein Handwerk als Tyrann treibend, von Vorsicht und Schrecken umgeben, immer einen Ausbruch fürchtend, jeden Augenblick zitternd, ich möchte durch mein eigenes Werk, wie der Alchymist durch sein Gift, plötzlich getödtet werden! Jetzt fragt mich nicht mehr, warum ich zittere.

**Tisbe.** Mein Gott! Welche schreckliche Lage!

**Angelo.** Ja, ich bin der Hammer, mit dem ein Volk auf das andere schlägt. Ein solcher Hammer nützt sich schnell ab und zerbricht oft unvermuthet. Ich bin unglücklich. Nur ein einziger Gegenstand macht mir das Leben angenehm, der seid Ihr, Tisbe! Aber Ihr liebt mich nicht, das fühle ich wohl. Zum mindesten werdet Ihr keinen Andern lieben.

**Tisbe.** Nein, Nein! Seid ruhig deßhalb!

**Angelo.** Dieses Nein klingt nicht aufrichtig.

**Tisbe.** Ich weiß nicht, wie ich es anders sagen sollte.

**Angelo.** Gehöre nicht mir an, ich lasse es mir gefallen, aber sei auch keines Andern, Tisbe! Wenn ich je erfahre, daß ein Anderer . . .

**Tisbe.** Ihr seid nicht schön, wenn Ihr mich so anblickt!

**Angelo.** Tisbe, wann wirst Du mich endlich lieben?

**Tisbe.** Wann Jedermann in Padua Euch liebt.

**Angelo.** Ach! Doch gleichviel, bleibe nur zu Padua. Du darfst Padua nicht verlassen, hörst Du? Mit Dir würde mein Leben schwinden. Mein Gott! Es kommt Jemand. Man hat uns lange mit einander reden sehen, das könnte zu Venedig

es nicht Fabiano ist, sondern Gilbert, ein Mann aus dem Volke. Dann macht mit mir, was Ihr wollt.

**Die Königin.** Halt, elendes Kind! (Sie ergreift Johanna am Arme und sieht sie mit furchtbaren Blicken an.) Ah! So kommst Du mir! Ich war eine gutmüthige Närrin und weinte mit Dir, und jetzt wirst Du toll und wüthend! Auch ich liebe, und meine Hand ist kräftiger, als die Deine. Du sollst Dich nicht rühren! Dein Geliebter! Was liegt mir an Deinem Geliebten? Ich rette meinen Geliebten, wie ich kann. Leide darunter, wer mag.

**Johanna.** Laßt mich! Ich verfluche Euch! Ihr seid ein böses Weib!

**Die Königin.** Stille!

**Johanna.** Nein, ich will nicht schweigen. Und es kommt mir ein Gedanke: ich glaube nicht, daß der, den man zum Tode führt, Gilbert ist.

**Die Königin.** Was sagst Du?

**Johanna.** Ich weiß nicht. Aber ich sah ihn unter diesem schwarzen Schleier vorbeigehen. Ich fühlte nichts dabei. Wäre es Gilbert gewesen, mein ganzes Herz würde sich umgekehrt haben.

**Die Königin.** Was sagst Du da? Mein Gott! Nein, Du sprichst irre und doch erfüllt mich mit Entsetzen, was Du sagst. Warum hat mich dieser Aufstand gehindert, über Alles selbst zu wachen! Ich hätte Fabiano's Leben in keine andere Hände legen sollen, als in die meinigen. Aeneas Dulverton ist ein Verräther. Simon Renard war vielleicht da. Vielleicht haben mich Fabiano's Feinde zum zweitenmal getäuscht. Wenn es Fabiano wäre, den man fortführt! ... Jemand! Geschwind! Irgend Jemand! (Zwei Kerkermeister treten ein. Zum ersten:) Du, eile! Hier ist mein königlicher Ring. Man soll die Hinrichtung aufschieben. Auf den Markt der Altstadt! Es gibt einen nähern Weg über den Kai! Geschwind! Ein Roß! Geschwind! (Der

Kerkermeister ab. Zum zweiten Kerkermeister:) Du, schnell in den Thurm Eduard des Bekenners! Dort sind die beiden Kerker der zum Tode Verurtheilten. In einem dieser Kerker ist ein Mann. Führe ihn auf der Stelle zu mir! (Der Kerkermeister ab.) Ah! Ich zittere, meine Füße wollen mich nicht mehr tragen! Du machst mich so toll, als Du selbst bist! Ich verfluche Dich, wie Du mich verflucht hast! Mein Gott! Wenn nur der Bote noch zeitig genug ankommt! Welche schreckliche Angst! Es wird Nacht vor meinen Augen! Meine Sinne verwirren sich! Wo bin ich? Für wen schallt diese Glocke? Für Gilbert? Für Fabiano?

**Johanna.** Die Glocke schweigt.

**Die Königin.** Sie schweigt, weil der Zug schon auf dem Platze der Hinrichtung ist. Gott im Himmel! Der Bote hat nicht Zeit gehabt, anzukommen!

(Man hört in der Ferne einen Kanonenschuß.)

**Johanna.** Himmel!

**Die Königin.** Er steigt auf das Blutgerüste! (Zweiter Kanonenschuß.) Er kniet nieder!

**Johanna.** Das ist schrecklich! (Dritter Kanonenschuß.)

**Beide.** Ah!

**Die Königin.** Jetzt lebt nur noch einer von Beiden. Bald werden wir wissen, welcher. Mein Gott! Ich bitte dich, laß Fabiano eintreten!

**Johanna.** Mein Gott! Ich bitte dich, laß Gilbert eintreten!

(Der Vorhang im Hintergrund öffnet sich. **Simon Renard** tritt ein, Gilbert an der Hand führend.)

**Johanna.** Gilbert! (Sie stürzen sich in die Arme.)

**Die Königin.** Und Fabiano?

**Renard.** Todt!

**Die Königin.** Todt? ... Todt! Wer hat das gewagt?

**Renard.** Ich! Ich habe die Königin und England gerettet!



# Angelo, Tyrann von Padua.

## Trauerspiel.

Uebersetzt von

## Friedrich Seybold.

---

## Personen.

Angelo Malipierie, Podesta.
Catharina Bragadini.
Tisbe.
Rodolfo.
Homodei.
Anafesto Galeofa.
Reginella.
Dafne.
Ein schwarzer Page.
Ein Nachtwächter.
Ein Thürsteher.
Der Dekan von St. Anton zu Padua.
Der Erzpriester.

Der Schauplatz ist zu Padua, im Jahre 1549, als Francisco Donato Doge von Venedig war.

# Erster Tag.

# Der Schlüssel.

## Personen.

Angelo Malipieri.
Tisbe.
Homodei.
Rodolfo.
Anafesto Galeofa.

# Erster Tag.

Ein zu einem nächtlichen Feste beleuchteter Garten. Rechts ein Palast, helle Beleuchtung und rauschende Musik, mit einer Thüre in den Garten und einer Galerie in die Arkaden im untern Stock, wo man die Leute, welche an dem Feste Theil nehmen, hin und hergehen sieht. In der Nähe der Thüre eine steinerne Bank. Links eine andere Bank, auf welcher man einen Mann im Schatten schlafen sieht. Im Hintergrunde, hoch über den Bäumen, der dunkle Schatten der Stadt Padua, wie sie im sechzehnten Jahrhundert war, auf einem klaren Himmel sich abspiegelnd. Gegen das Ende des Akts bricht der Tag an.)

---

## Erster Auftritt.

**Tisbe**, reich und festlich gekleidet. **Angelo Malipieri**, in herzoglicher Kleidung, mit dem Orden der goldenen Stola. **Homodei**, schlafend, lange braune Kutte, vorn geschlossen, rothe Schuhe, eine Guitarre neben sich.

**Tisbe.** Ja, gnädigster Herr, Ihr seid allmächtiger Gebieter in dieser Stadt, Ihr seid der erhabene Podesta, Ihr gebietet über Leben und Tod, Ihr könnt frei schalten und walten. Venedig hat Euch gesendet, und wer Euch sieht, erblickt in Euch das majestätische Angesicht dieser mächtigen Republik. Wenn Ihr durch eine Straße geht, schließen sich die Fenster, die Vorübergehenden verstecken sich, und man zittert bis im Innern der Häuser. Diese armen Bewohner von Padua kriechen vor Euch, wie die Sklaven zu Constantinopel vor dem Großtürken. Ja, so ist es! Ich war zu Brescia, dort ist es ein Anderlei. Venedig wagt nicht mit Brescia umzugehen, wie es Padua behandelt. Brescia beißt in die Hand, die es schlägt, Padua leckt sie. Das ist eine Schmach. Ihr seid also hier Herr und Meister über Jedermann, Ihr behauptet, auch der meinige zu

sein, und doch will ich Euch die Wahrheit sagen. Nicht über die Angelegenheiten des Staats, seid ohne Furcht, sondern über die Eurigen. So hört denn! Ihr seid ein sonderbarer Mensch, und ich begreife Euch nicht. Ihr seid in mich verliebt, und seid eifersüchtig auf Eure Frau!

**Angelo.** Ich bin auch eifersüchtig auf Euch.

**Tisbe.** Das weiß ich schon längst, und brauche es nicht erst von Euch zu erfahren! Ihr habt aber kein Recht dazu, denn ich gehöre Euch nicht an. Man hält mich hier für Eure Geliebte, für Eure allmächtige Maitresse, aber ich bin es nicht, wie Ihr selbst am besten wißt.

**Angelo.** Das ist ein prachtvolles Fest.

**Tisbe.** O! ich bin nur eine arme Theaterprinzessin, und ich darf den Senatoren Feste geben; ich suche unserem Gebieter Vergnügen zu machen, aber es will mir heute nicht besonders gelingen. Euer Angesicht ist finsterer, als meine schwarze Maske. So hell auch meine Lichter und Fackeln brennen, so weicht doch der Schatten nicht von Eurer Stirne. Meine Musik, so rauschend sie ist, macht Euch nicht fröhlich. So lacht doch ein wenig!

**Angelo.** Ja, ich lache! Habt Ihr mir nicht gesagt, daß dieser junge Mann, der mit Euch nach Padua gekommen ist, Euer Bruder sei?

**Tisbe.** Ja! Und was weiter?

**Angelo.** Ihr habt eben mit ihm gesprochen. Wer ist denn jener Andere, der bei ihm war?

**Tisbe.** Sein Freund, Anafesto Galeofa, aus Vicenza.

**Angelo.** Und wie heißt Euer Bruder?

**Tisbe.** Rodolfo, gnädigster Herr! Rodolfo heißt er. Ich habe Euch das schon fünfzigmal gesagt. Habt Ihr mir nichts Angenehmeres zu sagen?

**Angelo.** Verzeihung, Tisbe, ich werde Euch nichts mehr fragen. Wißt Ihr auch, daß Ihr gestern die Rosamunde meister-

haft gespielt habt, daß diese Stadt glücklich ist, Euch zu besitzen, daß ganz Italien Euch bewundert und diese armen Paduaner, die Ihr so sehr beklagt, um Euch beneidet? Oh! Diese Menge, die Euch Beifall ruft, ist mir zuwider und verhaßt. Die Eifersucht bringt mich um, wenn ich Euch so schön sehe für so viele Blicke. Sagt mir doch, Tisbe, wer ist denn dieser maskirte Mensch, mit dem Ihr zwischen zwei Thüren gesprochen habt?

**Tisbe.** „Verzeihung, Tisbe, ich werde Euch nichts mehr fragen," und schon wieder eine Frage! Dieser Mensch, gnädigster Herr, ist Virgilio Tasca.

**Angelo.** Mein Lieutenant.

**Tisbe.** Euer Sbirre.

**Angelo.** Und was wolltet Ihr von ihm?

**Tisbe.** Ihr wäret schön angeführt, wenn es mir nicht beliebte, es Euch zu sagen.

**Angelo.** Tisbe!

**Tisbe.** Doch nein, ich will gnädig sein! Hier die Geschichte: Ihr wißt, wer ich bin? Ich bin nichts, ein geringes Weib aus dem Volke, eine Komödiantin, ein Ding, das Ihr heute liebkost und morgen zertrümmert, Alles spielend. Je nun, so wenig ich auch bin, so habe ich doch eine Mutter. Wißt Ihr, was das heißt, eine Mutter zu haben? Hattet Ihr eine Mutter, Ihr? Wißt Ihr, was es heißt, Kind zu sein, ein armes Kind, schwach, nackt, elend, halb verhungert, allein in der Welt, und zu fühlen, daß Ihr bei Euch, um Euch, über Euch, gehend wenn Ihr geht, stehend wenn Ihr steht, lächelnd wenn Ihr weint, ein Weib — nein, man weiß noch nicht, daß es ein Weib ist, — einen Engel habt, der immer da ist, der stets das Auge auf Euch richtet, der Euch sprechen, lachen, lieben lehrt, der Eure Finger in seinen Händen, Euren Körper zwischen seinen Knieen, Eure Seele in seinem Herzen wärmt, der Euch seine Milch gibt, wenn Ihr klein, sein Brod, wenn

Ihr groß seid, sein Leben immer, zu dem Ihr sagt, meine Mutter! und der zu Euch sagt, mein Kind! so sanft und süß, daß die Engel im Himmel sich darüber freuen? Eine solche Mutter hatte ich. Sie war eine arme Wittwe, die auf den öffentlichen Plätzen von Brescia morlakische Lieder sang. Ich ging mit ihr. Man warf uns kleines Geld zu. Dies war mein Anfang. Meine Mutter pflegte am Fuß der Bildsäule Gatta-Melata zu stehen. Eines Tages sang sie ein Lied, worin, ohne daß sie es verstand, einige Reime vorkamen, welche für den venetianischen Adel beleidigend waren. Die Leute eines fremden Gesandten, die unter den Zuhörern standen, fingen an zu lachen. Ein Senator ging vorüber. Er sah zu, er hörte und sagte zu dem Sbirren, der ihn begleitete: An den Galgen mit diesem Weibe! Im venetianischen Staat ist dies alsbald geschehen. Man ergriff meine Mutter. Sie sagte nichts. Wozu hätte es auch geholfen! Sie schloß mich in ihre Arme, eine große Thräne fiel aus ihren Augen auf meine Stirne. Sie nahm ihr Crucifix in die Hand, und ließ sich binden. Ich sehe es noch, dieses Crucifix. Es war von polirtem Kupfer. Meine Name, Tisbe, ist in großer Schrift am untern Theile mit der Spitze eines Dolchs eingegraben. Ich war damals sechzehn Jahre alt, ich sah zu, wie diese Leute meine Mutter knebelten; ich konnte nicht sprechen, nicht schreien, nicht weinen; ich stand unbeweglich, träumend, leblos. Die Menge umher gab keinen Laut von sich. Der Senator führte ein junges Mädchen an der Hand, ein schönes junges Mädchen, wohl seine Tochter. Der blutete das Herz im Leibe. Sie warf sich zu den Füßen ihres Vaters, bat, jammerte, ließ Thränen fließen aus ihren schönen Augen, und erlangte Gnade für meine Mutter. Als meine Mutter freigelassen war, nahm sie das Crucifix und gab es dem schönen Kind mit den Worten: Behaltet dieses Crucifix, es wird Euch Segen bringen in der höchsten Noth. Jetzt ist meine

Mutter todt und bei den Heiligen im Himmel. Ich bin reich geworden, und möchte dieses Kind, diesen Engel, wiedersehen, der meine Mutter gerettet hat. Vielleicht ist sie jetzt verheirathet, mithin unglücklich. Vielleicht bedarf sie jetzt meiner Hülfe. In allen Städten, wohin ich komme, lasse ich die Sbirren, die Hauptleute der Häscher, die Polizeimenschen kommen, ich erzähle die Geschichte, und verspreche dem, der mir dieses Weib auffindet, 10,000 Zechinen. Aus diesem Grunde nun habe ich eben zwischen zwei Thüren mit Eurem Sbirrenhauptmann Virgilio Tasca gesprochen. Seid Ihr jetzt befriedigt?

**Angelo.** Zehntausend Zechinen! Und was wollt Ihr denn dem Weibe selbst geben, wenn Ihr sie wieder findet?

**Tisbe.** Mein Leben, wenn sie es will!

**Angelo.** An was wollt Ihr sie denn erkennen?

**Tisbe.** An dem Crucifix meiner Mutter.

**Angelo.** Bah? Das hat sie verloren.

**Tisbe.** O nein! Was man so gewonnen hat, verliert man nicht.

**Angelo** (der Homodei gewahr wird). Es ist ein Mann da, wißt Ihr auch, daß ein Mann da ist? Wer ist dieser Mann?

**Tisbe** (laut lachend). Freilich, es ist ein Mann da! Ich weiß, daß ein Mann da ist! Und dieser Mann schläft! Und dieser Mann hat einen harten Schlaf, wenn Ihr es nicht übel nehmt! Und dieser Mann ist mein armer Homodei!

**Angelo.** Homodei! Was ist es mit diesem Homodei?

**Tisbe.** Homodei ist ein Mann, wie Tisbe ein Weib ist. Homodei ist ein Zitterspieler, den mir der Abt von St. Markus, der ein guter Freund von mir ist, kürzlich mit einem Empfehlungsschreiben zugesandt hat. Und dieses Schreiben will ich Euch zeigen, eifersüchtiger Mensch! Und dem Briefe war noch überdies ein Geschenk beigelegt.

**Angelo.** Ein Geschenk!

**Tisbe.** Ja, ein wahrhaft venetianisches Geschenk. Eine

Büchse, in der zwei Flaschen sind, eine weiße und eine schwarze. In der weißen Flasche ist ein starker Schlaftrunk, der zwölf Stunden lang einen todähnlichen Schlummer nach sich zieht; in der schwarzen ist Gift, von jenem furchtbaren Gifte, das, wie Ihr wißt, Malaspina dem Papst in einer Aloepille zu verschlucken gab. Der Herr Abt schreibt mir, daß solche Dinge bei Gelegenheit von Nutzen sein können. Eine pure Galanterie, wie Ihr seht. Der Herr Abt meldet mir zugleich, daß der Ueberbringer des Briefs ein armer, einfältiger Mensch sei. Er ist hier, und Ihr hättet ihn seit vierzehn Tagen täglich sehen können: er ißt im Bedientenzimmer, schläft im ersten besten Winkel, spielt sorglos seine Guitarre, bis er nach Vicenza abreisen wird. Er kommt von Venedig. So mußte sich meine arme Mutter auch herumtreiben. Er mag bei mir bleiben, so lange es ihm gefällt. Er hat diesen Abend die Gesellschaft einige Zeit lang belustigt. Unser Fest macht ihm kein Vergnügen, er schläft. So verhält sich die Sache.

**Angelo.** Haftet Ihr mir für diesen Menschen?

**Tisbe.** Das ist zum Lachen! Es ist wohl der Mühe werth, darüber in Harnisch zu gerathen! Ein Zitterspieler, ein Idiot, ein Mensch, der schläft! Was treibt Ihr denn, ums Himmels willen, Herr Podesta? Ihr bringt Euer ganzes Leben mit Fragen hin, bald über Diesen, bald über Jenen. Alles macht Euch Unruhe. Ist es Eifersucht, ist es Furcht?

**Angelo.** Beides.

**Tisbe.** Eifersucht, das begreife ich. Ihr gebt Euch die Mühe, zwei Weiber zu bewachen. Aber Furcht! Ihr, der Gebieter, Ihr Furcht, vor dem sich Jedermann fürchtet!

**Angelo.** Desto mehr Ursache zu zittern! (Er tritt näher und spricht leise.) Hört, Tisbe! Ja, es ist, wie Ihr sagt, ich bin hier allmächtig, ich bin Herr, Souverän und Despot dieser Stadt, ich bin der Podesta, den Venedig über Padua gesetzt hat, ich bin

die Kralle des Tigers, welche die Republik über das Lamm ausstreckt. Ich bin unumschränkt, ich bin allmächtig, aber über mir steht, in furchtbares Dunkel gehüllt, — Venedig. Und wißt Ihr, was dieses Venedig ist? Venedig ist die Staatsinquisition, der Rath der Zehn. O! Dieser Rath der Zehn!

Leise, Tisbe, leise! Vielleicht stehen seine Lauscher in unserer Nähe. Menschen, die Keiner von uns kennt, und die uns Alle kennen!

Menschen, die bei keinem Feste, aber auf allen Blutgerüsten sichtbar sind! Menschen, die unser aller Köpfe in ihren Händen tragen, Euer Haupt, das meinige, das Haupt des Dogen! Menschen, die weder Simarre, noch Stola, noch Krone tragen, die durch nichts bezeichnet sind, daß man sagen könnte: Der ist auch Einer der Zehn. Höchstens ein geheimes Zeichen unter ihrem Gewande, überall ihre Lauscher, ihre Sbirren, ihre Henker! Menschen, die dem Volke von Venedig nie ein anderes Gesicht zeigen, als jenen stummen, ehernen Rachen, der auf dem St. Markus immer geöffnet ist; jenen Rachen, der, so stumm er ist, laut und schrecklich spricht, denn er ruft jedem Vorübergehenden zu: Gib an! Einmal angegeben, ist man gefangen, einmal gefangen, ist man verloren. Zu Venedig geschieht Alles geheim, geheimnißvoll, mit sicherer Hand. Verurtheilt, hingerichtet! Niemand sieht und hört etwas davon. Kein Wort, kein Blick ist möglich, der Mund des Verurtheilten ist verstopft, der Henker trägt eine Maske. Was spreche ich von Blutgerüsten! Zu Venedig stirbt man nicht auf dem Schaffot, man verschwindet. Es fehlt eines Tages ein Mensch in einer Familie. Was ist aus ihm geworden? Die Bleidächer, die Brunnen, der Kanal Orfano wissen es allein. Bisweilen hört man zur Nachtzeit etwas ins Wasser fallen. Eilt schnell vorüber! Im Uebrigen Bälle, Feste, Fackeln, Musik, Gondeln, Theater, fünf Monate Carneval: das ist Venedig.

Ihr, Tisbe, meine schöne Schauspielerin, Ihr kennt nur diese Seite; ich, ein Senator, ich kenne die andere. In jedem Palast, in dem des Dogen, in dem meinigen, ist ein geheimer Gang, von dem man Alles sehen, alle Zimmer, alle Winkel, ausspähen kann, ein finsterer Corridor, dessen Zugänge und Ausgänge kein Bewohner des Hauses kennt, eine geheimnißvolle Sappe, in der man unaufhörlich unbekannte Menschen kommen und gehen hört, ohne zu wissen, was sie treiben. Und die persönliche Rache, die sich in Alles dieses mischt und ihr Wesen im Dunkeln treibt! Oft setze ich mich bei Nacht in die Höhe, ich horche, ich höre Schritte in der Mauer. Das, Tisbe, ist der Zwang, unter dem ich lebe. Ich drücke auf Padua, Venedig drückt auf mich. Ich soll Padua bändigen, ich soll furchtbar sein. Ich bin nur Herrscher unter der Bedingung, Tyrann zu sein. Verlangt niemals eines Menschen Begnadigung von mir. Ich kann Euch nichts abschlagen, und wenn ich sie bewilligte, wäre ich verloren. Strafen darf ich ohne Maß und Ziel, verzeihen nicht. Ich bin Tyrann von Padua, und Sklave von Venedig. Venedig, der Rath der Zehn wacht über mich. Verbergt einen Schlosser im tiefsten Keller und laßt ihn ein Schloß machen; ehe es fertig ist, hat der Rath der Zehn den Schlüssel davon in der Tasche. Der Lakai, der mich bedient, ist ein Spion, der Freund, der mich umarmt, ist ein Spion, der Priester, der mich beichten hört, ist ein Spion, das Weib, das mir Liebe schwört, ist ein Spion!

Tisbe. Gnädigster Herr! . . . .

Angelo. Ihr habt mir nie Liebe geschworen, ich rede nicht von Euch. Ja, Alles was mich betrachtet, ist ein Auge des Raths der Zehn, Alles was mich hört, ist ein Ohr des Raths der Zehn, Alles was mich berührt, ist eine Hand des Raths der Zehn, jene furchtbare Hand, die lange Zeit tastet und dann plötzlich greift! O, über den erlauchten Podesta! Morgen er-

scheint ein elender Sbirre in seinem Zimmer und spricht zu ihm: Folge mir! Es ist nur ein elender Sbirre, und der erlauchte Podesta folgt ihm. Wohin? An irgend einen verborgenen Ort, aus dem der Sbirre wieder allein und ohne ihn herausgeht. Venedig angehören, heißt an einem Faden hängen. Ja, mein Loos ist hart und traurig, ich hänge über diesem glühenden Ofen, den man Padua nennt, das Gesicht stets mit einer Maske bedeckt, mein Handwerk als Tyrann treibend, von Vorsicht und Schrecken umgeben, immer einen Ausbruch fürchtend, jeden Augenblick zitternd, ich möchte durch mein eigenes Werk, wie der Alchymist durch sein Gift, plötzlich getödtet werden! Jetzt fragt mich nicht mehr, warum ich zittere.

**Tisbe.** Mein Gott! Welche schreckliche Lage!

**Angelo.** Ja, ich bin der Hammer, mit dem ein Volk auf das andere schlägt. Ein solcher Hammer nützt sich schnell ab und zerbricht oft unvermuthet. Ich bin unglücklich. Nur ein einziger Gegenstand macht mir das Leben angenehm, der seid Ihr, Tisbe! Aber Ihr liebt mich nicht, das fühle ich wohl. Zum mindesten werdet Ihr keinen Andern lieben.

**Tisbe.** Nein, Nein! Seid ruhig deßhalb!

**Angelo.** Dieses Nein klingt nicht aufrichtig.

**Tisbe.** Ich weiß nicht, wie ich es anders sagen sollte.

**Angelo.** Gehöre nicht mir an, ich lasse es mir gefallen, aber sei auch keines Andern, Tisbe! Wenn ich je erfahre, daß ein Anderer . . .

**Tisbe.** Ihr seid nicht schön, wenn Ihr mich so anblickt!

**Angelo.** Tisbe, wann wirst Du mich endlich lieben?

**Tisbe.** Wann Jedermann in Padua Euch liebt.

**Angelo.** Ach! Doch gleichviel, bleibe nur zu Padua. Du darfst Padua nicht verlassen, hörst Du? Mit Dir würde mein Leben schwinden. Mein Gott! Es kommt Jemand. Man hat uns lange mit einander reden sehen, das könnte zu Venedig

Verdacht erregen. Ich verlasse Dich jetzt. (Auf Homodei deutend.) Haftet Ihr mir für diesen Mann?

**Tisbe.** Wie für ein schlafendes Kind.

**Angelo.** Euer Bruder kommt, Ich lasse Euch allein mit ihm. (Er geht ab.)

---

## Zweiter Auftritt.

**Tisbe. Rodolfo,** schwarz gekleidet, ernst, eine schwarze Feder auf dem Hut, **Homodei** (immer noch schlafend.)

**Tisbe.** Ah! Es ist Rodolfo! Ah! Es ist Rodolfo! Komm! So komm doch! Du bist mein Geliebter! (Sich nach der Seite wendend, nach welcher Angelo abgegangen ist.) Nein, du blödsinniger Tyrann! Nein, es ist nicht mein Bruder! Mein Geliebter ist es! Zu mir her, Rodolfo, mein tapferer Krieger, mein edler Verbannter, mein großmüthiger Mensch! Blicke mir ins Gesicht! Du bist schön, ich liebe Dich!

**Rodolfo.** Tisbe! . . .

**Tisbe.** Warum wolltest Du nach Padua kommen? Jetzt sind wir in der Schlinge, wir sind gefangen. In Deiner Lage mußt Du Dich überall für meinen Bruder ausgeben. Dieser Podesta hat sich in Deine arme Tisbe verliebt; er hält uns fest, er will uns nicht lassen. Wenn er entdeckte, wer Du bist! Ich zittere Tag und Nacht. Welche Marter! Aber gleichviel, dieser Tyrann soll mich nicht besitzen. Das glaubst Du mir, nicht wahr, Rodolfo? Es soll Dir aber dennoch Unruhe machen, Du sollst eifersüchtig sein, ich will es haben.

**Rodolfo.** Du bist ein edles und reizendes Weib.

**Tisbe.** Ich bin eifersüchtig, ich! Und wie eifersüchtig! Was will dieser Angelo-Malipieri, dieser Venetianer, von Eifersucht sprechen! Dieser Mensch da eifersüchtig! Wenn man eifersüchtig ist, denkt man an nichts Anderes, nicht an hundert

Dinge, nicht an Venedig, nicht an den Rath der Zehn, an die Sbirren, die Spione, den Kanal Orfano. Man hat nichts vor den Augen, als seine Eifersucht. Ich, Rodolfo, ich kann Dich nicht mit andern Weibern reden sehen, nicht einmal reden, hörst Du? Das thut mir schon wehe. Welches Recht haben sie, mit Dir Worte zu wechseln? O! Eine Nebenbuhlerin! Ich sage Dir, ich will keine haben! Ich ermorde sie. Ich liebe Dich, Du bist der einzige Mann, den ich je liebte. Mein Leben war lange traurig, jetzt glänzt es freudenhell. Du bist mein Licht und meine Sonne. Die andern Männer waren mir Eis. Warum habe ich Dich nicht schon vor zehn Jahren kennen gelernt? Dann wären alle Theile meines Herzens, die der Frost ertödtet hat, noch lebendig. Welches Glück, nur einen Augenblick mit Dir, mit Dir allein sprechen zu können! Welche Thorheit, daß wir nach Padua gingen! Wir leben hier in solcher Spannung! Du mein Bruder, geliebter Rodolfo! Ich muß darüber lachen! Ich bin eine Närrin, wenn ich Dich nur einen Augenblick allein besitze. Liebst Du mich?

**Rodolfo.** Wer würde Dich nicht lieben, Tisbe!

**Tisbe.** Mein Gott! Ich muß mich noch ein wenig meinen Gästen zeigen. Seit einiger Zeit finde ich Dich traurig, was ist Dir? Nicht wahr, Du bist nicht traurig?

**Rodolfo.** Nein, Tisbe!

**Tisbe.** Du bist nicht leidend?

**Rodolfo.** Nein!

**Tisbe.** Du bist nicht eifersüchtig?

**Rodolfo.** Nein!

**Tisbe.** Du sollst aber eifersüchtig sein, ich will es haben. Oder liebst Du mich etwa nicht? Wie! Nicht traurig, nicht eifersüchtig! Ich zittere immer, und Du bist so ruhig. Weiß hier Niemand, daß Du nicht mein Bruder bist?

**Rodolfo.** Niemand, als Anafesto.

Tisbe. Dein Freund. O! Der ist treu wie Gold. (Anafesto Galeofa tritt ein.) Da kommt er gerade. Ich will Dich ihm auf einige Augenblicke anvertrauen. (Lachend.) Herr Anafesto, tragt Sorge, daß er mit keinem Weibe spricht!

Anafesto (lächelnd). Ihr könnt deßhalb ruhig sein, Madame!

(Tisbe ab.)

---

## Dritter Auftritt.

Rodolfo. Anafesto Galeofa. Homodei (immer noch schlafend).

Anafesto (ihr nachblickend). Welch reizendes Geschöpf! Du bist glücklich, Rodolfo, sie liebt Dich.

Rodolfo. Ich bin nicht glücklich, Anafesto, ich liebe sie nicht.

Anafesto. Wie! Was sagst Du?

Rodolfo (Homodei gewahrend). Was ist das für ein Mensch, der hier schläft?

Anafesto. Es ist der arme Musiker, Du kennst ihn ja.

Rodolfo. Ach ja! der Idiot!

Anafesto. Du liebst Tisbe nicht! Ist es möglich! Was höre ich?

Rodolfo. Ah! Ich habe Dir das gesagt? Vergiß es!

Anafesto. Tisbe, dieses liebenswürdige Weib!

Rodolfo. Liebenswürdig ist sie, aber ich liebe sie nicht.

Anafesto. Wie?

Rodolfo. Frage mich nicht!

Anafesto. Ich, Dein Freund?

Tisbe (eintretend und mit einem Lächeln auf Rodolfo zulaufend). Ich komme zurück, um dir nur e i n Wort zu sagen: Ich liebe Dich! Jetzt gehe ich wieder. (Sie läuft hinaus.)

Anafesto (blickt ihr nach). Arme Tisbe!

Rodolfo. In den Tiefen meiner Seele schlummert ein Geheimniß, das nur ich kenne,

**Anafesto.** Eines Tages wirst du es Deinem Freunde vertrauen, nicht wahr? Du bist heute sehr düster, Rodolfo!

**Rodolfo.** Ja, laß mich einen Augenblick.

(Anafesto geht ab. Rodolfo setzt sich auf eine steinerne Bank an der Thüre und läßt das Haupt in seine Hände fallen. Nachdem Anafesto abgegangen ist, öffnet Homodei die Augen, steht auf, tritt mit langsamen Schritten hinter den in seine Träumereien versunkenen Rodolfo und bleibt so aufrecht stehen.)

---

## Vierter Auftritt.

### Rodolfo. Homodei.

(Homodei legt seine Hand auf Rodolfo's Schulter. Rodolfo wendet sich um und starrt ihn an.)

**Homodei.** Ihr heißt nicht Rodolfo, sondern Ezzelino da Romana. Ihr stammt aus einer alten Familie, die in Padua geherrscht hat und seit zweihundert Jahren daraus verbannt ist. Ihr irrt unter falschem Namen von Stadt zu Stadt und wagt Euch bisweilen in den venetianischen Staat. Vor sieben Jahren, im zwanzigsten Eures Alters, saht Ihr eines Tages zu Venedig in einer Kirche ein junges und schönes Mädchen. Es war in der Kirche des heiligen Georg. Ihr folgtet ihr nicht, denn wer zu Venedig einem Weib auf der Straße folgt, will einen Dolchstich haben; aber Ihr kamt oft wieder in diese Kirche. Das junge Mädchen kam auch dahin. Ihr entbranntet in Liebe für sie, sie für Euch. Ohne ihren Namen zu kennen, fandet Ihr Mittel, ihr zu schreiben, sie, Euch zu antworten. Ihr wißt heute noch nicht, wie sie heißt, sie ist für Euch bloß Catarina. Ihr kamt mit ihr zusammen bei einem Weibe, das Cecilia heißt. Eure Liebe war heiß, aber rein. Dieses junge Mädchen war von Adel, sonst wußtet Ihr nichts von ihr. Eine edle Venetianerin kann nur einen edlen Venetianer oder einen König heirathen. Ihr seid kein Venetianer,

Eure Familie herrscht nicht mehr, sie ist verbannt. Eines Tages blieb Eure Geliebte aus. Cecilia sagte Euch, daß man sie verheirathet habe. Ihr erfuhrt eben so wenig den Namen des Gatten, als Ihr den des Vaters wußtet. Ihr verließt die Stadt. Seit diesem Tage durchschwärmt Ihr Italien von einem Ende zum andern, überall hin folgt Euch die Liebe. Ihr habt Euer Leben an eitle Freuden, an Zerstreuungen, an Thorheiten, an Laster vergeudet. Vergebens! Ihr habt andere Weiber zu lieben gesucht, Ihr habt sie zu lieben geglaubt, wie diese Schauspielerin, die Tisbe. Vergebens! Immer hat die alte Liebe über die neue gesiegt. Vor drei Monaten kamt Ihr nach' Padua mit dieser Tisbe, die Euch für ihren Bruder ausgibt. Der Podesta, Angelo Malipieri, hat sich in sie verliebt. Hört nun, was Euch begegnet ist! Eines Tages, es war am 16. Februar, ging auf der Brücke Molino eine verschleierte Frau an Euch vorüber, nahm Euch an der Hand und führte Euch in die Straße Sanpiero. In dieser Straße sind die Ruinen des alten Palastes Magaruffi, den Euer Vorfahr, Ezzelino der Dritte, niedergerissen hat; in diesen Ruinen ist eine Hütte, in dieser Hütte fandet Ihr das Weib von Venedig, das Ihr liebt und das Euch seit sieben Jahren liebt. Sie ist ihrer Liebe und ihrer Ehre, Euch und ihrem Manne, gleich treu geblieben. Sie verschweigt Euch immer noch ihren Namen. Catarina, und nicht weiter. Im vergangenen Monat hat Euer Glück ein plötzliches Ende genommen. Eines Tages erschien sie nicht in der Hütte. Seit fünf Wochen habt Ihr sie nicht mehr gesehen. Das kommt daher, weil ihr Gatte ihr mißtraut und sie eingeschlossen hält. Es ist jetzt Morgen, der Tag bricht an. Ihr sucht sie überall, Ihr findet sie nicht, Ihr werdet sie nie finden. Wollt Ihr sie diesen Abend sehen?

**Rodolfo** (starrt ihn an). Wer bist Du?

**Homodei.** Ah! Ihr richtet Fragen an mich? Ich ant-

worte auf keine Fragen. Wollt Ihr also heute Abend dieses Weib nicht sehen?

**Rodolfo.** Doch! Ja, ich will sie sehen. Ich will sie sehen, und wenn Himmel und Erde einstürzen! Ich will sie sehen, und wenn dieser Augenblick mein Tod wäre!

**Homodei.** Ihr werdet sie sehen.

**Rodolfo.** Wo?

**Homodei.** In ihrem Hause.

**Rodolfo.** Aber sage mir, wer ist sie? Sage mir ihren Namen.

**Homodei.** In ihrem Hause werde ich ihn Euch sagen.

**Rodolfo.** Ah! Du bist mir vom Himmel gesendet!

**Homodei.** Ich weiß nicht, ob ich vom Himmel komme. Diesen Abend, wenn der Mond aufgeht, um Mitternacht, findet Euch an der Ecke des Palastes Alberts von Baon, in der Straße Santo Urbano, ein. Ich werde dort sein. Ich werde Euch führen. Um Mitternacht.

**Rodolfo.** Ich danke Dir! Und willst Du mir nicht sagen, wer Du bist?

**Homodei.** Wer ich bin? Ein Idiot. (Er geht ab.)

**Rodolfo** (allein). Wer ist dieser Mensch? Gleichviel! Um Mitternacht! Um Mitternacht! Wie lange ist es noch von jetzt bis Mitternacht! O, Catarina! Für die Stunde, die er mir verspricht, hätte ich ihm mein Leben gegeben! (Tisbe tritt ein.)

---

## Fünfter Auftritt.

**Rodolfo. Tisbe.**

**Tisbe.** Abermals ich, mein Rodolfo! Guten Morgen! Ich konnte nicht länger ohne Dich sein. Ich kann nicht von Dir getrennt leben, ich folge Dir überall, ich denke nur an Dich, ich lebe nur durch Dich. Ich bin der Schatten Deines Körpers, Du bist die Seele des meinigen.

**Rodolfo.** Hüte Dich, Tisbe! Mein Haus ist eine Familie, die Unglück bringt. Es lastet eine Vorherbestimmung auf uns, ein Geschick, das fast unvermeidlich von Vater auf Sohn sich erfüllt. Wir tödten, wer uns liebt.

**Tisbe.** Tödte mich! Magst Du mich tödten, wenn Du mich nur liebst!

**Rodolfo.** Tisbe! ....

**Tisbe.** Tödte mich und weine auf meinem Grabe. Mehr verlange ich nicht.

**Rodolfo.** Tisbe, Du bist der Liebe eines Engels werth.
(Er küßt ihr die Hand und geht langsam ab.)

**Tisbe** (allein). Er geht. Wie seltsam verläßt er mich! Was ist ihm denn? (Auf die Bank blickend.) Ah! Homodei ist aufgewacht! (Homodei zeigt sich im Hintergrunde der Bühne.)

---

## Sechster Auftritt.

Tisbe. Homodei.

**Homodei.** Rodolfo heißt Ezzelino, der Abenteurer ist ein Fürst, der Idiot ist ein Geist, der schlafende Mensch ist eine lauernde Katze. Geschlossenes Auge, offenes Ohr!

**Tisbe.** Was sagt er?

**Homodei** (auf seine Guitarre deutend). Die Saiten dieser Guitarre geben alle Töne von sich, die man ihnen entlockt. Das Herz eines Mannes, das Herz eines Weibes hat auch Saiten, auf denen man spielen kann.

**Tisbe.** Was soll das heißen?

**Homodei.** Das will heißen: Wenn Ihr zufällig heute einen schönen jungen Mann verliert, der eine schwarze Feder auf dem Hute trägt, so kann ich Euch den Ort nennen, wo Ihr ihn in der nächsten Nacht wieder finden werdet.

**Tisbe.** Bei einem Weibe?

Homodei. Bei einer Blonden.

Tisbe. Wie! Was willst Du damit sagen? Wer bist Du?

Homodei. Ich weiß es nicht.

Tisbe. Du bist nicht, der Du scheinst. Ich Unglückliche! Der Podesta hatte Verdacht, Du bist ein furchtbarer Mensch! Wer bist Du? Oh! Wer bist Du? Rodolfo bei einem Weibe! In der nächsten Nacht! Das wolltest Du sagen? Wolltest Du das sagen?

Homodei. Ich weiß es nicht.

Tisbe. Du lügst! Das ist unmöglich, Rodolfo liebt mich.

Homodei. Ich weiß es nicht.

Tisbe. Elender! Du lügst! Ha! Der Lügner! Du bist bezahlt, bestochen. Meine Feinde haben Dich bezahlt, aber Rodolfo liebt mich. Fort, Lügner, Du belügst mich nicht! Ich glaube Dir kein Wort. Verzweifle, da Du siehst, wie wenig Wirkung Deine Lügen auf mich haben!

Homodei. Ihr kennt ohne Zweifel das künstlich gearbeitete goldene Kleinod, das der Podesta, Signor Angelo Malipieri, an seiner Goldkette trägt. Dieses Kleinod ist ein Schlüssel. Stellt Euch, als ob Ihr Verlangen darnach trüget, als nach einem Spielzeug. Fordert es ihm ab, ohne ihm zu sagen, was Ihr damit machen wollt.

Tisbe. Ein Schlüssel, sagst Du? Ich fordere ihn nicht, ich fordere nichts. Dieser schändliche Mensch da will mir meinen Rodolfo verdächtigen! Ich will diesen Schlüssel nicht. Packe Dich, ich will nichts mehr von Dir wissen.

Homodei. Da kommt gerade der Podesta. Wenn Ihr den Schlüssel habt, werde ich Euch sagen, wie man sich seiner in künftiger Nacht bedienen muß. In einer Viertelstunde bin ich wieder da.

Tisbe. Elender! Hörst Du mich denn nicht? Ich sage Dir ja, daß ich diesen Schlüssel nicht will. Ich traue meinem Rodolfo. Ich denke gar nicht an diesen Schlüssel. Ich werde

kein Wort davon zu dem Podesta sagen. Du kannst wegbleiben! Du brauchst nicht wiederzukommen. Ich glaube Dir kein Wort!

**Homodei.** In einer Viertelstunde bin ich wieder da.

---

## Siebenter Auftritt.

**Tisbe. Angelo.**

**Tisbe.** Willkommen, gnädigster Herr! Sucht Ihr Jemand?

**Angelo.** Ja, Virgilio Tasca, mit dem ich ein paar Worte zu sprechen habe.

**Tisbe.** Nun, seid Ihr immer noch eifersüchtig?

**Angelo.** Immer noch, Madame!

**Tisbe.** Ihr seid toll. Wozu eifersüchtig sein? Ich kann gar nicht begreifen, wie man eifersüchtig sein kann. Wenn ich liebte, wäre ich gewiß nicht eifersüchtig.

**Angelo.** Eben darum seid Ihr es nicht, weil Ihr Keinen liebt.

**Tisbe.** Doch! Ich liebe Einen.

**Angelo.** Wen?

**Tisbe.** Euch.

**Angelo.** Ihr liebt mich? Ist es möglich? Treibt nicht Euer Spiel mit mir! Wiederholt mir, was Ihr eben gesagt habt!

**Tisbe.** Ich liebe Euch. (Er nähert sich ihr entzückt. Sie nimmt seine Goldkette.) Was ist denn das für ein Kleinod? Ich habe es noch nie wahrgenommen. Es ist schön! Gute Arbeit! Ah! es ist von Benvenuto. Vortrefflich! Was ist es denn? Es ist ein Kleinod für eine Frau.

**Angelo.** O, Tisbe! Dieses einzige Wort von Euch hat mich wonnetrunken gemacht!

**Tisbe.** Schon recht, schon recht! Aber sagt mir doch, was das ist?

**Angelo.** Das? Das ist ein Schlüssel.

**Tisbe.** Ah! Das ist ein Schlüssel. Das hätte ich nie

geglaubt. Ah! Richtig, mit dem da öffnet man. Ah! Das ist ein Schlüssel!

**Angelo.** Ja, meine Tisbe.

**Tisbe.** Ah! Da es ein Schlüssel ist, will ich es nicht. Behaltet ihn.

**Angelo.** Wie, Tisbe! Hättet Ihr Lust dazu?

**Tisbe.** Vielleicht. Die Arbeit ist allerdings sehr schön.

**Angelo.** So nehmt ihn doch.

(Er nimmt den Schlüssel von der Kette ab.)

**Tisbe.** Laßt doch! Hätte ich gewußt, daß es ein Schlüssel ist, so würde ich nichts davon erwähnt haben. Ich will ihn nicht, sage ich Euch. Er dient vielleicht zu Eurem Gebrauche.

**Angelo.** O sehr selten. Und ich habe noch einen andern. Ihr könnt ihn getrost nehmen.

**Tisbe.** Nein, ich will ihn jetzt nicht mehr. Oeffnet man Thüren mit diesem Schlüssel? Er ist ja so klein!

**Angelo.** Das thut nichts. Diese Schlüssel sind für verborgene Schlösser gemacht. Dieser öffnet mehrere Thüren, unter andern ein Schlafzimmer.

**Tisbe.** Wirklich! Nun denn, weil Ihr es durchaus haben wollt, will ich ihn nehmen. (Sie nimmt den Schlüssel.)

**Angelo.** Wie glücklich bin ich! Ihr habt etwas von mir angenommen. Habt Dank dafür!

**Tisbe.** Jetzt fällt mir ein, daß Herr von Montluc, französischer Gesandter zu Venedig, einen diesem etwa ähnlichen Schlüssel hatte. Habt Ihr den Marschall von Montluc gekannt? Ein Mann von großem Geist, nicht wahr? Ja so, Ihr Edelleute von Venedig dürft mit keinem Gesandten sprechen. Ich dachte nicht daran. Doch gleichviel, er war nicht mild gegen die Hugenotten, dieser Herr von Montluc. Wehe denen, die ihm in die Hände fallen! Er ist ein gewaltiger Katholik! Seht, gnädigster Herr, ich glaube, Virgilio Tasca sucht Euch, da unten, in der Gallerie . . .

**Angelo.** Glaubt Ihr?

**Tisbe.** Hattet Ihr nicht mit ihm zu sprechen?

**Angelo.** Der Teufel soll ihn holen, er bringt mich um die schönste Stunde meines Lebens!

**Tisbe** (auf die Gallerie deutend). Da unten!

**Angelo** (küßt ihr die Hand). Ah, Tisbe! Ihr liebt mich also?

**Tisbe.** Da unten! Da unten! Tasca wartet auf Euch.

(Angelo ab. Homodei erscheint im Hintergrunde der Bühne. Tisbe läuft auf ihn zu.)

---

## Achter Auftritt.

### Homodei. Tisbe.

**Tisbe.** Ich habe den Schlüssel!

**Homodei.** Laßt sehen! (Er untersucht den Schlüssel.) Er ist es! In dem Palast des Podesta ist eine Gallerie gegen die Brücke Molino. Versteckt Euch dort diesen Abend, hinter einem Hausgeräthe, hinter einer Tapete, wo Ihr wollt. Um zwei Uhr nach Mitternacht werde ich Euch dort abholen.

**Tisbe** (gibt ihm ihre Börse). Ich will Dich noch besser belohnen. Einstweilen nimm diese Börse.

**Homodei.** Nach Eurem Gefallen. Aber hört weiter. Um zwei Uhr nach Mitternacht. Ich hole Euch ab. Ich werde Euch die erste Thüre zeigen, die Ihr mit diesem Schlüssel zu öffnen habt. Hierauf verlasse ich Euch. Ihr könnt das Uebrige ohne mich vollbringen. Geht nur immer gerade aus.

**Tisbe.** Was werde ich nach der ersten Thüre finden?

**Homodei.** Eine zweite, die dieser Schlüssel auch öffnet.

**Tisbe.** Und nach der zweiten?

**Homodei.** Eine dritte. Dieser Schlüssel öffnet sie alle.

**Tisbe.** Und nach der dritten?

**Homodei.** Das werdet Ihr sehen.

---

## Zweiter Tag.

# Das Crucifix.

## Personen.

Angelo Malipieri.
Catarina Bragadini.
Tisbe.
Rodolfo.
Homodei.
Reginella.
Dafne.

---

# Zweiter Tag.

Ein prächtiges Zimmer, Tapeten von Scharlach mit Gold. In einer Ecke, links, ein prachtvolles Bett auf einer Estrade mit einem Betthimmel, von kleinen Säulen getragen. In den vier Ecken des Betthimmels carmoisinrothe Vorhänge, die man schließen und das Bett ganz darunter verbergen kann. Rechts, im Winkel, ein offenes Fenster. Auf der nämlichen Seite eine geheime Tapetenthüre. Daneben ein Betschemel, über welchem, in der Mauer befestigt, ein Crucifix von polirtem Kupfer hängt. Im Hintergrund eine große Flügelthüre. Zwischen derselben und dem Bett eine kleine weiß verzierte Thüre. Tisch, Lehnstühle, Wachslichter, ein großer Putztisch. Außerhalb Gärten, Kirchthürme, Mondschein. Eine Angelika auf dem Tische.

---

## Erster Auftritt.

**Dafne. Reginella.** Hierauf **Homodei.**

**Reginella.** Ja, Dafne, es ist gewiß! Trotlo, der Thürsteher bei Nacht, hat es mir erzählt. Die Sache ist ganz neuerlich geschehen, bei der letzten Reise unserer Dame nach Venedig. Ein Sbirre, ein schändlicher Sbirre! Ein solcher Mensch hat sich herausgenommen, unsere Dame zu lieben, ihr zu schreiben, Dafne, sie um eine Zusammenkunft zu bitten. Wer sollte das glauben? Die Dame hat ihn fortjagen lassen, und that wohl daran.

**Dafne** (die Thüre bei dem Betthimmel halb öffnend). Ganz wohl, Reginella, aber unsere Frau wartet auf ihr Gebetbuch, Du weißt es?

**Reginella** (etliche Bücher auf dem Tische ordnend). Was die andere Geschichte betrifft, so ist sie furchtbar, und sie ist eben so

gewiß. Der arme Palinuro setzte seinen Herrn von der Anwesenheit eines Spions im Hause in Kenntniß, und am nämlichen Abend war er eine Leiche. Gift, merkst Du es? Sei daher klug und vorsichtig. Hüte Dich, ein verdächtiges Wort fallen zu lassen, es steht immer Jemand in der Mauer, der Dich hört.

**Dafne.** Beeile Dich doch, wir können ein andermal plaudern, unsere Dame wartet.

**Reginella** (immer noch auf dem Tische ordnend). Wenn Du Eile hast, so geh voran. Ich will Dir folgen. (Dafne geht ab und schließt die Thüre hinter sich, ohne daß Reginella es merkt.) Ich empfehle Dir Stillschweigen in diesem Palast, siehst Du, Dafne? Nur in diesem Zimmer ist man sicher. Hier wenigstens ist man in Ruhe. Hier kann man Alles sagen, was man will. Dies ist der einzige Ort, wo man reden darf ohne Besorgniß, belauscht zu werden.

(Während sie diese letzten Worte ausspricht, dreht sich ein an der Mauer rechts angebrachter Schrank um sich selbst. Homodei tritt durch die Oeffnung, ohne daß sie es gewahr wird. Der Schrank schließt sich wieder.)

**Homodei.** Dies ist der einzige Ort, wo man reden darf ohne Besorgniß, belauscht zu werden.

**Reginella** (dreht sich bestürzt um). Himmel!

**Homodei.** Stille! (Er öffnet seinen Rock und entblößt sein schwarzsammtnes Wamms, in welches die drei Buchstaben R. D. X. in Seide gestickt sind. Reginella blickt mit Schrecken auf die Buchstaben und den Mann.) Wenn irgend Jemand einen von uns gesehen hat, und irgend Jemand durch irgend ein Zeichen zu verstehen gibt, daß er uns gesehen hat, so ist er eine Leiche, ehe die Sonne untergeht. Man spricht von uns unter dem Volke, und Du wirst wissen, daß das also geschieht.

**Reginella.** Jesus mein Gott! Durch welche Thüre ist er denn hereingekommen?

**Homodei.** Durch keine.

**Reginella.** Jesus!

**Homodei.** Antworte mir auf alle meine Fragen und täusche mich nicht. Wohin führt diese Thüre?

(Er deutet auf die Flügelthüre im Hintergrund.)

**Reginella.** In das Schlafzimmer unseres gnädigsten Herrn.

**Homodei** (auf die kleine Thüre deutend). Und diese Thüre?

**Reginella.** Auf eine geheime Treppe, die mit den Gallerien des Palastes in Verbindung steht. Der gnädigste Herr allein hat den Schlüssel dazu.

**Homodei** (an die Thüre am Betschemel deutend). Und diese Thüre?

**Reginella.** In das Betzimmer der gnädigen Frau.

**Homodei.** Ist ein Ausgang in diesem Betzimmer?

**Reginella.** Nein! Das Betzimmer ist in einem Thurme. Es ist nur ein vergittertes Fenster darin.

**Homodei** (tritt an das Fenster). Was ist unterhalb dieses Fensters? Ganz gut! Achtzig Fuß senkrechte Mauer und unten die Brenta. Da ist ein Gitter überflüssig. Es ist aber eine kleine Treppe in diesem Betzimmer. Wohin führt sie?

**Reginella.** In ein Zimmer, das mein und Dafne's Zimmer ist, gnädigster Herr!

**Homodei.** Ist ein Ausgang in diesem Zimmer?

**Reginella.** Nein, gnädigster Herr! Ein vergittertes Fenster, und keine andere Thüre, als die in das Betzimmer hinabführt.

**Homodei.** So bald Deine Dame gekommen ist, gehst Du in Dein Zimmer, und bleibst dort, ohne auf etwas zu hören oder etwas zu sagen.

**Reginella.** Nach Eurem Befehl, gnädigster Herr!

**Homodei.** Wo ist Deine Gebieterin?

**Reginella.** Im Betzimmer. Sie betet.

**Homodei.** Dann wird sie hieher kommen?

**Reginella.** Ja, gnädigster Herr!

**Homodei.** Nicht vor einer halben Stunde?

**Reginella.** Nein, gnädigster Herr!

**Homodei.** Gut! Du kannst gehen. Vor Allem: Schweigen! Was hier auch geschehen mag, es geht Dich nichts an. Laß Alles geschehen, ohne ein Wort zu sagen. Die Katze spielt mit der Maus, was geht das Dich an? Du hast mich nicht gesehen, Du weißt nicht, daß ich auf Erden lebe! Verstehst Du mich? Wenn ein Wort aus Deinem Munde geht, ich höre es; wenn Du mit den Augen winkst, ich sehe es; eine Geberde, ein Zeichen, ein Händedruck, ich fühle es. Jetzt gehe.

**Reginella.** O Herr, mein Gott! Wer soll denn hier sterben?

**Homodei.** Du, wenn Du redest. (Auf einen Wink Homodei's geht sie durch die kleine Thüre bei dem Betschemel ab. Nachdem sie fort ist, geht Homodei an den Kasten, er öffnet sich und man erblickt einen dunklen Gang.) Signor Rodolfo! Jetzt könnt Ihr kommen. Neun Stufen herauf!

(Man hört Schritte auf der Treppe, welche der Kasten maskirt. Rodolfo erscheint.)

---

## Zweiter Auftritt.

**Homodei. Rodolfo,** in einen Mantel gehüllt.

**Homodei.** Tretet ein!

**Rodolfo.** Wo bin ich?

**Homodei.** Wo Ihr seid? Vielleicht auf dem Balken eines Blutgerüstes.

**Rodolfo.** Was willst Du damit sagen?

**Homodei.** Habt Ihr gehört, daß es zu Padua ein Zimmer gibt, ein furchtbares Zimmer, obgleich voll Blumen, voll Wohlgeruch und vielleicht ein Aufenthalt der Liebe, in das kein Mann

treten darf, wer er auch sei, adelig oder Unterthan, alt oder jung, denn wer nur hineintritt, wer nur die Thüre öffnet, ist des Todes schuldig.

**Rodolfo.** Ja, das Zimmer der Frau des Podesta.

**Homodei.** Richtig!

**Rodolfo.** Nun, dieses Zimmer ...

**Homodei.** Ihr seid darin.

**Rodolfo.** Bei der Frau des Podesta?

**Homodei.** Ja.

**Rodolfo.** Meine Geliebte ...

**Homodei.** Heißt Catarina Bragadini und ist das Weib von Angelo Malipieri, Podesta von Padua.

**Rodolfo.** Ist es möglich? Catarina Bragadini! Das Weib des Podesta!

**Homodei.** Wenn Ihr Furcht habt, noch ist es Zeit. Die Thüre ist noch offen, geht.

**Rodolfo.** Furcht? Für mich nicht, aber für sie. Wer haftet mir für Dich?

**Homodei.** Was Euch für mich haftet, das will ich Euch sagen, da Ihr es verlangt. Vor acht Tagen, spät in der Nacht, gingt Ihr über den Weg San-Prodocimo. Ihr wart allein. Ihr hörtet Degengeklirr und Geschrei hinter der Kirche. Ihr eiltet hinzu.

**Rodolfo.** Recht, und ich befreite einen maskirten Menschen von drei Meuchelmördern, die ihn umbringen wollten ...

**Homodei.** Und der sich entfernte, ohne Euch seinen Namen zu nennen oder zu danken. Dieser maskirte Mensch war ich. Seit dieser Nacht, Signor Ezzelino, will ich Euch wohl. Ihr kennt mich nicht, aber ich Euch. Ich suchte Euch zu dem Weibe zu bringen, das Ihr liebt. Das ist Dankbarkeit. Weiter nichts. Traut Ihr mir jetzt?

**Rodolfo.** Ja, ich traue Dir! Habe Dank! Ich fürchtete

Verrath für sie. Das Herz war mir schwer, Du machst es leicht. Du bist für immer mein Freund. Du thust mehr für mich, als ich für Dich that. Ich hätte nicht länger ohne Catarina leben können. Ich hätte mich getödtet, ich wäre auf ewig verdammt gewesen. Ich habe nur Dein Leben gerettet, Du meine ewige Seligkeit.

**Homodei.** Ihr wollt also bleiben?

**Rodolfo.** Ob ich bleiben will? Ich traue Dir, sage ich ja. Ich sehe sie wieder, eine Stunde, nur eine Minute! Weißt Du auch, was Wiedersehen ist? Wo ist sie?

**Homodei.** Dort, in ihrem Betzimmer.

**Rodolfo.** Wo werde ich sie sehen?

**Homodei.** Hier.

**Rodolfo.** Wann?

**Homodei.** In einer Viertelstunde.

**Rodolfo.** O, mein Gott!

**Homodei** (zeigt ihm nach einander alle Thüren). Merkt auf! Hier im Hintergrund ist das Schlafzimmer des Podesta. Er schläft jetzt, und Niemand wacht zu dieser Stunde im Palast, als Frau Catarina und wir. Ihr werdet, wie ich glaube, in dieser Nacht sicher sein. Das Geheimniß dieses Eingangs, das nur ich kenne, darf ich Euch nicht anvertrauen; aber morgen früh werdet Ihr leicht wegschleichen können. (Er geht in den Hintergrund.) Das also ist die Thüre des Ehemanns. Euch, Signor Rodolfo, der Ihr der Liebhaber seid, (er deutet auf das Fenster) rathe ich nicht, Euch dieses Fensters zu bedienen. In keinem Falle. Achtzig Fuß senkrechte Mauer, und unten der Fluß. Jetzt gehe ich.

**Rodolfo.** Ihr sagtet, in einer Viertelstunde?

**Homodei.** Ja!

**Rodolfo.** Wird sie allein kommen?

**Homodei.** Vielleicht nicht. Versteckt Euch eine Weile.

**Rodolfo.** Wo?

**Homodei.** Hinter dem Bette. Ah! Hier auf dem Balkon. Ihr tretet hervor, wenn es Zeit ist. Ich glaube, man schiebt die Sessel im Betzimmer. Frau Catarina wird kommen. Wir müssen uns trennen. Lebe wohl!

**Rodolfo** (am Balkon). Wer Du auch seist, nachdem Du mir diesen Dienst geleistet, verfüge über Alles, was mein ist, über Hab und Gut, über Leib und Leben!

(Er verschwindet auf dem Balkon.)

**Homodei** (auf das Vordertheil der Bühne zurückkommend, für sich). Dein Leben, mein lieber Herr, ist nicht mehr Dein.

(Er sieht nach, ob ihn Rodolfo nicht mehr sehen kann, dann zieht er einen Brief aus seinem Busen und legt ihn auf die Tafel; hierauf geht er durch den geheimen Eingang ab, der sich hinter ihm schließt. Durch die Thüre des Betzimmers treten Catarina und Dafne ein. Catarina in der Kleidung einer Edeldame von Venedig.)

---

## Dritter Auftritt.

**Catarina. Dafne. Rodolfo**, auf dem Balkon versteckt.

**Catarina.** Schon über einen Monat! Weißt Du, daß es schon über einen Monat ist, Dafne? O! Alles ist aus! Könnte ich wenigstens schlafen, so würde er mir doch im Traume erscheinen, aber der Schlaf flieht meine Augen. Wo ist Reginella?

**Dafne.** Sie ist in ihr Zimmer gegangen, um zu beten. Soll ich ihr rufen, um die gnädige Frau zu bedienen?

**Catarina.** Laß sie Gott dienen! Laß sie beten! Ich kann auch nicht mehr beten!

**Dafne.** Soll ich dieses Fenster schließen, gnädigste Frau?

**Catarina.** Das kommt daher, meine arme Dafne, weil mein Herz zu sehr leidet. Jetzt sind es fünf Wochen, fünf Ewig-

keiten, daß ich ihn nicht mehr gesehen habe! Laß das Fenster offen, ich muß Luft haben! Mein Kopf brennt. Fühle einmal! Und nie wieder werde ich ihn sehen! Ich bin eingeschlossen, gefangen, im Kerker. Alles ist aus! Dieses Zimmer betreten, ist ein todeswürdiges Verbrechen. O! ich möchte ihn nicht hier sehen. Ihn hier sehen? Ich schaudere, wenn ich nur daran denke. Herr, mein Gott! War denn diese Liebe so strafbar? Warum kam er nach Padua zurück? Warum ließ ich mich wieder durch dieses Glück verführen, das nur eine Spanne Zeit dauerte! Ich sah ihn von Zeit zu Zeit eine Stunde lang. Diese Stunde, die auf den Flügeln der Winde enteilte, war meine Lebensluft, mein Licht und meine Sonne. Jetzt ist es finster um mich her. Ich werde das Angesicht nicht mehr sehen, das die dunkle Nacht meines Lebens erhellte. O Rodolfo! Sage mir aufrichtig, Dafne, nicht wahr, Du glaubst selbst nicht, daß ich ihn je wieder sehen werde?

**Dafne.** Gnädige Frau ...

**Catarina.** Ich bin nicht wie die andern Weiber. Vergnügungen, Feste, Zerstreuungen, Alles das ist mir nichts. Seit sieben Jahren habe ich im Herzen nur Einen Gedanken, die Liebe, nur Ein Gefühl, die Liebe, nur Einen Namen, Rodolfo. Wenn ich in mein Inneres blicke, finde ich darin Rodolfo, immer Rodolfo, nichts als Rodolfo. Meine Seele ist nach seinem Bilde gemacht. So ist es, und es ist nicht anders möglich. Sieben Jahre schon liebe ich ihn, ich war damals noch ganz jung. Man stößt uns ohne Barmherzigkeit in die Ehe. Ich fürchte meinen Gatten, und kaum wage ich ein Wort an ihn zu richten. Kann man so glücklich sein? Welch ein Leben! Wenn wenigstens meine Mutter noch lebte!

**Dafne.** Verbannt alle diese traurigen Gedanken, gnädige Frau!

**Catarina.** Welche seligen Stunden verlebten wir nicht

an solchen Abenden, er und ich! Ist das ein Verbrechen, was ich Dir hier von ihm sage? Nein, nicht wahr? Mein Kummer betrübt Dich, ich will Dir das Herz nicht schwer machen. Gehe zur Ruhe!

**Dafne.** Hat die gnädige Frau? . . .

**Catarina.** Ich kann mich allein ausziehen. Schlaf wohl, meine gute Dafne!

**Dafne.** Der Himmel wache über Euch in dieser Nacht, meine gnädige Frau!

(Sie geht ab durch die Thüre des Betzimmers.)

---

## Vierter Auftritt.

### Catarina. Rodolfo.

**Catarina** (allein). Es gab einen Gesang, den sang er zu meinen Füßen mit so süßer Stimme! O, nur einen Augenblick möchte ich ihn sehen! Ich gäbe all' mein Blut dafür. Oh, diese süßen Verse! (Sie nimmt die Guitarre.) Das ist die Melodie. (Sie stimmt eine melancholische Melodie an.) Wenn ich nur die Worte noch wüßte! Das Herz aus dem Leibe wollte ich hingeben, wenn ich ihn diese Worte noch einmal singen hörte! Noch ein einziges Mal! Ohne ihn zu sehen, da unten, so weit es sein möchte! Nur seine Stimme! Seine Stimme nur möchte ich hören!

**Rodolfo** (von dem Balkon, wo er versteckt ist, singend.)

Engel und Weib,
Seele und Leib,
Himmlisches Wesen,
Irdisch erlesen!

**Catarina** (läßt die Guitarre fallen). Himmel!

**Rodolfo** (immer versteckt, singt fort).

Selig, wer betet!
Selig, wer liebet!
Betet zum Engel,
Liebet das Weib.

**Catarina.** Rodolfo!

**Rodolfo** (zeigt sich und wirft seinen Mantel hinter sich auf den Balkon.) Catarina! (Er fällt ihr zu Füßen.)

**Catarina.** Du hier? Wie! Du hier? O, mein Gott! Ich sterbe vor Freude und Schrecken. Rodolfo! Weißt Du auch, wo Du bist? Meinst Du, Du seist hier in einem Zimmer, wie jedes andere ist? Dein Kopf steht auf dem Spiele.

**Rodolfo.** Was liegt mir an meinem Kopf! Ich wäre gestorben, wenn ich Dich nicht wieder gesehen hätte. Laß mich sterben zu Deinen Füßen!

**Catarina.** Du hast wohl gethan. Ja, gleichviel, auch mein Kopf steht auf dem Spiele. Ich sehe Dich wieder, was liegt an allem Andern! Eine Stunde bei Dir, dann mag diese Decke über uns, dann mag dieser Palast, dann mag die Welt über uns einstürzen!

**Rodolfo.** Der Himmel wird uns schützen. Alles schläft in diesem Palast, ich kann gehen, wie ich gekommen bin.

**Catarina.** Wie bist Du hereingekommen?

**Rodolfo.** Ein Mann, dem ich das Leben gerettet habe .... Ich will Dir das später erzählen. Meine Mittel sind sicher.

**Catarina.** Deine Mittel sind sicher? Das ist mir genug. Sieh mich an, daß ich Dein Gesicht sehe!

**Rodolfo.** Catarina!

**Catarina.** Wir wollen nur an uns Beide denken, Du an mich, ich an Dich. Du wirst mich sehr verändert finden. Ach! Seit fünf Wochen habe ich nur geweint. Und was hast

Du gethan in dieser Zeit? Warst Du sehr betrübt über unsere Trennung? Sprich, sage mir's! Du sollst mir's sagen!

**Rodolfo.** Von Dir getrennt sein, Catarina, ist ein Flor vor den Augen, eine Leere im Herzen! Es ist das Gefühl eines täglichen Sterbens. Man ist ohne Licht in einem Kerker, ohne Stern in dunkler Nacht. Man hört auf zu denken, man lebt nicht mehr. Was ich that, fragst Du? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, was ich fühlte.

**Catarina.** So ich auch! Ja, unsere Herzen waren nicht getrennt. Ich habe Dir Vieles zu sagen. Womit soll ich beginnen? Man hat mich eingesperrt, ich darf das Haus nicht mehr verlassen. Ich habe viel gelitten. Wundere Dich nicht, daß ich Dir nicht gleich um den Hals fiel, ich war erstarrt. Als ich Deine Stimme hörte, drehte sich die Welt um mich her in ihren Angeln. Setze Dich, wie Du sonst thatest! Laß uns flüstern, wie wir pflegten! Du bleibst bis am Morgen. Dafne wird Dich hinausschaffen. Welche selige Stunden, die unser warten! Ich fürchte nichts mehr, Du hast mir Muth gegeben. Mein Herz pocht bei Deinem Anblick. Du oder das Paradies, ich wähle Dich! Dafne kann Dir sagen, wie ich um Dich weinte! Reginella auch! Sage mir, wie hast Du denn meinen Namen entdeckt? Du vermagst freilich Alles zu ergründen, was Du willst. Hast Du Mittel, wieder zu kommen?

**Rodolfo.** Ja, wie könnte ich sonst leben? Catarina, Du bezauberst mich, wenn ich Dich höre! Fürchte nichts! Diese Nacht ist so ruhig. Alles ist Liebe in uns, Alles Ruhe um uns her. Zwei Seelen, wie die unsrigen, die ineinander fließen, sind etwas Heiliges, das Gott selbst in seiner Ruhe nicht stören will! Ich liebe Dich, Du liebst mich, und wir wandeln vor Gottes Augen. Gott, Du und ich, nur wir drei wachen in dieser Nacht! Fürchte nichts!

**Catarina.** Ich fürchte nichts. Es gibt Augenblicke, wo

man Alles vergißt. Man ist glücklich, eines spiegelt sich im andern. Getrennt, mein Rodolfo, bin ich nur ein armes gefangenes Weib, Du nur ein armer Verbannter. Vereinigt, beneiden uns die Engel im Himmel. Rodolfo, man stirbt nicht vor Freude, sonst wäre ich jetzt todt! Mein Kopf wirbelt mir. Ich weiß nicht mehr, was ich mit Dir geredet habe. Weißt Du es noch? Ist es denn kein Traum? Bist Du wirklich da?

**Rodolfo.** Geliebte meines Herzens!

**Catarina.** Sprich nicht mit mir, ich will Dich nur ansehen, ich will nur daran denken, daß Du da bist! Das sind selige Augenblicke, wo man den Mann ansieht, den man liebt, und ihm mit Blicken sagt: Schweige, ich sauge Dein Bild in mich ein! Schweige, ich liebe Dich! Schweige, ich bin selig! (Er küßt ihr die Hand. Sie wendet sich um und sieht den Brief auf dem Tische.) Was ist das? Mein Gott! Da ist ein Papier, das mich schrecklich aufweckt! Ein Brief! Hast Du ihn hergelegt?

**Rodolfo.** Nein! Ohne Zweifel hat ihn der Mann hingelegt, der mit mir gekommen ist.

**Catarina.** Es ist ein Mann mit Dir hieher gekommen! Wer denn? Laß sehen! Was ist in diesem Briefe? (Sie öffnet hastig den Brief und liest:) „Es gibt Leute, die sich im Cyperwein betrinken, Andere berauschen sich in Rache. Gnädige Frau, ein Sbirre, der liebt, ist sehr klein, ein Sbirre, der sich rächt, ist sehr groß."

**Rodolfo.** Mein Gott! Was soll das heißen?

**Catarina.** Ich kenne die Handschrift. Es ist ein schändlicher Mensch, der es wagte, mich zu lieben, es mir zu sagen, einmal zu mir zu kommen, und den ich fortjagen ließ. Dieser Mensch heißt Homodei.

**Rodolfo.** Wirklich!

**Catarina.** Er ist ein Spion des Rathes der Zehn.

**Rodolfo.** Himmel!

**Catarina.** Man hat uns eine Falle gelegt, wir sind verloren! (Sie geht auf den Balkon und sieht nach.) Mein Gott!

**Rodolfo.** Was ist's?

**Catarina.** Lösche diese Kerze aus, geschwind!

**Rodolfo** (löscht die Kerze aus). Was ist Dir?

**Catarina.** Die Gallerie gegen der Brücke Molino ...

**Rodolfo.** Nun?

**Catarina.** Ich sah dort ein Licht erscheinen und verschwinden.

**Rodolfo.** Thor, der ich war! Catarina, ich ziehe Dich mit in meinen Untergang.

**Catarina.** Rodolfo, ich hätte Dich gesucht, wie Du mich. (Sie horcht an der kleinen Thüre im Hintergrund.) Stille! Aufgepaßt! Ich höre Geräusch im Gang. Man öffnet eine Pforte! Ich höre Tritte! Wo bist Du hereingekommen?

**Rodolfo.** Durch eine geheime Thüre, die dieser Teufel wieder hinter sich geschlossen hat.

**Catarina.** Was beginnen?

**Rodolfo.** Diese Thüre? ...

**Catarina.** Sie führt in das Zimmer meines Gatten!

**Rodolfo.** Das Fenster? ...

**Catarina.** Ein Abgrund!

**Rodolfo.** Diese Thüre da?

**Catarina.** Mein Betzimmer, das keinen Ausgang hat! Kein Mittel zur Flucht! Gleichviel, gehe hinein! (Sie öffnet das Betzimmer. Rodolfo eilt hinein. Sie schließt hinter ihm.) Ich will doppelt schließen. (Sie versteckt den Schlüssel in ihren Busen.) Wer weiß, was geschieht? Er möchte mir vielleicht zu Hülfe kommen wollen. Er würde in sein Verderben eilen! (Sie geht an die kleine Thüre im Hintergrund.) Ich höre nichts mehr. Doch! Es sind Fußtritte. Jetzt hält es. Gewiß um zu horchen. Ich will mich schlafend stellen. (Sie zieht ihr Oberkleid aus und wirft sich aufs Bett.) Gott,

wie ich zittere! Man steckt einen Schlüssel in das Schloß! Oh! Ich will nicht sehen, wer kommt!

(Sie zieht die Bettvorhänge vor. Die Thüre öffnet sich.)

---

## Fünfter Auftritt.

### Catarina. Tisbe.

(Tisbe, bleich, eine Lampe in der Hand, tritt ein. Sie schreitet langsam vor und blickt überall herum. Nachdem sie an den Tisch getreten ist, untersucht sie die Kerze, die eben ausgelöscht worden ist.)

**Tisbe.** Diese Wachskerze raucht noch. (Sie wendet sich, sieht das Bett, läuft darauf zu und zieht den Vorhang weg.) Sie ist allein; sie stellt sich schlafend. (Sie macht die Runde in dem Zimmer und untersucht die Thüren und die Mauer). Das ist die Thüre des Ehegatten. (Sie drückt mit flacher Hand auf die Thüre des Betzimmers, die in der Tapete maskirt ist.) Hier ist eine Thüre.

(Catarina hat sich aufrecht gesetzt und sieht ihr staunend zu.)

**Catarina.** Was soll das heißen?

**Tisbe.** Was das heißen soll? Das will ich Euch gleich sagen. Hier steht die Maitresse des Podesta, die das Schicksal der Frau des Podesta in ihren Händen hat.

**Catarina.** Himmel!

**Tisbe.** Was das heißen soll? Hier steht eine Komödiantin, eine Theaterprinzessin, eine Gauklerin, wie Ihr uns nennt, die eine große Dame, ein verheirathetes Weib, eine hochachtbare Frau, eine Tugend, in ihren Händen, in ihren Klauen, zwischen ihren Zähnen hat! Die aus dieser großen Dame, welche in den Augen der Welt rein ist wie Gold, machen kann, was ihr beliebt, und die diese Dame in Stücke reißen und in Fetzen zerschneiden will! Ah! Ihr vornehmen Damen, ich weiß nicht, was Euch noch begegnen wird, aber das weiß ich

gewiß, daß ich eine von Euch in meinen Händen, unter meinen Füßen habe, daß ich sie nicht lassen werde, und daß es besser für sie gewesen wäre, das Angesicht des Teufels zu sehen, als das meinige! Hört einmal, Frau, Ihr seid verdammt keck, daß Ihr die Augen zu mir zu erheben wagt, während Ihr einen Liebhaber bei Euch habt!

**Catarina.** Madame! ...

**Tisbe.** Einen Liebhaber, der sich versteckt hat!

**Catarina.** Ihr irrt Euch! ...

**Tisbe.** Nur nicht geläugnet! Er war da. Eure Plätze sind noch durch Eure Sessel bezeichnet. Ihr hättet sie wenigstens wegstellen sollen. Und was sagtet Ihr Euch? Tausend süße Dinge, nicht wahr? Tausend Artigkeiten, nicht wahr? Ich liebe dich! Ich bete dich an! Ich bin ganz dein! ... Rührt mich nicht an, Madame!

**Catarina.** Ich kann nicht begreifen ...

**Tisbe.** Ah! Ihr großen Damen! Ihr seid kein Haar besser, als wir Theaterprinzessinnen! Was wir einem Mann am hellen Tage laut sagen, das flüstert Ihr ihm verschämt bei Nacht zu. Nur die Stunden sind anders eingetheilt. Wir nehmen Euch Eure Männer, Ihr uns unsere Liebhaber. Das ist ein Kampf. So wollen wir denn kämpfen! Ah! Schminke, Heuchelei, Verrath, Tugendäfferei — so seid ihr falschen Weiber! Nein, bei Gott, Ihr seid weniger werth, als wir! Wir täuschen Niemand, Ihr Jedermann, Eure Familien, Eure Männer, Ihr würdet unseren Herrgott belügen, wenn Ihr könntet! O, diese tugendhaften Weiber, die verschleiert über die Straße gehen! Sie gehen in die Kirche! Macht doch Spaliere vor ihnen, bückt euch, werft euch nieder! Nein, macht keine Spaliere, bückt euch nicht, werft euch nicht nieder, geht auf sie zu, reißt ihnen den Schleier ab, unter dem Schleier ist eine Maske, reißt die Maske ab, unter der Maske ist ein Mund, der lügt! Seht mich an! Ich bin

die Maitresse des Podesta und Ihr sein Weib, und ich will Euch verderben!

**Catarina.** Großer Gott!

**Tisbe.** Wo ist er?

**Catarina.** Wer?

**Tisbe.** Er!

**Catarina.** Ich bin allein hier, gewiß allein, ganz allein. Ich verstehe nichts von Allem dem, was Ihr mich fragt. Ich kenne Euch nicht, aber Eure Worte erfüllen mich mit Schrecken. Ich weiß nicht, was ich Euch gethan habe. Ich kann nicht glauben, daß Ihr bei Allem diesem ein Interesse . . .

**Tisbe.** Ob ich hiebei ein Interesse habe? Das will ich meinen! Und Ihr zweifelt daran? Diese tugendhaften Weiber glauben doch an gar nichts! Hätte ich mit Euch gesprochen, wie ich sprach, wenn ich nicht die Wuth im Herzen hätte? Was liegt mir an Allem dem, was ich Euch sagte, was liegt mir daran, daß Ihr eine große Dame seid und ich eine Komödiantin! Daran liegt mir nichts, ich bin so schön als Ihr! Ich trage den Haß in meiner Brust, sage ich Dir, und ich will Dich beschimpfen, so viel ich vermag. Wo ist dieser Mensch? Den Namen dieses Menschen? Ich will diesen Menschen sehen. Oh! Wenn ich daran denke, daß sie sich schlafend stellte! Das ist wahrhaft schändlich!

**Catarina.** O Herr mein Gott! Was soll aus mir werden? Im Namen des Himmels, wenn Ihr wüßtet . . . .

**Tisbe.** Ich weiß, daß da eine Thüre ist. Ich bin überzeugt, daß er da ist.

**Catarina.** Da ist mein Betzimmer. Sonst nichts. Es ist Niemand darin, das schwöre ich Euch. Wenn Ihr wüßtet! Man hat mich bei Euch verleumdet. Ich lebe zurückgezogen, einsam, Jedermann verborgen . . . .

**Tisbe.** Der Schleier!

**Catarina.** Es ist mein Betzimmer, schwöre ich Euch. Es ist nichts darin, als mein Betstuhl und mein Gebetbuch ...

**Tisbe.** Die Maske!

**Catarina.** Ich schwöre Euch, daß Niemand darin verborgen ist.

**Tisbe.** Der Mund, der lügt!

**Catarina.** Madame! ....

**Tisbe.** So ist es. Es ist thöricht von Euch, daß Euer Mund solche Worte spricht, während die Schuld und Furcht vor Strafe auf Eurem Angesicht zu lesen sind. Ihr läugnet nicht frech genug. Nehmt Euch zusammen, werdet zornig, wenn Ihr es wagt, spielt die beleidigte Tugend! (Sie wird plötzlich den Mantel gewahr, der am Balkon hängen geblieben ist, läuft hin und hebt ihn auf.) Jetzt läugne noch, wenn Du kannst. Hier ist sein Mantel.

**Catarina.** Himmel!

**Tisbe.** Nein, es ist kein Mantel, nicht wahr? Es ist nicht der Mantel eines Mannes? Zum Unglück kann man nicht erkennen, wem er gehört, denn diese Mäntel gleichen sich alle. Wem gehört er? Sagt mir den Namen dieses Mannes!

**Catarina.** Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt.

**Tisbe.** Es ist Euer Betzimmer? So öffnet es mir!

**Catarina.** Warum?

**Tisbe.** Ich will auch beten. Oeffnet!

**Catarina.** Ich habe den Schlüssel verloren.

**Tisbe.** So öffnet doch.

**Catarina.** Ich weiß nicht, wer den Schlüssel hat.

**Tisbe.** Ah! Euer Gatte hat ihn. Gnädigster Herr! Herr Angelo! Angelo! Angelo! (Sie will der Flügelthüre im Hintergrund zulaufen. Catarina wirft sich vor ihr nieder.)

**Catarina.** Nein! Ihr sollt nicht an diese Thüre gehen. Geht nicht hin. Was habe ich Euch denn gethan? Was habt Ihr gegen mich, daß Ihr mich verderben wollt? Habt Mitleid!

Haltet ein! Ihr sollt Alles erfahren! Seit Ihr da seid, bin ich so verwirrt, so erschrocken, und dann Eure Worte, ich habe nicht Alles verstanden. Ihr sagtet mir, Ihr seiet eine Komödiantin, und ich sei eine große Dame, ich weiß es nicht mehr recht; ich schwöre Euch, es ist Niemand da! Ihr habt mir nichts von diesem Sbirren gesagt, und ganz gewiß ist der an Allem Schuld; es ist ein abscheulicher Mensch, der Euch getäuscht hat, ein Spion. Einem Spion glaubt man nicht. Hört mich nur einen Augenblick an. Weiber sind nicht so hart, wie Männer. Barmherzigkeit! Ihr seid zu schön, um grausam sein zu können. Ich sage Euch also, daß es dieser elende Mensch, dieser Spion, dieser Sbirre ist; jetzt verstehen wir uns; es würde Euch später reuen, wenn Ihr an meinem Tode Schuld wäret. Weckt meinen Mann nicht auf! Er würde mich tödten lassen. Wenn Ihr meine Lage kenntet, würdet Ihr mich bedauern. Ich bin nicht strafbar, nicht sehr strafbar, gewiß und wahrhaftig! Ich war vielleicht etwas unbesonnen, aber ich habe ja keine Mutter mehr, daher kommt es. Ich gestehe Euch, daß ich keine Mutter mehr habe. Gnade! Barmherzigkeit! Geht nicht an diese Thüre! Ich bitte Euch darum! Ich bitte Euch! Ich bitte Euch!

**Tisbe.** Es ist aus! Nein! Ich will nichts mehr hören! Ich höre nichts mehr! Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!

**Catarina.** Halt ein! O Gott! Halt ein! Wißt Ihr denn nicht, daß er mich tödten wird? Laßt mir nur noch einen Augenblick, einen kleinen Augenblick, daß ich beten kann! Ich will hier niederknien .... (Sie deutet auf das kupferne Crucifix oberhalb des Betschemels.) ..... Hier vor diesem Crucifix. (Tisbe's Auge bleibt auf dem Crucifix haften.) Betet mit mir! Und dann, wenn Ihr dann immer noch meinen Tod wollt, wenn Euch Gott keinen andern Gedanken eingibt, dann thut, was Ihr wollt.

**Tisbe** (stürzt sich auf das Crucifix und reißt es von der Mauer herab). Was ist das, dieses Crucifix da? Woher habt Ihr es? Wer hat es Euch gegeben?

**Catarina.** Was? Dieses Crucifix? O! Ich bin vernichtet! Warum befragt Ihr mich über dieses Crucifix?

**Tisbe.** Wie kam es in Eure Hände? Sprecht geschwind!

(Das Licht ist auf einem Credenztische bei dem Balkon stehen geblieben. Sie geht dahin und betrachtet das Crucifix näher. Catarina folgt ihr.)

**Catarina.** Je nun, ein Weib . . . Ihr betrachtet den Namen, der unten steht, es ist ein Name, den ich nicht kenne, Tisbe, glaube ich . . . . . Ein armes Weib wollte man hinrichten lassen. Ich bat um ihre Begnadigung. Da Derjenige, der das Urtheil gefällt hatte, mein Vater war, so wurde sie mir bewilligt. Es war zu Brescia. Ich war noch ein Kind. O! Habt Mitleid mit mir, stürzt mich nicht ins Verderben! Dann gab mir das Weib dieses Crucifix und sagte mir, daß es mir Glück bringen werde. Das ist Alles. Ich versichere Euch, daß das Alles ist. Aber was liegt Euch daran? Wozu unnütze Worte verlieren! O! Ich bin ganz erschöpft!

**Tisbe** (für sich). Meine Mutter!

(Die Flügelthüre im Hintergrund öffnet sich. Angelo, im Schlafrock, tritt auf.)

**Catarina** (auf das Vordertheil der Bühne zurückkehrend). Mein Gemahl! Ich bin verloren!

---

## Sechster Auftritt.

### Catarina. Tisbe. Angelo.

**Angelo** (ohne Tisbe zu sehen, die beim Balkon geblieben ist). Was ist das, Madame? Es scheint mir, daß ich Geräusch bei Euch gehört habe.

**Catarina.** Mein Herr! ....

**Angelo.** Wie kommt es, daß Ihr zu dieser Stunde noch nicht zu Bette seid?

**Catarina.** Weil ....

**Angelo.** Mein Gott! Ihr zittert ja! Es ist irgend Jemand bei Euch, Madame!

**Tisbe** (aus dem Hintergrund tretend). Ja, gnädigster Herr! Ich!

**Angelo.** Ihr, Tisbe!

**Tisbe.** Ja, ich!

**Angelo.** Ihr hier! Mitten in der Nacht! Wie kommt es, daß Ihr hier seid, hier zu dieser Stunde, und daß Madame ....

**Tisbe.** Und daß Madame so zittert? Das will ich Euch sagen, gnädigster Herr. Hört! Es ist der Mühe werth.

**Catarina** (für sich). Jetzt bin ich verloren!

**Tisbe.** Mit zwei Worten also: Ihr solltet morgen früh ermordet werden.

**Angelo.** Ich?

**Tisbe.** Während Ihr Euch von Eurem Palast in den meinigen begeben hättet. Ihr wißt, daß Ihr Morgens gewöhnlich allein geht. Ich wurde gewarnt, als es schon Nacht war, und ich eilte hieher, um Eurer Gemahlin die Nachricht mitzutheilen, damit sie Euch morgen frühe nicht ausgehen lasse. Darum bin ich hier, hier mitten in der Nacht, und darum zittert Madame.

**Catarina** (für sich). Großer Gott! Was ist es mit diesem Weibe?

**Angelo.** Ist es möglich? Aber ich wundere mich nicht darüber. Ihr seht, daß ich Recht hatte, als ich Euch sagte, daß ich stets von Gefahren umgeben sei. Wer hat Euch diese Nachricht mitgetheilt?

**Tisbe.** Ein Unbekannter, dem ich vor allen Dingen ver-

sprechen mußte, ihn nicht festzuhalten. Ich hielt mein Versprechen.

**Angelo.** Ihr hättet es nicht halten sollen. Man verspricht Alles, aber man hält nichts. Wie konntet Ihr in den Palast gelangen?

**Tisbe.** Der Mensch brachte mich herein. Er öffnete eine kleine Thüre, die unter der Brücke Molino ist.

**Angelo.** Seht Ihr das! Und um bis hieher zu gelangen?

**Tisbe.** Je nun! Habt Ihr den Schlüssel vergessen, den Ihr mir selbst gegeben habt?

**Angelo.** Ich erinnere mich nicht, Euch gesagt zu haben, daß er dieses Zimmer öffne.

**Tisbe.** Ihr müßt es wieder vergessen haben.

**Angelo** (sieht den Mantel). Was ist das für ein Mantel?

**Tisbe.** Diesen Mantel hat mir der Mensch geliehen, um in den Palast gelangen zu können. Ich hatte auch den Hut, ich weiß nicht mehr, was ich damit angefangen habe.

**Angelo.** Wenn ich daran denke, daß solche Menschen nach Gefallen bei mir aus und eingehen! Welches Leben muß ich führen! Ich bin immer zwischen Thüre und Angel. Und sagt mir, Tisbe . . .

**Tisbe.** Verschiebt die übrigen Fragen auf morgen, gnädigster Herr! Für diese Nacht ist Euer Leben gerettet, Ihr könnt zufrieden sein. Und Ihr dankt uns nicht einmal, Madame und mir!

**Angelo.** Verzeihung, Tisbe!

**Tisbe.** Meine Sänfte wartet unten auf mich. Wollt Ihr mich dahin geleiten? Wir wollen Madame jetzt schlafen lassen.

**Angelo.** Zu Euern Befehlen, Donna Tisbe. Wir wollen durch mein Zimmer gehen, wenn es Euch gefällig ist, daß ich meinen Degen nehmen kann. (Unter die Flügelthüre tretend.) Holla! Lichter!

**Tisbe** (führt Catarina auf dem Vordertheil der Bühne bei Seite). Laßt ihn entkommen, sogleich! Wo ich hereingekommen bin. Hier ist der Schlüssel. (Sich gegen das Betzimmer wendend.) Oh! diese Thüre! Was ich leide! Nicht einmal gewiß zu wissen, ob er es wirklich ist!

**Angelo** (zurückkommend). Ich bin bereit, Madame!

**Tisbe** (für sich). Oh! Wenn ich ihn nur hinausgehen sehen könnte! Kein Mittel! Ich muß fort! O! (Zu Angelo.) Kommt, gnädigster Herr!

**Catarina** (sieht ihnen nach). Wache ich oder ist es ein Traum?

---

# Dritter Tag.

# Weiß für Schwarz.

# Personen.

Angelo Malipieri.
Catarina.
Tisbe.
Rodolfo.
Der Decan von St. Anton zu Padua.
Der Erzpriester.
Ein Thürsteher.
Zwei Schaarwächter.

---

# Dritter Tag.

## Erste Abtheilung.

Catarina's Zimmer. Die Vorhänge der Estrade, auf welcher das Bett steht, sind geschlossen.

---

### Erster Auftritt.

Angelo. Zwei Priester.

**Angelo** (zu dem ersten der beiden Priester). Herr Decan von St. Anton zu Padua, laßt alsbald das Schiff, den Chor und den Hauptaltar Eurer Kirche schwarz behängen! In zwei Stunden ... in zwei Stunden habt Ihr daselbst förmlichen Gottesdienst zu halten für die Ruhe der Seele einer erlauchten Person, die um diese Zeit sterben wird. Ihr werdet mit dem ganzen Kapitel diesem Gottesdienst anwohnen. Ihr werdet die Reliquien der Heiligen auslegen. Ihr werdet dreihundert weiße Wachskerzen anzünden lassen, wie für Königinnen geschieht. An sechshundert Arme sollen Jedem ein Silberdukaten und eine goldene Zechine ausgetheilt werden. Ihr werdet die schwarze Behängung mit nichts Anderem verzieren, als mit dem Wappen der Malipieri und dem Wappen der Bragadini. Das Wappen der Malipieri ist eine goldene Adlerkralle, das Wappen der Bragadini ein rothes Kreuz von Silber und Azur.

**Der Decan.** Erlauchter Podesta! ...

**Angelo.** Steigt alsbald mit Eurem ganzen Clerus, Kreuz und Fahne voran, in das Grabgewölbe dieses herzoglichen

tige Dinge. Ich sagte es Euch ja, in meinem Leben jeden Tag eine Falle, jeden Tag ein Verrath, jeden Tag ein Dolchstich zu empfangen oder ein Kopf unter das Beil zu legen! Mit zwei Worten also: Mein Weib hat einen Liebhaber.

**Tisbe.** Der heißt . . . ?

**Angelo.** Der diese Nacht bei ihr war, als wir hier gewesen sind.

**Tisbe.** Der heißt . . . . ?

**Angelo.** Hört, auf welche Weise die Sache entdeckt worden ist. Ein Mensch, ein Spion des Raths der Zehn . . . Ich muß vorausschicken, daß die Spione des Raths der Zehn uns Podestas des festen Landes gegenüber in einer sonderbaren Lage sind. Der Rath der Zehn verbietet ihnen, uns zu schreiben, mit uns zu sprechen, irgend einen Verkehr mit uns zu haben, bis zu dem Tage, wo sie beauftragt werden, uns zu verhaften . . . . Einer dieser Spione nun wurde diesen Morgen am Ufer des Flusses, bei der Brücke Altina, durch einen Dolchstich ermordet gefunden. Zwei Schaarwächter haben ihn gefunden. War es ein Duell, war es ein Meuchelmord? Man weiß es nicht. Dieser Sbirre konnte nur noch einige Worte sprechen. Er starb. Es ist ein Unglück, daß er so schnell gestorben ist. In dem Augenblicke, wo er sich getroffen fühlte, hatte er, wie es scheint, noch die Geistesgegenwart, ein Schreiben bei sich zu verbergen, das er ohne Zweifel aufgefangen hatte, und welches er den beiden Schaarwächtern für mich übergab. Diese beiden Leute nun überbrachten mir jenes Schreiben. Es ist ein Brief eines Liebhabers an mein Weib.

**Tisbe.** Der heißt . . . ?

**Angelo.** Der Brief ist nicht unterzeichnet. Ihr wollt den Namen des Liebhabers wissen? Ich bin eben deßhalb in Verlegenheit. Der Ermordete hat allerdings diesen Namen den beiden Schaarwächtern gesagt; aber die Dummköpfe haben ihn

vergessen. Sie können sich seiner nicht mehr entsinnen. Sie sind unter sich nicht einig über diesen Namen. Der eine sagt: Roderigo; der andere: Pandolfo.

**Tisbe.** Und der Brief, habt Ihr ihn da?

**Angelo** (in seinen Busen greifend). Ja, ich habe ihn bei mir. Eben, um ihn Euch zu zeigen, ließ ich Euch kommen. Wenn Ihr zufälligerweise die Handschrift kenntet, so würdet Ihr es mir sagen. (Er zieht den Brief heraus.) Hier ist er!

**Tisbe.** Gebt her!

**Angelo** (zerknittert den Brief in seinen Händen). Es ist zum Rasendwerden, Tisbe! Es gibt einen Mann, der es wagte, seine Augen zu dem Weibe eines Malipieri zu erheben! Es gibt einen Mann, der es wagte, das goldene Buch von Venedig auf seinem schönsten Blatte, auf dem Blatte, wo mein Name steht, zu besudeln! Den Namen Malipieri! Es gibt einen Mann, der heute Nacht in diesem Zimmer war, der vielleicht auf der Stelle stand, wo ich jetzt stehe! Es gibt einen Elenden, der diesen Brief geschrieben hat, und ich habe ihn nicht, ich halte ihn nicht fest, ich kann meine Schmach nicht in seinem Blute abwaschen! Oh! Um zu wissen, wer diesen Brief geschrieben hat, gäbe ich den Degen meines Vaters, zehn Jahre meines Lebens, meine rechte Hand!

**Tisbe.** So zeigt mir doch diesen Brief!

**Angelo** (reicht ihr den Brief dar). Hier ist er!

**Tisbe** (macht den Brief auf und wirft einen Blick hinein, für sich). Es ist Rodolfo!

**Angelo.** Kennt Ihr die Hand?

**Tisbe.** Laßt mich doch erst lesen! (Sie liest.) „Catarina, Geliebte meines Herzens, Du siehst jetzt, daß Gott mit uns ist. Ein Wunder hat uns diese Nacht aus den Händen Deines Mannes und dieses Weibes gerettet . . . (Für sich.) Dieses Weibes! (Sie fährt fort zu lesen.) Ich liebe Dich, meine Cata-

rina! Du bist das einzige Weib, das ich je liebte. Fürchte nichts für mich, ich bin in Sicherheit."

**Angelo.** Nun, kennt Ihr die Handschrift?

**Tisbe** (gibt ihm den Brief zurück). Nein, gnädigster Herr!

**Angelo.** Nein, nicht wahr? Und was sagt Ihr zu diesem Brief? Er kann von Niemand sein, der erst seit Kurzem in Padua ist. Das ist die Sprache einer älteren Liebe. Oh! Ich will die ganze Stadt umkehren! Ich muß, ich will diesen Menschen haben! Was rathet Ihr mir, Tisbe?

**Tisbe.** Sucht ihn!

**Angelo.** Ich habe Befehl ertheilt, daß heute Niemand in den Palast eingelassen wird, als Ihr und Euer Bruder, dessen Ihr vielleicht bedürft. Alle Anderen sollen verhaftet und vor mich gebracht werden. Ich werde sie selbst verhören. Inzwischen habe ich die Hälfte meiner Rache unter den Händen, und diese will ich nicht fahren lassen.

**Tisbe.** Wie?

**Angelo.** Mein Weib muß sterben.

**Tisbe.** Euer Weib?

**Angelo.** Alles ist bereit. Ehe eine Stunde vergeht, wird Catarina Bragadini enthauptet sein, wie es sich gebührt.

**Tisbe.** Enthauptet?

**Angelo.** In diesem Zimmer.

**Tisbe.** In diesem Zimmer?

**Angelo.** Hört! Mein beflecktes Ehebett verwandelt sich in ein Grab. Dieses Weib muß sterben. Es ist fest beschlossen. Mein Entschluß ist bei kaltem Blute gefaßt und unerschütterlich. Da hilft kein Bitten und Flehen. Wenn mein bester Freund für sie bäte, so würde ich meinem besten Freunde nicht mehr trauen. So ist es! So bleibt es! Wir wollen ruhig darüber reden. Ihr müßt wissen, Tisbe, daß ich dieses Weib hasse. Dieses Weib, das ich aus Familienrücksichten geheirathet habe,

weil meine Glücksumstände durch Gesandtschaften zerrüttet waren, und weil mein Oheim, der Bischof von Castello, diese Verbindung wünschte! Dieses Weib, das in meiner Gegenwart immer so traurig und bedrückt dreinschaute! Dieses Weib, das mir keine Kinder gab! Und der Haß liegt in unserem Blute, in unserer Familie, in unsern Traditionen. Ein Malipieri muß immer Jemand hassen. Eher nicht, als an dem Tage, wo der eherne Löwe von St. Marcus von seiner Säule wegfliegen wird, wird der Haß seine ehernen Flügel entfalten und das Herz der Malipieri verlassen. Mein Großvater haßte den Marquis Azzo und ließ ihn zur Nachtzeit in den Brunnen der Wasserstadt ertränken; mein Vater haßte den Prokurator Badoër und ließ ihn bei einem Gastmahl der Königin Cornaro vergiften. Ich, ich hasse dieses Weib. Ich hätte ihr kein Leid angethan, aber jetzt ist sie strafbar. Daran ist sie selbst Schuld. Sie soll gestraft werden. Ich bin vielleicht um nichts besser als sie, aber gleichviel, sie muß sterben. Es ist eine Nothwendigkeit, ein unabänderlicher Entschluß. Ich sage Euch noch einmal, dieses Weib muß sterben. Gnade für dieses Weib! Und würden die Gebeine meiner Mutter für sie um Gnade rufen, es wäre vergebens.

**Tisbe.** Erlaubt Euch denn der erlauchte Senat von Venedig?...

**Angelo.** Alles, wenn es sich um Strafe handelt, nichts was Gnade heißt.

**Tisbe.** Aber die Familie Bragadini, die Familie Eures Weibes? . . .

**Angelo.** Die wird es mir danken.

**Tisbe.** Euer Entschluß ist also fest und unwiderruflich? Sie soll sterben? Wohl! Ihr habt Recht. Da aber Alles noch ein Geheimniß ist, da kein Name genannt wurde, könntet Ihr nicht ihr den Tod von Henkershand, diesem Palast einen Blutflecken, Euch das öffentliche Gerede ersparen? Der Nachrichter ist ein Zeuge, und *ein* Zeuge ist hier zu viel.

**Angelo.** Allerdings! Gift wäre besser. Aber man müßte ein schnelles Gift haben, und, Ihr mögt es mir nun glauben oder nicht, ich habe hier kein solches Gift.

**Tisbe.** Ich habe.

**Angelo.** Wo?

**Tisbe.** Zu Hause.

**Angelo.** Was für ein Gift?

**Tisbe.** Das Gift Malaspina. Ihr werdet Euch erinnern, jene Büchse, welche mir der Abt von St. Marcus geschickt hat.

**Angelo.** Richtig, Ihr habt mir schon davon gesagt. Das ist ein sicheres und schnelles Gift. Ihr habt Recht, die Sache kann unter uns bleiben. Das ist besser. Hört, Tisbe! Ich setze alles Vertrauen in Euch. Ihr werdet einsehen, daß das, was ich thun muß, gesetzmäßig ist. Ich räche meine beleidigte Ehre, und jeder Ehemann würde dasselbe thun. Es ist eine schwierige Sache, und ich kann mich hier nur auf Euch verlassen. Schneller Tod und Geheimniß liegen im Interesse dieses Weibes, wie in dem meinigen. Steht mir bei! Ich bedarf Euer. Wollt Ihr mir beistehen?

**Tisbe.** Ja!

**Angelo.** Dieses Weib soll von der Erde verschwinden, ohne daß Jemand weiß wie und warum. Ein Grab wird gegraben, eine Todtenmesse wird gelesen, und Niemand weiß für wen. Den Leichnam lasse ich durch die beiden Schaarwächter wegtragen, die ich noch in meinem Gewahrsam habe. Ihr habt Recht, Alles soll im Verborgenen geschehen. Laßt dieses Gift holen!

**Tisbe.** Ich allein weiß, wo es ist. Ich will es selbst holen.

**Angelo.** Geht, ich erwarte Euch hier! (Tisbe ab.) Ja, so ist es besser! Das Verbrechen geschah im Dunkeln, die Strafe

soll auch geheim sein. (Die Thüre des Betzimmers öffnet sich. Der Erzpriester, mit gesenktem Haupte und über die Brust gekreuzten Armen, tritt heraus. Er geht langsam durch das Zimmer. Als er eben durch die Flügelthüre abgehen will, wendet sich Angelo ihm zu.) Ist sie bereit?

**Der Erzpriester.** Ja, gnädigster Herr.

(Er geht ab. Catarina erscheint auf der Schwelle des Betzimmers.)

---

## Vierter Auftritt.

### Catarina. Angelo Malipieri.

**Catarina.** Bereit! Wozu?

**Angelo.** Zum Tode.

**Catarina.** Zum Tode! Sterben! So ist es also wahr? Ist es denn möglich? Oh! Ich kann diesen Gedanken nicht fassen! Sterben! Nein, ich bin nicht bereit, nicht bereit, nicht bereit!

**Angelo.** Wie viele Zeit braucht Ihr, Euch vorzubereiten?

**Catarina.** Oh! Das weiß ich nicht, lange, lange Zeit!

**Angelo.** Fehlt es Euch an Muth zu sterben?

**Catarina.** Plötzlich so sterben! Was habe ich denn gethan, das den Tod verdiente? Nur noch einen Tag! Nein, mehr als einen Tag! Ich fühle, daß ich morgen ebenso wenig Muth hätte. Ich will leben! Laßt mir das Leben! Steckt mich in ein Kloster! Ist es denn unmöglich, daß Ihr mich am Leben laßt?

**Angelo.** Doch, unter einer Bedingung, die ich Euch schon sagte.

**Catarina.** Unter welcher Bedingung? Ich erinnere mich nicht mehr.

**Angelo.** Wer hat diesen Brief geschrieben? Sagt es mir! Nennt mir den Menschen! Liefert ihn mir aus!

**Catarina** (die Hände ringend). Mein Gott!

**Angelo.** Wenn Ihr mir diesen Menschen in die Hände

liefert, lasse ich Euch das Leben. Das Schaffot für ihn, für Euch das Kloster! Entschließt Euch!

**Catarina.** Mein Gott!

**Angelo.** Antwortet!

**Catarina.** Was soll ich antworten! Mein Gott!

**Angelo.** Entschließt Euch!

**Catarina.** Es hat mich gefroren in diesem Betzimmer. Es friert mich sehr.

**Angelo.** Hört! Ich will gnädig gegen Euch sein. Ich gebe Euch eine Stunde Bedenkzeit. Eine Stunde lang lasse ich Euch hier allein. Benützt diese Stunde und besinnt Euch wohl. Ich lege den Brief auf den Tisch. Schreibt den Namen des Mannes darunter, und Ihr seid gerettet. Catarina Bragadini! Es ist ein steinerner Mund, der zu Euch spricht: Liefert diesen Mann in meine Hände, oder sterbt! Ich gebe Euch noch eine Stunde, die letzte!

**Catarina.** Oh! Nur einen Tag!

**Angelo.** Eine Stunde! (Er geht ab.)

---

## Fünfter Auftritt.

Catarina allein.

**Catarina.** Diese Thüre ... (Sie geht an die Thüre.) Oh! Er schließt sie mit dem Riegel, ich höre es! (Sie geht an das Fenster.) Dieses Fenster ... (Sie sieht hinaus.) Oh! Das ist hoch! (Sie fällt auf einen Sessel.) Sterben! Gott! mein Gott! Welch furchtbarer Gedanke, und wie plötzlich! Nur noch eine Stunde! Wie furchtbar tönt es in meinen Ohren: Nur noch eine Stunde, dann der kalte Tod! Alle meine Glieder schmerzen mich! Meine Gebeine sind zerschlagen! Dieser Sessel ist so hart! (Sie steht auf.) Im Bette würde ich besser ruhen. Nur einen Augenblick

Ruhe! (Sie geht an ihr Bett.) Nur einen Augenblick Ruhe! Weicht von mir, ihr finstern Mächte! (Sie zieht den Vorhang auf und bebt zurück. An der Stelle des Bettes ist ein mit schwarzem Tuche behängter Block und darauf ein Henkerbeil.) Himmel! Was sehe ich da? das ist entsetzlich! (Sie schließt den Vorhang mit einer krampfhaften Bewegung.) Oh! Ich will es nicht mehr sehen! O mein Gott! Das wartet auf mich, das! O mein Gott! Ich bin allein mit diesem da! (Sie schleppt sich bis zum Lehnstuhl.) Jetzt ist es hinter mir! Hinter mir! Ich wage nicht den Kopf zu drehen! Gnade! Gnade! Ah! Es ist kein Traum, es ist Wirklichkeit! Dort hinter jenem Vorhang!

(Die kleine Thüre im Hintergrund öffnet sich. Man erblickt Rodolfo.)

---

## Sechster Auftritt.

Catarina. Rodolfo.

**Catarina** (für sich). Himmel! Rodolfo!

**Rodolfo** (eilt herbei). Catarina! Ich bin es! Nur einen Augenblick! Du bist allein. Welches Glück! Du bist ja so bleich! Was ist Dir? Du scheinst mir so verwirrt!

**Catarina.** Ist es denn ein Wunder? Welche Unbesonnenheit! Jetzt am hellen Tage hieher zu kommen!

**Rodolfo.** Ach! Ich war zu sehr in Unruhe. Ich konnte es nicht länger aushalten.

**Catarina.** Unruhig! Worüber?

**Rodolfo.** Ich will es Dir sagen, Geliebte! . . . Wie glücklich bin ich, Dich so ruhig zu finden!

**Catarina.** Wie bist Du hereingekommen?

**Rodolfo.** Der Schlüssel, den Du mir selbst gegeben hast.

**Catarina.** Ich weiß wohl, aber in den Palast?

**Rodolfo.** Ah! Das beunruhigt mich eben. Ich kam unangefochten herein, aber ich werde nicht so wieder hinausgehen,

## Personen.

Angelo Malipieri.
Catarina.
Tisbe.
Rodolfo.
Der Decan von St. Anton zu Padua.
Der Erzpriester.
Ein Thürsteher.
Zwei Schaarwächter.

# Dritter Tag.

## Erste Abtheilung.

Catarina's Zimmer. Die Vorhänge der Estrade, auf welcher das Bett steht, sind geschlossen.

---

### Erster Auftritt.

Angelo. Zwei Priester.

**Angelo** (zu dem ersten der beiden Priester). Herr Decan von St. Anton zu Padua, laßt alsbald das Schiff, den Chor und den Hauptaltar Eurer Kirche schwarz behängen! In zwei Stunden . . . in zwei Stunden habt Ihr daselbst förmlichen Gottesdienst zu halten für die Ruhe der Seele einer erlauchten Person, die um diese Zeit sterben wird. Ihr werdet mit dem ganzen Kapitel diesem Gottesdienst anwohnen. Ihr werdet die Reliquien der Heiligen auslegen. Ihr werdet dreihundert weiße Wachskerzen anzünden lassen, wie für Königinnen geschieht. An sechshundert Arme sollen Jedem ein Silberdukaten und eine goldene Zechine ausgetheilt werden. Ihr werdet die schwarze Behängung mit nichts Anderem verzieren, als mit dem Wappen der Malipieri und dem Wappen der Bragadini. Das Wappen der Malipieri ist eine goldene Adlerkralle, das Wappen der Bragadini ein rothes Kreuz von Silber und Azur.

**Der Decan.** Erlauchter Podesta! . . .

**Angelo.** Steigt alsbald mit Eurem ganzen Clerus, Kreuz und Fahne voran, in das Grabgewölbe dieses herzoglichen

Palastes, wo die Gräber der Romana sind. Ein Stein ist dort aufgehoben, ein Grab gegraben worden. Dieses Grab segnet! Verliert keine Zeit! Betet auch für mich!

**Der Decan.** Ist es vielleicht einer Eurer Verwandten, gnädigster Herr?

**Angelo.** Geht! (Der Decan neigt sich tief und geht durch die Thüre im Hintergrund ab. Der andere Priester will ihm folgen. Angelo hält ihn zurück.) Ihr, Herr Erzpriester, bleibt! Daneben, in diesem Betzimmer, ist eine Person, die Ihr sogleich Beichte hören müßt.

**Der Erzpriester.** Ein verurtheilter Mensch, gnädigster Herr?

**Angelo.** Ein Weib.

**Der Erzpriester.** Soll dieses Weib zum Tode vorbereitet werden?

**Angelo.** Ja! Ich will Euch hineinführen.

**Ein Thürsteher** (eintretend). Euer Excellenz hat Donna Tisbe rufen lassen. Sie ist da.

**Angelo.** Sie soll kommen und einen Augenblick hier auf mich warten. (Der Thürsteher geht ab. Der Podesta öffnet das Betzimmer und gibt dem Priester ein Zeichen hineinzugehen. Auf der Schwelle hält er ihn auf.) Herr Erzpriester, wenn Ihr wieder herauskommt, so sagt Niemand, der da lebt, den Namen des Weibes, das Ihr sehen werdet, so lieb Euch Leib und Leben ist.

(Er geht mit dem Priester in das Betzimmer. Die Thüre im Hintergrund öffnet sich. **Tisbe** wird von dem Thürsteher eingeführt.)

**Tisbe** (zum Thürsteher.) Wißt Ihr, was er von mir will?

**Der Thürsteher.** Nein, Madame! (Er geht ab.)

---

## Zweiter Auftritt.

**Tisbe** allein.

**Tisbe.** Oh! Dieses Zimmer! Noch einmal in diesem Zimmer! Was will der Podesta von mir? Der Palast hat ein düsteres Ansehen diesen Morgen. Was liegt mir daran! Ich gäbe mein Leben für ein Ja oder Nein. Oh! Diese Thüre! Es kommt mir seltsam vor, sie jetzt bei Tag zu sehen. Hinter dieser Thüre war er! Wer? Wer war hinter dieser Thüre? Ist es gewiß, daß er es war? Ich habe nicht einmal diesen Spion wieder gesehen. Oh! Die Ungewißheit! Dieses scheußliche Gespenst, das Euch festhält und anschielt, ohne zu lachen oder zu weinen! Wenn ich gewiß wüßte, daß es Rodolfo war! Ich würde ihn ins Verderben stürzen, dem Podesta angeben. Nein! Aber ich würde mich an diesem Weibe rächen. Nein! Ich würde mich tödten. Wenn ich gewiß wüßte, daß Rodolfo mich nicht mehr liebt, daß er mich täuscht, daß er eine Andere liebt! Was sollte mir dann noch dieses Leben? Ich würde sterben. Sterben ohne Rache? Warum nicht? Das sage ich jetzt, aber vielleicht räche ich mich doch. Ich weiß nicht, was ich thun werde, wenn ich erfahre, daß Rodolfo der Mann dieser Nacht war! O mein Gott! Laß mich nicht in Wuth gerathen! Rodolfo! Catarina! Wenn es so ist, was werde ich thun? Wer soll dann sterben? Jene oder ich? Ich weiß es nicht!

(Angelo kommt.)

---

## Dritter Auftritt.

**Tisbe. Angelo.**

**Tisbe.** Ihr habt mich rufen lassen, gnädigster Herr?

**Angelo.** Ja, Tisbe! Ich habe mit Euch zu reden. Wich-

tige Dinge. Ich sagte es Euch ja, in meinem Leben jeden Tag eine Falle, jeden Tag ein Verrath, jeden Tag ein Dolchstich zu empfangen oder ein Kopf unter das Beil zu legen! Mit zwei Worten also: Mein Weib hat einen Liebhaber.

**Tisbe.** Der heißt ...?

**Angelo.** Der diese Nacht bei ihr war, als wir hier gewesen sind.

**Tisbe.** Der heißt ....?

**Angelo.** Hört, auf welche Weise die Sache entdeckt worden ist. Ein Mensch, ein Spion des Raths der Zehn ... Ich muß vorausschicken, daß die Spione des Raths der Zehn uns Podestas des festen Landes gegenüber in einer sonderbaren Lage sind. Der Rath der Zehn verbietet ihnen, uns zu schreiben, mit uns zu sprechen, irgend einen Verkehr mit uns zu haben, bis zu dem Tage, wo sie beauftragt werden, uns zu verhaften .... Einer dieser Spione nun wurde diesen Morgen am Ufer des Flusses, bei der Brücke Altina, durch einen Dolchstich ermordet gefunden. Zwei Schaarwächter haben ihn gefunden. War es ein Duell, war es ein Meuchelmord? Man weiß es nicht. Dieser Sbirre konnte nur noch einige Worte sprechen. Er starb. Es ist ein Unglück, daß er so schnell gestorben ist. In dem Augenblicke, wo er sich getroffen fühlte, hatte er, wie es scheint, noch die Geistesgegenwart, ein Schreiben bei sich zu verbergen, das er ohne Zweifel aufgefangen hatte, und welches er den beiden Schaarwächtern für mich übergab. Diese beiden Leute nun überbrachten mir jenes Schreiben. Es ist ein Brief eines Liebhabers an mein Weib.

**Tisbe.** Der heißt ...?

**Angelo.** Der Brief ist nicht unterzeichnet. Ihr wollt den Namen des Liebhabers wissen? Ich bin eben deßhalb in Verlegenheit. Der Ermordete hat allerdings diesen Namen den beiden Schaarwächtern gesagt; aber die Dummköpfe haben ihn

vergessen. Sie können sich seiner nicht mehr entsinnen. Sie sind unter sich nicht einig über diesen Namen. Der eine sagt: Roderigo; der andere: Pandolfo.

**Tisbe.** Und der Brief, habt Ihr ihn da?

**Angelo** (in seinen Busen greifend). Ja, ich habe ihn bei mir. Eben, um ihn Euch zu zeigen, ließ ich Euch kommen. Wenn Ihr zufälligerweise die Handschrift kenntet, so würdet Ihr es mir sagen. (Er zieht den Brief heraus.) Hier ist er!

**Tisbe.** Gebt her!

**Angelo** (zerknittert den Brief in seinen Händen). Es ist zum Rasendwerden, Tisbe! Es gibt einen Mann, der es wagte, seine Augen zu dem Weibe eines Malipieri zu erheben! Es gibt einen Mann, der es wagte, das goldene Buch von Venedig auf seinem schönsten Blatte, auf dem Blatte, wo mein Name steht, zu besudeln! Den Namen Malipieri! Es gibt einen Mann, der heute Nacht in diesem Zimmer war, der vielleicht auf der Stelle stand, wo ich jetzt stehe! Es gibt einen Elenden, der diesen Brief geschrieben hat, und ich habe ihn nicht, ich halte ihn nicht fest, ich kann meine Schmach nicht in seinem Blute abwaschen! Oh! Um zu wissen, wer diesen Brief geschrieben hat, gäbe ich den Degen meines Vaters, zehn Jahre meines Lebens, meine rechte Hand!

**Tisbe.** So zeigt mir doch diesen Brief!

**Angelo** (reicht ihr den Brief dar). Hier ist er!

**Tisbe** (macht den Brief auf und wirft einen Blick hinein, für sich). Es ist Rodolfo!

**Angelo.** Kennt Ihr die Hand?

**Tisbe.** Laßt mich doch erst lesen! (Sie liest.) „Catarina, Geliebte meines Herzens, Du siehst jetzt, daß Gott mit uns ist. Ein Wunder hat uns diese Nacht aus den Händen Deines Mannes und dieses Weibes gerettet . . . (Für sich.) Dieses Weibes! (Sie fährt fort zu lesen.) Ich liebe Dich, meine Cata-

rina! Du bist das einzige Weib, das ich je liebte. Fürchte nichts für mich, ich bin in Sicherheit."

**Angelo.** Nun, kennt Ihr die Handschrift?

**Tisbe** (gibt ihm den Brief zurück). Nein, gnädigster Herr!

**Angelo.** Nein, nicht wahr? Und was sagt Ihr zu diesem Brief? Er kann von Niemand sein, der erst seit Kurzem in Padua ist. Das ist die Sprache einer älteren Liebe. Oh! Ich will die ganze Stadt umkehren! Ich muß, ich will diesen Menschen haben! Was rathet Ihr mir, Tisbe?

**Tisbe.** Sucht ihn!

**Angelo.** Ich habe Befehl ertheilt, daß heute Niemand in den Palast eingelassen wird, als Ihr und Euer Bruder, dessen Ihr vielleicht bedürft. Alle Anderen sollen verhaftet und vor mich gebracht werden. Ich werde sie selbst verhören. Inzwischen habe ich die Hälfte meiner Rache unter den Händen, und diese will ich nicht fahren lassen.

**Tisbe.** Wie?

**Angelo.** Mein Weib muß sterben.

**Tisbe.** Euer Weib?

**Angelo.** Alles ist bereit. Ehe eine Stunde vergeht, wird Catarina Bragadini enthauptet sein, wie es sich gebührt.

**Tisbe.** Enthauptet?

**Angelo.** In diesem Zimmer.

**Tisbe.** In diesem Zimmer?

**Angelo.** Hört! Mein beflecktes Ehebett verwandelt sich in ein Grab. Dieses Weib muß sterben. Es ist fest beschlossen. Mein Entschluß ist bei kaltem Blute gefaßt und unerschütterlich. Da hilft kein Bitten und Flehen. Wenn mein bester Freund für sie bäte, so würde ich meinem besten Freunde nicht mehr trauen. So ist es! So bleibt es! Wir wollen ruhig darüber reden. Ihr müßt wissen, Tisbe, daß ich dieses Weib hasse. Dieses Weib, das ich aus Familienrücksichten geheirathet habe,

weil meine Glücksumstände durch Gesandtschaften zerrüttet waren, und weil mein Oheim, der Bischof von Castello, diese Verbindung wünschte! Dieses Weib, das in meiner Gegenwart immer so traurig und bedrückt dreinschaute! Dieses Weib, das mir keine Kinder gab! Und der Haß liegt in unserem Blute, in unserer Familie, in unsern Traditionen. Ein Malipieri muß immer Jemand hassen. Eher nicht, als an dem Tage, wo der eherne Löwe von St. Marcus von seiner Säule wegfliegen wird, wird der Haß seine ehernen Flügel entfalten und das Herz der Malipieri verlassen. Mein Großvater haßte den Marquis Azzo und ließ ihn zur Nachtzeit in den Brunnen der Wasserstadt ertränken; mein Vater haßte den Prokurator Badoër und ließ ihn bei einem Gastmahl der Königin Cornaro vergiften. Ich, ich hasse dieses Weib. Ich hätte ihr kein Leid angethan, aber jetzt ist sie strafbar. Daran ist sie selbst Schuld. Sie soll gestraft werden. Ich bin vielleicht um nichts besser als sie, aber gleichviel, sie muß sterben. Es ist eine Nothwendigkeit, ein unabänderlicher Entschluß. Ich sage Euch noch einmal, dieses Weib muß sterben. Gnade für dieses Weib! Und würden die Gebeine meiner Mutter für sie um Gnade rufen, es wäre vergebens.

**Tisbe.** Erlaubt Euch denn der erlauchte Senat von Venedig?...

**Angelo.** Alles, wenn es sich um Strafe handelt, nichts was Gnade heißt.

**Tisbe.** Aber die Familie Bragadini, die Familie Eures Weibes? . . .

**Angelo.** Die wird es mir danken.

**Tisbe.** Euer Entschluß ist also fest und unwiderruflich? Sie soll sterben? Wohl! Ihr habt Recht. Da aber Alles noch ein Geheimniß ist, da kein Name genannt wurde, könntet Ihr nicht ihr den Tod von Henkershand, diesem Palast einen Blutflecken, Euch das öffentliche Gerede ersparen? Der Nachrichter ist ein Zeuge, und ein Zeuge ist hier zu viel.

Angelo. Allerdings! Gift wäre besser. Aber man müßte ein schnelles Gift haben, und, Ihr mögt es mir nun glauben oder nicht, ich habe hier kein solches Gift.

Tisbe. Ich habe.

Angelo. Wo?

Tisbe. Zu Hause.

Angelo. Was für ein Gift?

Tisbe. Das Gift Malaspina. Ihr werdet Euch erinnern, jene Büchse, welche mir der Abt von St. Marcus geschickt hat.

Angelo. Richtig, Ihr habt mir schon davon gesagt. Das ist ein sicheres und schnelles Gift. Ihr habt Recht, die Sache kann unter uns bleiben. Das ist besser. Hört, Tisbe! Ich setze alles Vertrauen in Euch. Ihr werdet einsehen, daß das, was ich thun muß, gesetzmäßig ist. Ich räche meine beleidigte Ehre, und jeder Ehemann würde dasselbe thun. Es ist eine schwierige Sache, und ich kann mich hier nur auf Euch verlassen. Schneller Tod und Geheimniß liegen im Interesse dieses Weibes, wie in dem meinigen. Steht mir bei! Ich bedarf Euer. Wollt Ihr mir beistehen?

Tisbe. Ja!

Angelo. Dieses Weib soll von der Erde verschwinden, ohne daß Jemand weiß wie und warum. Ein Grab wird gegraben, eine Todtenmesse wird gelesen, und Niemand weiß für wen. Den Leichnam lasse ich durch die beiden Schaarwächter wegtragen, die ich noch in meinem Gewahrsam habe. Ihr habt Recht, Alles soll im Verborgenen geschehen. Laßt dieses Gift holen!

Tisbe. Ich allein weiß, wo es ist. Ich will es selbst holen.

Angelo. Geht, ich erwarte Euch hier! (Tisbe ab.) Ja, so ist es besser! Das Verbrechen geschah im Dunkeln, die Strafe

soll auch geheim sein. (Die Thüre des Betzimmers öffnet sich. Der Erzpriester, mit gesenktem Haupte und über die Brust gekreuzten Armen, tritt heraus. Er geht langsam durch das Zimmer. Als er eben durch die Flügelthüre abgehen will, wendet sich Angelo ihm zu.) Ist sie bereit?

**Der Erzpriester.** Ja, gnädigster Herr.

(Er geht ab. Catarina erscheint auf der Schwelle des Betzimmers.)

---

## Vierter Auftritt.

Catarina. Angelo Malipieri.

**Catarina.** Bereit! Wozu?

**Angelo.** Zum Tode.

**Catarina.** Zum Tode! Sterben! So ist es also wahr? Ist es denn möglich? Oh! Ich kann diesen Gedanken nicht fassen! Sterben! Nein, ich bin nicht bereit, nicht bereit, nicht bereit!

**Angelo.** Wie viele Zeit braucht Ihr, Euch vorzubereiten?

**Catarina.** Oh! Das weiß ich nicht, lange, lange Zeit!

**Angelo.** Fehlt es Euch an Muth zu sterben?

**Catarina.** Plötzlich so sterben! Was habe ich denn gethan, das den Tod verdiente? Nur noch einen Tag! Nein, mehr als einen Tag! Ich fühle, daß ich morgen ebenso wenig Muth hätte. Ich will leben! Laßt mir das Leben! Steckt mich in ein Kloster! Ist es denn unmöglich, daß Ihr mich am Leben laßt?

**Angelo.** Doch, unter einer Bedingung, die ich Euch schon sagte.

**Catarina.** Unter welcher Bedingung? Ich erinnere mich nicht mehr.

**Angelo.** Wer hat diesen Brief geschrieben? Sagt es mir! Nennt mir den Menschen! Liefert ihn mir aus!

**Catarina** (die Hände ringend). Mein Gott!

**Angelo.** Wenn Ihr mir diesen Menschen in die Hände

liefert, lasse ich Euch das Leben. Das Schaffot für ihn, für Euch das Kloster! Entschließt Euch!

**Catarina.** Mein Gott!

**Angelo.** Antwortet!

**Catarina.** Was soll ich antworten! Mein Gott!

**Angelo.** Entschließt Euch!

**Catarina.** Es hat mich gefroren in diesem Betzimmer. Es friert mich sehr.

**Angelo.** Hört! Ich will gnädig gegen Euch sein. Ich gebe Euch eine Stunde Bedenkzeit. Eine Stunde lang lasse ich Euch hier allein. Benützt diese Stunde und besinnt Euch wohl. Ich lege den Brief auf den Tisch. Schreibt den Namen des Mannes darunter, und Ihr seid gerettet. Catarina Bragadini! Es ist ein steinerner Mund, der zu Euch spricht: Liefert diesen Mann in meine Hände, oder sterbt! Ich gebe Euch noch eine Stunde, die letzte!

**Catarina.** Oh! Nur einen Tag!

**Angelo.** Eine Stunde! (Er geht ab.)

---

## Fünfter Auftritt.

**Catarina** allein.

**Catarina.** Diese Thüre ... (Sie geht an die Thüre.) Oh! Er schließt sie mit dem Riegel, ich höre es! (Sie geht an das Fenster.) Dieses Fenster ... (Sie sieht hinaus.) Oh! Das ist hoch! (Sie fällt auf einen Sessel.) Sterben! Gott! mein Gott! Welch furchtbarer Gedanke, und wie plötzlich! Nur noch eine Stunde! Wie furchtbar tönt es in meinen Ohren: Nur noch eine Stunde, dann der kalte Tod! Alle meine Glieder schmerzen mich! Meine Gebeine sind zerschlagen! Dieser Sessel ist so hart! (Sie steht auf.) Im Bette würde ich besser ruhen. Nur einen Augenblick

Ruhe! (Sie geht an ihr Bett.) Nur einen Augenblick Ruhe! Weicht von mir, ihr finstern Mächte! (Sie zieht den Vorhang auf und bebt zurück. An der Stelle des Bettes ist ein mit schwarzem Tuche behängter Block und darauf ein Henkerbeil.) Himmel! Was sehe ich da? das ist entsetzlich! (Sie schließt den Vorhang mit einer krampfhaften Bewegung.) Oh! Ich will es nicht mehr sehen! O mein Gott! Das wartet auf mich, das! O mein Gott! Ich bin allein mit diesem da! (Sie schleppt sich bis zum Lehnstuhl.) Jetzt ist es hinter mir! Hinter mir! Ich wage nicht den Kopf zu drehen! Gnade! Gnade! Ah! Es ist kein Traum, es ist Wirklichkeit! Dort hinter jenem Vorhang!

(Die kleine Thüre im Hintergrund öffnet sich. Man erblickt Rodolfo.)

---

## Sechster Auftritt.

### Catarina. Rodolfo.

**Catarina** (für sich). Himmel! Rodolfo!

**Rodolfo** (eilt herbei). Catarina! Ich bin es! Nur einen Augenblick! Du bist allein. Welches Glück! Du bist ja so bleich! Was ist Dir? Du scheinst mir so verwirrt!

**Catarina.** Ist es denn ein Wunder? Welche Unbesonnenheit! Jetzt am hellen Tage hieher zu kommen!

**Rodolfo.** Ach! Ich war zu sehr in Unruhe. Ich konnte es nicht länger aushalten.

**Catarina.** Unruhig! Worüber?

**Rodolfo.** Ich will es Dir sagen, Geliebte! ... Wie glücklich bin ich, Dich so ruhig zu finden!

**Catarina.** Wie bist Du hereingekommen?

**Rodolfo.** Der Schlüssel, den Du mir selbst gegeben hast.

**Catarina.** Ich weiß wohl, aber in den Palast?

**Rodolfo.** Ah! Das beunruhigt mich eben. Ich kam unangefochten herein, aber ich werde nicht so wieder hinausgehen,

Catarina. Wie?

Rodolfo. Der Hauptmann der Leibwache hat mich an der Thüre benachrichtigt, daß Niemand vor Nacht den Palast verlassen darf.

Catarina. Niemand vor Nacht! (Für sich.) Also keine Möglichkeit des Entkommens! Mein Gott!

Rodolfo. Alle Zugänge sind mit Sbirren besetzt. Der Palast wird wie ein Gefängniß bewacht. Es gelang mir, mich in die große Gallerie zu schleichen, und jetzt bin ich da. Schwörst Du mir im Ernst, daß hier nichts vorgeht?

Catarina. Gar nichts. Sei ruhig, mein Rodolfo! Alles geht hier seinen gewöhnlichen Gang. Du siehst ja, daß in diesem Zimmer nichts verändert ist. Aber entferne Dich geschwind! Der Podesta könnte kommen. Du machst mich zittern!

Rodolfo. Fürchte das nicht, Catarina. Der Podesta ist jetzt auf der Brücke Molino, da unten. Er verhört Leute, die man verhaftet hat. Oh! Ich war sehr besorgt, Catarina! Alles hat heute ein seltsames Aussehen, die Stadt wie der Palast. Streifwachen durchziehen alle Straßen. Die St. Antonskirche ist schwarz behängt und man liest die Todtenmesse. Für wen? Man weiß es nicht. Weißt Du es?

Catarina. Nein!

Rodolfo. Ich konnte nicht in die Kirche gelangen. Die ganze Stadt ist in dumpfem Entsetzen. Man hört kein lautes Wort. Ganz gewiß geht irgendwo etwas Entsetzliches vor. Wo? Ich weiß es nicht. Es ist also nicht hier, und mehr brauche ich nicht zu wissen. Meine arme verlassene Freundin, Du ahnst nichts von Allem dem in Deiner Einsamkeit.

Catarina. Nein!

Rodolfo. Was liegt uns daran? Sage mir, hast Du Dich von dem Schrecken dieser Nacht erholt? Ha! Welches Ereigniß! Ich begreife noch nichts davon. Catarina! Ich habe Dich von

diesem Sbirren, Homodei, befreit. Er wird Dir kein Leid mehr thun.

**Catarina.** Meinst Du?

**Rodolfo.** Er ist todt. Dir ist etwas, Catarina! Du bist so traurig. Verhehlst Du mir doch nichts? Wenn Dir ein Unglück drohte? Oh! man würde mein Leben vor dem Deinigen haben.

**Catarina.** Es ist gewiß nichts. Ich schwöre Dir, daß es nichts ist. Nur wünschte ich, daß Du fort wärest. Ich zittere für Dich.

**Rodolfo.** Was machtest Du, als ich hereinkam?

**Catarina.** Sei doch ruhig, mein Rodolfo! Ich war nicht traurig, im Gegentheil. Ich versuchte mir die Melodie ins Gedächtniß zurückzurufen, welche Du so gut singst. Da liegt ja noch meine Guitarre.

**Rodolfo.** Ich habe Dir diesen Morgen geschrieben. Ich begegnete Reginella und gab ihr den Brief. Ist er nicht aufgefangen worden? Hast Du ihn bekommen?

**Catarina.** Er ist so wenig aufgefangen worden, daß er vielmehr hier liegt. (Sie reicht ihm den Brief dar.)

**Rodolfo.** Ah! Du hast ihn. Das ist gut. Ein solcher Brief macht Einem immer Unruhe.

**Catarina.** Oh! Alle Ausgänge dieses Palastes besetzt! Niemand darf ihn vor Nacht verlassen!

**Rodolfo.** Niemand. Ich habe es schon gesagt. So lautet der Befehl.

**Catarina.** Jetzt, mein Rodolfo, Du hast mich gesehen, Du hast mit mir gesprochen, Du bist beruhigt, Du siehst, daß hier nichts vorgeht, jetzt; mein Rodolfo, gehe! Gehe in Gottes Namen! Wenn der Podesta käme! Gehe geschwind! Weil Du bis am Abend im Palast bleiben mußt, will ich Dir Deinen Mantel selbst zurecht machen. So! Jetzt den Hut auf den Kopf.

Mische Dich unter die Sbirren, vermeide sie nicht auffallend, sei natürlich und ohne Verlegenheit! Wer sich verlegen zeigt, ist sein eigener Angeber. Und wenn man Dich etwas schreiben lassen wollte, irgend ein Spion, der Dir eine Falle legen wollte, suche einen Vorwand, schreibe nicht!

**Rodolfo.** Wozu diese Warnung, Catarina?

**Catarina.** Warum? Weil ich nicht haben will, daß man Deine Handschrift sehe. Ich will es nun nicht haben, das ist so eine Laune von mir. Ich habe auch Launen, wie andere Weiber. Ich danke Dir für Deinen Besuch, er hat mich glücklich gemacht. Du siehst jetzt, daß ich ruhig, zufrieden, munter bin, hier liegt Dein Brief, dort meine Guitarre, jetzt gehe geschwind; ich befehle Dir zu gehen. Nur noch ein Wort!

**Rodolfo.** Was?

**Catarina.** Rodolfo, Du weißt, daß unsere Liebe immer rein war!

**Rodolfo.** Nun?

**Catarina.** Heute bitte ich Dich um einen Kuß, mein Rodolfo!

**Rodolfo** (schließt sie in die Arme). O himmlische Wonne!

**Catarina.** Der Himmel öffnet sich für mich.

**Rodolfo.** O Seligkeit!

**Catarina.** Bist Du glücklich?

**Rodolfo.** Selig!

**Catarina.** Jetzt fort, mein Rodolfo!

**Rodolfo.** Habe Dank!

**Catarina.** Lebe wohl, Rodolfo! (Rodolfo bleibt unter der Thüre stehen.) Ich liebe Dich! (Rodolfo ab.)

---

## Siebenter Auftritt.

Catarina allein.

**Catarina.** Fliehen mit ihm? Oh! Ich dachte einen Augenblick daran. Gott im Himmel! Fliehen mit ihm? Unmöglich! Ich hätte ihn nutzlos ins Verderben gestürzt. Wenn ihm nur nichts widerfährt! Wenn ihn nur die Sbirren nicht verhaften! Wenn man ihn nur diesen Abend fortläßt! Nein! Nein! Warum sollte man Verdacht auf ihn werfen? Rette ihn, o Herr mein Gott! (Sie horcht an der Thüre des Corridors). Ich höre noch seine Schritte. Mein Geliebter! Jetzt sind sie verhallt. Gehe unter Gottes Schutz, mein Rodolfo! (Die Flügelthüre öffnet sich.) Himmel!

(Angelo und Tisbe treten ein.)

---

## Achter Auftritt.

Catarina. Angelo. Tisbe.

**Catarina** (für sich). Wer ist dieses Weib? Das Weib dieser Nacht?

**Angelo.** Habt Ihr einen Entschluß gefaßt?

**Catarina.** Ja!

**Angelo.** Den Mann nennen, der den Brief geschrieben hat, oder sterben! Wollt Ihr diesen Mann nennen?

**Catarina.** Nein! Niemals!

**Tisbe** (für sich.) Ein edles, muthiges Weib!

(Angelo gibt Tisbe ein Zeichen. Sie stellt ihm eine silberne Flasche zu, die er auf den Tisch setzt.)

**Angelo.** So bereitet Euch, dieses zu trinken!

**Catarina.** Ist es Gift?

**Angelo.** Es ist Gift.

**Catarina.** Herr mein Gott! Du wirst eines Tages diesen Mann richten. Sei barmherzig gegen ihn.

**Angelo.** Weib, der Proveditor Urseolo, ein Bragadini,

einer Deiner Vorfahren, hat Marcella Galbai, seine Frau, für dasselbe Verbrechen auf die nämliche Weise gestraft.

**Catarina.** Wir wollen aufrichtig reden. Bragadini hin, Bragadini her, davon ist nicht die Rede; Ihr seid ein Bösewicht! Ihr kommt hieher mit kalter Seele, Euer Gift in der Hand. Strafbar! Ich bin es nicht. So nicht, wie Ihr es glaubt. Aber ich werde mich nicht so tief erniedrigen, mich vor Euch, vor Angelo Malipieri zu rechtfertigen. Ihr seid ein Lügner, und würdet mir doch nicht glauben. Ihr kennt die Wahrheit nicht. Verächtlicher Mensch! Ihr habt mich um meines Geldes willen genommen, weil ich reich bin, weil meiner Familie die Cisternen von Venedig angehören. Ihr dachtet in Eurem Herzen: das trägt jährlich 100,000 Dukaten ein, wir wollen dieses Mädchen nehmen. Und welches Leben hatte ich bei Euch diese fünf Jahre über? Sprecht! Ihr liebt mich nicht, und doch seid Ihr eifersüchtig. Ihr haltet mich gefangen. Ihr habt Maitressen, das ist Euch erlaubt. Alles erlauben sich die Männer. Stets hart, stets finster gegen mich. Niemals ein gutes Wort. Immer von Euern Vorfahren, von den Dogen und Eurer Familie sprechend, mich in der meinigen demüthigend. Macht das ein Weib glücklich? Man muß geduldet haben, wie ich, um zu wissen, was ein Weib ertragen kann. Nun denn, Ihr mögt es wissen, ich liebte einen Mann, ehe ich Euch kannte, ich liebe ihn noch. Ihr tödtet mich dafür. Ihr dürft mich tödten, welche furchtbare Zeit, in der wir leben! Ein Brief, ein Blatt Papier, gibt Euch dieses Recht, diesen Vorwand! Ihr seid mein Ankläger, mein Richter, mein Henker. Ihr tödtet mich in Nacht und Kerker, durch Gift. Ihr habt die Macht dazu, und seid elend genug, sie zu brauchen. (Sich gegen Tisbe wendend). Ihr seid ein Weib, was denkt Ihr von diesem Manne?

**Angelo.** Hütet Euch! ...

**Catarina** (zu Tisbe.) Und Ihr, wer seid Ihr? Was wollt

Ihr von mir? Es ist etwas Schönes, was Ihr da macht. Ihr seid die öffentliche Maitresse meines Mannes, mein Untergang dient Euch, Ihr habt mich belauern lassen, Ihr habt mich auf einem Fehltritt ertappt, Ihr setzt mir Eure Fersen auf mein Haupt. Ihr helft diesem Menschen in seinem Verbrechen. Wer weiß? Vielleicht habt Ihr ihn selbst dazu angespornt, ihm das Gift zu meinem Morde geliefert! (zu Angelo.) Mann, was haltet Ihr von diesem Weibe?

**Angelo.** Madame! ...

**Catarina.** In der That, wir gehören alle drei einem abscheulichen Lande an! Welcher schändliche Staat, wo ein Mann sein Weib ungestraft mit Füßen treten kann! Wo die andern Männer ihm lobend zurufen: Du hast wohl gethan. Foscari brachte seine Tochter um, Loredano sein Weib, Bragadini ... Ist das nicht schändlich? Ja, ganz Venedig ist hier in diesem Zimmer! Ganz Venedig in Euch Beiden! Es fehlt nichts daran! (Auf Angelo deutend.) Das despotische Venedig, da steht es! (Auf Tisbe deutend.) Das liederliche Venedig, da ist es! (Zu Tisbe.) Habe ich zu viel gesagt, so seid Ihr selbst Schuld daran; warum seid Ihr hier?

**Angelo** (ergreift sie am Arme). Macht ein Ende!

**Catarina** (tritt an den Tisch). So geschehe denn, was Ihr wollt ... (Sie streckt die Hand nach der Flasche aus.) Weil es sein muß ... (Sie schaudert zurück.) Nein! O abscheulich! Ich will nicht, ich kann nicht! Noch ist es Zeit, besinnt Euch. Besinnt Euch, Ihr, der Ihr Alles vermögt! Ein Weib, ein armes, verlassenes Weib, machtlos, kraftlos, ohne Eltern, ohne Freunde, ein Weib, das Niemand hat! Diese morden? In einem Winkel dieses Hauses elend vergiften? Meine Mutter! Meine Mutter! Meine Mutter!

**Tisbe.** Armes Weib!

**Catarina.** Ihr habt mich ein armes Weib genannt! Das

Wort ist aus Eurem Munde gegangen, ich habe es gehört! Nehmt es nicht zurück! Mitleid! Barmherzigkeit! Laßt Euch erweichen! Man will mich tödten, Ihr seht es! Und Ihr wäret mitverschworen gegen mein Leben! Nein, das darf, das kann nicht sein! Hört mich an, erzählt es dem Podesta! Macht ihm begreiflich, wie schändlich er handelt! Aus Eurem Munde wird es mehr Eingang finden. Wenn ich Euch eben beleidigt habe, so verzeiht mir! Ich habe kein Verbrechen begangen, nichts gegen die weibliche Ehrbarkeit gethan. Ihr versteht mich, meinem Manne kann ich das nicht sagen. Die Männer glauben uns das nicht. Ich kann nicht sterben, der Muth fehlt mir dazu. Ich bin ein schwaches Weib, das um Gnade bittet. Ich schäme mich dessen nicht. Ich weine, denn der Tod erschreckt mich. Kann ich dafür?

**Angelo.** Keine Worte mehr, bereitet Euch zum Tode!

**Catarina.** Ah! Ihr laßt mich nicht ausreden. (Zu Tisbe.) Ihr seht selbst, daß er mich nicht reden läßt. Das ist ungerecht. Er sah, daß ich Euch Dinge sagte, die Euch rühren mußten. Jetzt hindert er mich fortzufahren. Er reißt mir das Wort aus dem Munde. (Zu Angelo.) Ungeheuer, das Du bist!

**Angelo.** Jetzt wird es mir zu viel. Catarina Bragadini, das vollbrachte Verbrechen fordert seine Strafe, das offene Grab will einen Sarg, der entehrte Mann ein getödtetes Weib. Alle Worte, die noch aus Deinem Munde gehen, sind verloren, das schwöre ich Dir bei Gott im Himmel! (Auf das Gift deutend.) Willst Du dieses Gift nehmen?

**Catarina.** Nein!

**Angelo.** Nein! So gehen meine ersten Pläne in Erfüllung! Das Beil des Henkers! Troilo! Man hole ihn ... Ich hole ihn selbst!

(Er stürzt zur Thüre im Hintergrund hinaus und schließt sie hinter sich.)

---

## Neunter Auftritt.

**Catarina. Tisbe.**

**Tisbe.** Hört mich an! Geschwind! Wir haben nur einen Augenblick. Er liebt Euch, so will ich nur noch an Euch denken. Thut, was man von Euch verlangt. Thut es, sonst seid Ihr verloren! Ich kann mich nicht deutlicher erklären. Ihr seid außer Euch. Eben ließ ich mir ein Wort des Bedauerns entschlüpfen. Ihr habt es laut wiederholt, wie eine Thörin, vor dem Podesta, dessen Argwohn es erwecken könnte. Wenn ich Euch Alles sagte, würdet Ihr, aufgeregt wie Ihr seid, eine Unklugheit begehen, und Alles wäre verloren. Laßt es geschehen! Trinkt! Das Beil des Henkers tödtet unfehlbar. Keinen Widerstand mehr! Was soll ich Euch weiter sagen? Ihr seid geliebt, und ich kenne Einen, dem ich einen Dienst erweisen möchte. Ihr versteht nicht, was ich Euch da sage, mir aber zerreißt es das Herz.

**Catarina.** Madame! . . . —

**Tisbe.** Thut, was man von Euch verlangt! Keinen Widerstand! Nicht ein Wort! Vor allen Dingen erschüttert das Vertrauen nicht, das Euer Mann zu mir hat. Hört Ihr's? Mehr wage ich Euch nicht zu sagen, Ihr möchtet es nicht verschweigen können. Ja, es ist in diesem Zimmer ein armes Weib, das sterben muß, aber Ihr seid es nicht. Habt Ihr mich verstanden?

**Catarina.** Ich traue Euch, und will thun, was Ihr begehrt.

**Tisbe.** Gut! Ich höre ihn kommen! (Tisbe stürzt gegen die Thüre, als sie eben sich öffnet.) Allein! Allein! Kommt allein! (Man erblickt Sbirren mit bloßen Schwertern im Nebenzimmer. Angelo tritt ein. Die Thüre schließt sich.)

---

## Zehnter Auftritt.

**Catarina. Tisbe. Angelo.**

**Tisbe.** Sie bequemt sich zum Gifte.

**Angelo** (zu Catarina). In diesem Falle, sogleich!

**Catarina** (nimmt die Flasche. Zu Tisbe). Ich weiß, daß Ihr die Maitresse meines Mannes seid. Wenn Euer geheimer Gedanke ein Gedanke des Verraths wäre, das Bedürfniß, mich ins Verderben zu stürzen, der Ehrgeiz, meinen Platz einzunehmen, um den ich Euch nicht beneiden würde, so wäre dies eine abscheuliche Handlung, und so hart es ist, im zweiundzwanzigsten Jahre seines Alters zu sterben, so will ich doch lieber dieses Gift nehmen, als eine solche That auf mein Gewissen. (Sie trinkt.)

**Tisbe** (für sich). Mein Gott! Wie viele unnütze Worte!

**Angelo** (geht an die Thüre im Hintergrund und öffnet sie halb.) Ihr könnt gehen!

**Catarina.** Ah! Dieser Trank macht mein Blut zu Eis! (Tisbe anstarrend.) Ah! Madame! (Zu Angelo.) Seid Ihr jetzt befriedigt? Ich fühle den Tod in allen meinen Gliedern. Jetzt fürchte ich mich nicht mehr. So hört denn, ich sage es Euch jetzt, Euch, der Ihr mein Peiniger, mein Teufel seid, freiwillig, wie ich es bald vor Gottes Thron sagen werde, ja, ich liebte einen Mann, aber rein und schuldlos!

**Angelo.** Ich glaube es nicht.

**Tisbe** (für sich). Ich glaube ihr.

**Catarina.** Es wird mir übel! . . . Nein! Nicht diesen Sessel da! Rührt mich nicht an! Weg von mir, schändlicher Mensch! (Sie geht mit wankenden Schritten ihrem Betzimmer zu.) Ich will knieend sterben! Vor meinem Altar, allein sterben! In Ruhe! Ohne Euch Beide vor Augen zu haben! (An der Thüre

angekommen, stützt sie sich auf die Randleiste.) Ich will betend sterben. (Zu Angelo.) Betet für mich! (Sie geht in das Betzimmer.)

**Angelo.** Troilo! (Der Thürsteher tritt ein.) Nimm aus meinem Almosenkasten den Schlüssel meines geheimen Zimmers. Dort wirst Du zwei Menschen finden. Bringe sie hieher. Ohne ein Wort zu sagen. (Der Thürsteher geht ab. Zu Tisbe.) Ich muß jetzt die Verhafteten verhören. Wenn ich mit den zwei Schaarwächtern gesprochen habe, dann überlasse ich Euch die Sorge für das Uebrige. Vor allen Dingen das tiefste Geheimniß!

(Die beiden Schaarwächter, von dem Thürsteher eingeführt, treten ein. Der Thürsteher geht sogleich wieder ab.)

---

## Elfter Auftritt.

**Angelo. Tisbe. Die beiden Schaarwächter.**

**Angelo** (zu den beiden Schaarwächtern). Ihr seid schon oft bei nächtlichen Hinrichtungen in diesem Palast gebraucht worden. Ihr kennt die Gruft, wo die Gräber sind?

**Der eine Schaarwächter.** Ja, gnädigster Herr!

**Angelo.** Gibt es Eingänge, die so verborgen sind, daß Ihr selbst heute, wo dieser Palast voll Bewaffneter ist, in diese Gruft hinabsteigen und den Palast wieder verlassen könnt, ohne von Jemand gesehen zu werden?

**Ein Schaarwächter.** Wir können hinein und wieder herausgehen, ohne von Jemand gesehen zu werden.

**Angelo.** Gut! (Er öffnet die Thüre des Betzimmers.) Hier ist ein todtes Weib. Bringt sie heimlich in die Gruft. Ihr werdet in der Gruft einen aufgehobenen Stein finden, und darunter ist ein Grab gegraben. Ihr legt das Weib in das Grab, und den Stein über sie.

**Ein Schaarwächter.** Es soll geschehen.

**Angelo.** Ihr müsset durch mein Zimmer gehen. Ich will Jedermann hinausschaffen. (Zu Tisbe.) Tragt Sorge, daß Alles geheim geschehe! (Er geht ab.)

**Tisbe** (giebt eine Börse). Zweitausend goldene Zechinen sind in dieser Börse. Sie sind Euer! Und morgen erhaltet Ihr das Doppelte, wenn Ihr thut, was ich Euch sage.

**Ein Schaarwächter** (die Börse nehmend). Abgeschlossener Handel! Was und wohin?

**Tisbe.** Zuerst in die Gruft.

---

## Zweite Abtheilung.

Ein Schlafzimmer. Im Hintergrund ein Alkov mit Vorhängen und einem Bett. Auf jeder Seite desselben eine Thüre. Die Thüre rechts ist in der Tapete maskirt. Tische, Möbel, Sessel, auf welchen Masken, Fächer, halb offene Schmuckkästchen, Theaterkleider zerstreut herumliegen.

---

### Erster Auftritt.

**Tisbe. Die beiden Schaarwächter. Ein schwarzer Page. Catarina,** in ein Leintuch gewickelt, liegt auf dem Bett. Man erblickt auf ihrer Brust das kupferne Crucifix. **Tisbe** nimmt einen Spiegel und deckt Catarina's bleiches Gesicht auf.

**Tisbe** (zum schwarzen Pagen). Herbei mit Deiner Kerze! (Sie hält den Spiegel vor Catarina's Lippen.) Ich bin ruhig! (Sie schließt die Vorhänge des Alkovens wieder. Zu den beiden Schaarwächtern.) Wißt Ihr gewiß, daß uns Niemand auf dem Wege vom Palast hieher gesehen hat?

**Ein Schaarwächter.** Die Nacht ist sehr dunkel. Die Stadt ist einsam zu dieser Stunde. Ihr wißt selbst, daß uns Niemand begegnet ist. Ihr saht, wie wir den Sarg in das Grab senkten und den Stein darauf legten. Fürchtet nichts! Wir wissen nicht, ob diese Frau todt ist, aber für die ganze Welt ist sie begraben. Ihr könnt mit ihr machen, was Ihr wollt.

**Tisbe.** Gut! (Zum schwarzen Pagen.) Wo sind die Mannskleider, welche ich Dir bereit zu halten befahl?

**Der schwarze Page** (auf einen im Schatten liegenden Pack deutend). Hier, meine Gebieterin!

**Tisbe.** Und die beiden Pferde, sind sie im Hof?

**Der schwarze Page.** Gesattelt und gezäumt.

**Tisbe.** Gute Pferde?

**Der schwarze Page.** Ich stehe dafür.

**Tisbe.** Gut! (Zu den beiden Schaarwächtern.) Sagt mir, wie viele Zeit braucht man, um mit guten Pferden aus dem venetianischen Gebiete zu kommen?

**Ein Schaarwächter.** Das kommt darauf an. Der kürzeste Weg ist der nach Montebacco, das dem Papst gehört. Man braucht drei Stunden. Der Weg ist gut.

**Tisbe.** Gut! Geht jetzt! Schweigt über Alles! Morgen könnt Ihr die versprochene Belohnung holen. (Die beiden Schaarwächter gehen ab. Zum schwarzen Pagen.) Du, schließe die Hausthüre! Laß Niemand herein, unter welchem Vorwand es auch sei.

**Der schwarze Page.** Signor Rodolfo hat seinen besondern Eingang. Soll ich ihn auch schließen?

**Tisbe.** Nein, laß ihn offen! Laß ihn herein, wenn er kommt. Aber nur ihn allein, sonst Niemand. Sorge dafür, daß kein sterblicher Fuß hieher gelange, besonders wenn Rodolfo da ist. Du selbst, gehe nicht herein, bis ich Dich rufe. Jetzt fort. (Der schwarze Page geht ab.)

---

## Zweiter Auftritt.

**Tisbe. Catarina** im Alkov.

**Tisbe.** Ich werde wohl nicht lange mehr zu warten haben. Sie wollte nicht sterben. Das begreife ich, denn sie weiß, daß sie geliebt wird. Ist das aber nicht der Fall, dann lieber sterben, als ohne Liebe leben! (Sie wendet sich gegen das Bett.) Dann wärst Du auch gerne gestorben. — Mein Kopf glüht. Drei schlaflose Nächte! Vorgestern dieses Fest, gestern diese Ueberraschung zur Nachtzeit, heute... Oh! In der nächsten Nacht werde ich schlafen! (Sie wirft einen Blick auf die Bühnen-Toilette, die zerstreut um sie her liegt.) Wie glücklich sind wir doch, wir Künstlerinnen! Man klatscht uns Beifall im Theater. „Ihr habt die Rosamunda göttlich gespielt!“ Die Thoren! Man

findet uns schön, man bewundert uns, man wirft uns Blumenkränze zu, aber sie fallen auf ein blutendes Herz. O Rodolfo! Rodolfo! An seine Liebe glauben, war meine Lebensluft, ohne die ich nicht athmen kann. Als ich noch an seine Liebe glaubte, war es mein süßester Gedanke, unter seinen Augen zu sterben, so zu sterben, daß mein Andenken ewig in seiner Seele leben müßte, daß mein Schatten für immer an seiner Seite schwebte, zwischen ihm und allen andern Weibern! Der Tod ist nichts. Aber vergessen sein! Er soll mich nicht vergessen. So bin ich nun am Ziele, und an dieses Ziel hat mich die Liebe geführt! (Sie geht an das Bett, zieht die Vorhänge weg, betrachtet einige Augenblicke Catarina, die unbeweglich liegt, und nimmt das Crucifix.) Oh! Wenn dieses Crucifix Jemand auf dieser Welt Glück gebracht hat, so war es nicht deiner Tochter, meine gute Mutter!

(Sie stellt das Crucifix auf den Tisch. Die kleine maskirte Thüre öffnet sich. Rodolfo tritt ein.)

---

## Dritter Auftritt.

**Tisbe. Rodolfo. Catarina,** immer noch hinter den Vorhängen des Alkovens.

**Tisbe.** Bist Du es, Rodolfo! Desto besser. Ich habe mit Dir zu sprechen. Höre mich!

**Rodolfo.** Und ich, ich habe mit Euch zu sprechen, und Ihr sollt mich hören, Madame!

**Tisbe.** Rodolfo! . . .

**Rodolfo.** Seid Ihr allein, Madame?

**Tisbe.** Allein.

**Rodolfo.** Gebt Befehl, daß Niemand hereinkomme.

**Tisbe.** Er ist schon gegeben.

**Rodolfo.** Ich will diese beiden Thüren schließen.

(Er riegelt beide Thüren.)

**Tisbe.** Ich bin bereit zu hören.

**Rodolfo.** Woher kommt Ihr? Warum so bleich? Was habt Ihr heute gethan? sprecht! Was haben diese Hände da gemacht? sprecht! Wo habt Ihr die abscheulichen Stunden dieses entsetzlichen Tages zugebracht? sprecht! Nein, schweigt! Ich will reden. Antwortet nicht, läugnet nicht, erzählt mir kein Mährchen, lügt nicht: Ich weiß Alles, Alles weiß ich! Dafne war dabei, zwei Schritte davon. Nur durch eine Thüre getrennt, im Betzimmer. Dafne hat Alles gesehen, Alles gehört. Sie weiß alle Worte, die ihr Beide gesprochen habt. Der Podesta sagte: „Ich habe kein Gift." Ihr erwiedertet: „Ich habe Gift." Du hast Gift! Hast Du das gesagt? Ja oder Nein! So lüge doch! Ha! Du hast Gift, und ich, ich habe einen Dolch. (Er zieht einen Dolch aus seinem Busen.)

**Tisbe.** Rodolfo!

**Rodolfo.** Ich gebe Euch eine Viertelstunde, Euch zum Tode zu bereiten, Madame!

**Tisbe.** Ah! Du willst mich tödten! Mit eigener Hand, jetzt gleich, ohne länger zu warten, ohne Dich vorher zu überzeugen! So leicht wird es Dir, diesen Entschluß zu fassen? So wenig bin ich Dir werth? Du tödtest mich aus Liebe zu einer Andern! So ist es denn wahr, sage es mir mit Deinem eigenen Munde, Du hast mich nie geliebt?

**Rodolfo.** Nein.

**Tisbe.** Genug. Dieses Wort schon tödtet mich. Dein Dolch nimmt nur das Leben vollends ganz.

**Rodolfo.** Ich, Euch lieben? Ich liebte Euch nie. Gott sei Dank! Höchstens Mitleid fühlte ich für Euch.

**Tisbe.** Undankbarer! Hast Du Jene geliebt?

**Rodolfo.** Ob ich Jene liebte? Höre zu, ich will es Dir zu Deiner Marter erzählen. Ob ich Jene liebte? Dieses reine, heilige Wesen, dieses Weib, die mein Alles, mein Leben, mein

Blut, mein Trost, mein einziger Gedanke, das Licht meines Lebens war, ob ich diese liebte, fragst Du?

Tisbe. Nun, so habe ich wohl gethan.

Rodolfo. Ihr habt wohl gethan?

Tisbe. Ja, ich habe wohl gethan. Weißt Du denn gewiß, was ich that?

Rodolfo. Ich es wissen? Ihr fragt zum zweitenmal. Ich sage Euch, Dafne hat Alles gehört. — Sie sagte mir weinend: „Herr! Herr! Nur sie drei waren im Zimmer, sie, der Podesta und eine andere Frau, ein furchtbares Weib, das der Podesta Tisbe nennt. Herr! Zwei lange schreckliche Stunden, zwei Stunden eines langsamen Todes, hielten sie die Unglückliche hin, weinend, flehend, verzweifelnd!“ — Du flehtest um Dein Leben, meine geliebte Catarina! Knieend, mit gefalteten Händen, zu ihren Füßen liegend, und sie stießen Dich von sich, diese Menschen. Und das Weib Tisbe holte das Gift. Und das Weib Tisbe zwang Dich, es zu trinken. Und den todten Körper ließ sie wegtragen, dieses Weib, dieses Ungeheuer, diese Tisbe. — Wo habt Ihr ihn hingethan? .... Das hat sie gethan, diese Tisbe. Ich weiß es gewiß. (Er zieht ein Sacktuch aus der Tasche.) — Wem gehört dieses Sacktuch, das ich bei Catarina fand, wem gehört es? Dein. (Auf das Crucifix deutend.) Dieses Crucifix, das ich bei Dir finde, wem gehört es? Der Ermordeten .... Ha! Ob ich es gewiß weiß! Jetzt, Weib, jetzt kniee, weine, flehe um Dein Leben, spute Dich, es geht zu Ende.

Tisbe. Rodolfo! ...

Rodolfo. Willst Du mich belügen? Belüge mich schnell! Was willst Du zu Deiner Rechtfertigung sagen?

Tisbe. Nichts, Rodolfo. Alles, was man Dir sagte, ist wahr. Glaube Alles. Du kommst eben recht, Rodolfo, ich wollte sterben. Ich dachte auf ein Mittel, an Deiner Seite, zu Deinen Füßen zu sterben. Von Deiner Hand sterben! Das ist

mehr, als ich hoffte. Von Deiner Hand, in Deinen Armen sterben! Habe Dank! Du wirst meine letzten Worte hören, meinen letzten Seufzer vernehmen. Ich will nicht mehr leben. Du liebst mich nicht, so tödte mich. Das ist das Einzige, was Du noch für mich thun kannst. Du willst mich also tödten?

**Rodolfo.** Madame ...

**Tisbe.** Höre mich nur einen Augenblick! Ich war immer beklagenswerth. Das sind nicht leere Worte, es ist ein gebrochenes Herz, das spricht. Man hat nicht viel Mitleid mit Weibern unseres Standes. Man weiß nicht, wie viel Muth und Tugend wir oft haben. Meinst Du denn, daß mir das Leben so werth sei? Als Kind war ich eine Bettlerin, im sechzehnten Jahre ohne Brod. Große Herren rafften mich von der Straße auf. Ich fiel von einem Unflath in den andern. Hunger oder Orgien! Man ruft uns wohl zu: „Verhungert!“ Aber Hunger thut weh. Man spart alles Mitleid für die großen Edeldamen. Wenn sie weinen, tröstet man sie. Wenn sie fehlen, werden sie entschuldigt. Und doch klagen sie immer. Wir aber, für uns ist Alles gut genug. Man stößt uns hinaus in die Wüste. „Was will das Weib? Fort mit ihr! Worüber klagt sie? Was weinst du, Dirne? Du bist da, um zu leiden und zu dulden.“ Rodolfo! Fühlst Du nicht, daß ich in meiner Lage eines Herzens bedurfte, das mich begriff? Mußte ich nicht Jemand lieben? Ich sage Dir das nicht, um Dein Mitleid zu erregen. Wozu würde es helfen? Alles ist vorüber. Aber ich liebe, — und erst nach meinem Tode wirst Du erfahren, wie sehr. Wenn ich nicht mehr sein werde! Seit sechs Monaten liebe ich Dich, seit sechs Monaten bist Du mein einziger Gedanke. Ich quälte Dich oft mit meiner Eifersucht, jetzt ist mir Alles klar. Ich bin nicht gram darum. Du kannst nichts dafür. Ich weiß jetzt, daß Dein Herz schon seit sieben Jahren an diesem Weibe hing. Ich war für Dich eine Zerstreuung, ein Zeitvertreib. Das ist ganz einfach. Ich

bin Dir nicht gram darum. Was soll ich jetzt thun? Ohne Deine Liebe leben? Das kann ich nicht. Ich lebe nur in Dir. Aber Du hörst mich nicht, Du willst mich nicht hören!

**Rodolfo.** Ob ich es gewiß weiß! Der Podesta holte die Sbirren, und während dieser Zeit habt Ihr mit leiser Stimme ihr so furchtbare Dinge gesagt, daß sie sich bequemte, das Gift zu nehmen. Seht Ihr nicht, daß ich wahnsinnig bin? Wo ist Catarina? Antwortet! Ist es wahr, daß Du sie getödtet, vergiftet hast? Wo ist sie? Sprich! Weißt Du, daß sie das einzige Weib ist, das ich je liebte? Das einzige, hörst Du, das einzige!

**Tisbe.** Die einzige! Die einzige! Oh! Tausend Dolchstiche in mein Herz! Um Gottes Barmherzigkeit willen! (Sie deutet auf den Dolch in seiner Hand.) Vollende mit diesem letzten!

**Rodolfo.** Wo ist Catarina, die einzige, die ich liebe?

**Tisbe.** Ha! Unbarmherziger! So zerreiße denn mein Herz! Ja, ich hasse dieses Weib, hörst Du, ich hasse sie! Man hat Dir die Wahrheit gesagt, ich habe mich gerächt, ich habe sie vergiftet, getödtet!

**Rodolfo.** Ha! Du sagst es selbst! Du rühmst Dich Deiner That? Himmel und Hölle!

**Tisbe.** Ja, und was ich that, ich würde es noch einmal thun! Stoße zu!

**Rodolfo** (in furchtbarem Grimm). Weib!

**Tisbe.** Ich habe sie ermordet, ich. Stoße zu!

**Rodolfo.** Elende! (Er stößt ihr den Dolch in die Brust.)

**Tisbe** (fallend). Du hast das Herz getroffen! Gib mir Deine Hand, Rodolfo. (Sie ergreift seine Hand und küßt sie.) Habe Dank! Ich bin frei durch Dich von den Banden des Lebens, Laß mir Deine Hand. Ich will Dir kein Leid thun, Du siehst es ja! Als Du den Dolch gegen mich zücktest und mir nur noch eine Viertelstunde zu leben gabst, da konnte, da wollte ich nicht mehr leben. Jetzt, da ich sterbe, sei barmherzig, sage mir ein Wort des Mitleids!

**Rodolfo.** Weib!

**Tisbe.** Ein Wort des Mitleids! Ich bitte Dich.

(Man hört eine Stimme hinter den Vorhängen des Alkov.)

**Catarina.** Wo bin ich? Rodolfo!

**Rodolfo.** Was höre ich? welche Stimme?

(Er wendet sich um und erblickt Catarina's bleiches Gesicht, welche die V hänge halb geöffnet hat.)

**Catarina.** Rodolfo!

**Rodolfo** (eilt zu ihr und trägt sie in seinen Armen fort.) Cat rina! Großer Gott! Du hier! Lebend! Wie kommt das? Himme (Sich zu Tisbe wendend.) Ha! Was habe ich gethan?

**Tisbe** (schleppt sich zu seinen Füßen; lächelnd). Nichts, nich hast Du gethan. Ich that es selbst, ich wollte sterben. I führte den Dolch in Deiner Hand.

**Rodolfo.** Catarina, Du lebst! Großer Gott! wer h Dich gerettet?

**Tisbe.** Ich für Dich.

**Rodolfo.** Tisbe! Hülfe! O ich Elender!

**Tisbe.** Hülfe kommt zu spät. Ich fühle es. Sei glücklich Ich habe den Podesta getäuscht. Ich gab ihr statt des Gifte einen Schlaftrunk. Jedermann hielt sie für todt. Sie schli nur. Es stehen Pferde bereit. Mannskleider für sie. Eilt! I drei Stunden habt Ihr das Gebiet von Venedig im Rücke Gott mit Euch! Ihr Eheband ist gelöst. Sie ist todt für de Podesta, sie lebt für Dich. Habe ich so Alles wohl gemacht

**Rodolfo.** Catarina! Tisbe!

(Er fällt nieder und heftet das Auge starr auf die verscheidende Tisbe.)

**Tisbe** (mit allmählig erlöschender Stimme). Ich sterbe. Denk bisweilen an mich. Denke an die arme Tisbe! Ich werde dan sanfter ruhen im Grabe. Lebt Beide wohl! Zum letztenma nenne ich Dich meinen Rodolfo! O mein Rodolfo! Ich sterbe Gott segne Euch! (Sie stirbt.)

ch.
lov.)

lche die Ver-

rt.) Cata-
Himmel!

s, nichts
hen. Ich

wer hat

lücklich!
s Giftes
e schlief
ilt! In
Rücken.
ür den
macht?

Liebe.)
Denke
e dann
enmal
sterbe.
it.)

